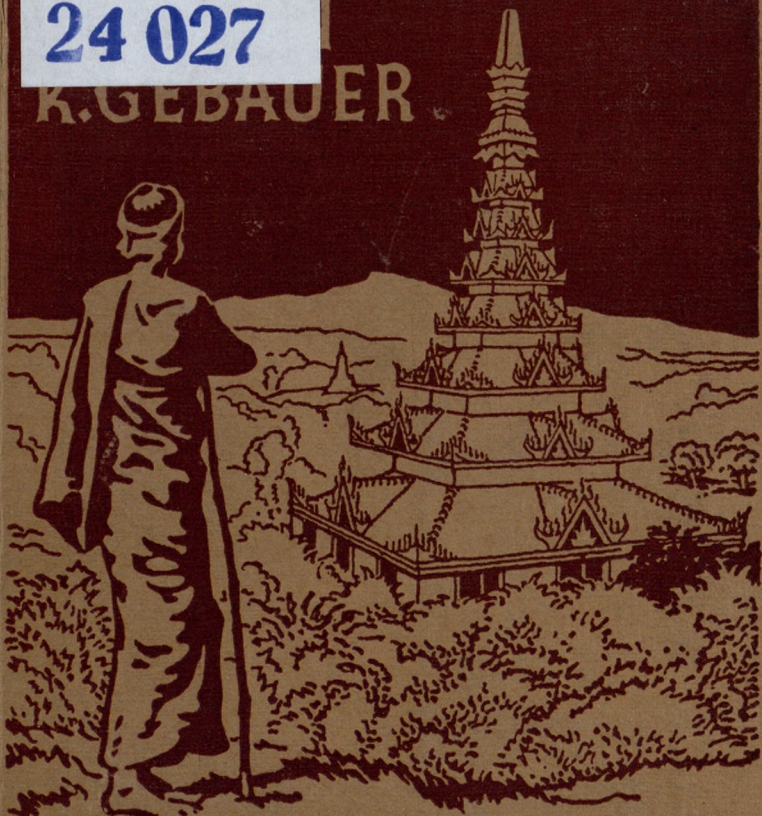


24 027

K. GEBAUER

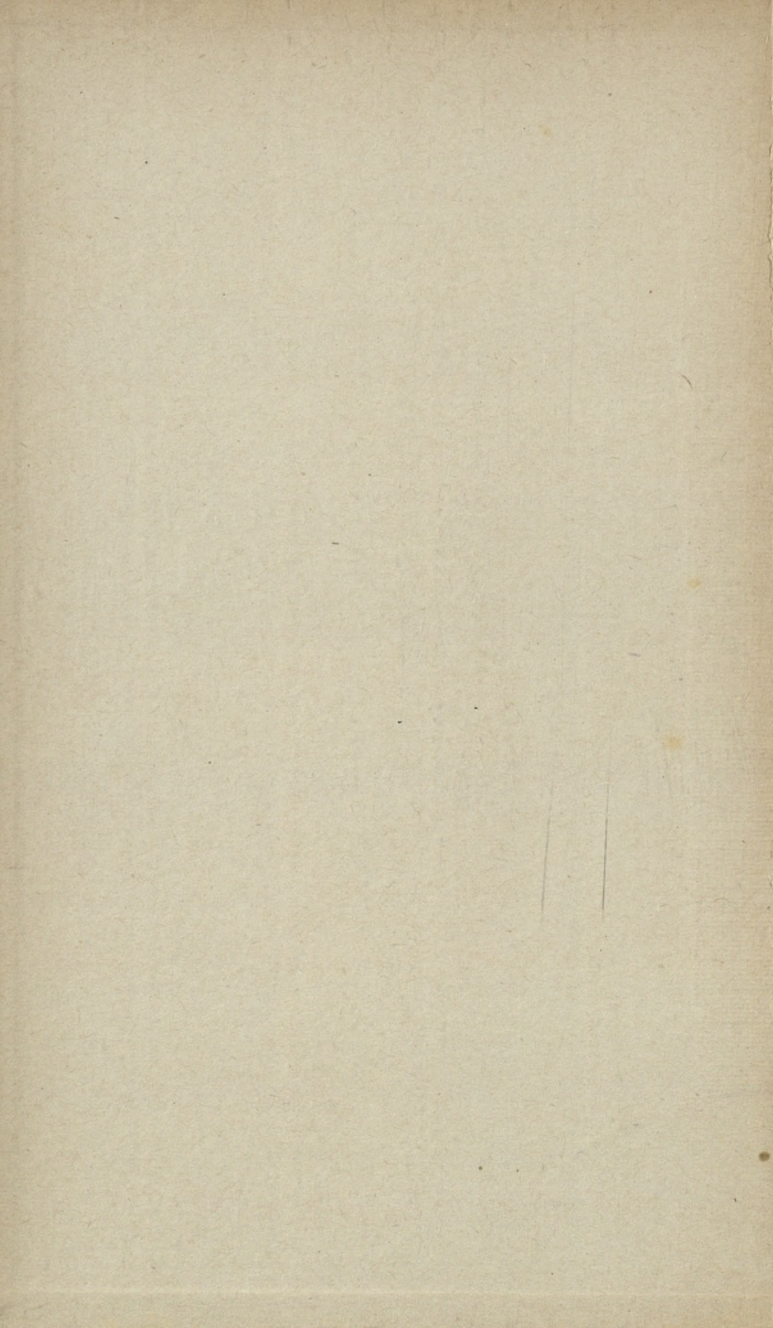


# BURMA

## TEMPEL <sup>UND</sup> PAGODEN

Erlebnisse  
längs der Burmastraße

KARL H. BISCHOFF VERLAG

















ANTON K. GEBAUER

Burma  
Tempel und Pagoden

ERLEBNISSE LANGS DER BURMASTRASSE

Mit 16 Kunstdruckbildern und 1 Übersichtskarte

1943

KARL H. BISCHOFF VERLAG  
Berlin · WIEN · Leipzig

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168607

*lit. podróżnicza  
Burma*



24027

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright  
1943 by Karl H. Bischoff Verlag Wien-Berlin. Druck: Elbemühl A. G.,  
Wien IX

Printed in Germany

**ZBIORNICA**  
Kolegijska  
Zabrze



## INHALT

Bilderverzeichnis	7
Einleitung	11
Mandalay, die letzte Königsstadt Burmas	17
Ein Opferfest bei den wilden Katschin Hinterindiens	33
Im Tal der Todesschatten	55
Im Tempel von Scheden	73
Nang-Ma-Pri	93
Om Mani Padme Hum!	113
Die heilige Schlange der Inder	131
Lagami	151
Mit der Karawane nach China	171
Von den Bergurwäldern, Missionen und Missionären	211
Das Lager am Lenagopaß	253
Ein Rastag unter den Lisu	267





## BILDERVERZEICHNIS

Nach Seite 32:

Kyaung-daw-gyi, das königliche Kloster in Mandalay  
Mandalay. Das Glaskloster  
Marktplatz von Lashio (Beginn der Burmastraße)  
Der Landungsplatz von Bhamo am Irawaddy

Nach Seite 224:

Nonnen der Mission von Szerdschou  
Missionäre auf Erkundungsfahrt (Rev. Geis und Rev. Frazer)  
Die Vorsteher des Klosters Lamasa bei Weihsi  
Flatternde Gebete auf dem heiligen Pilgerweg nach Lhasa

Nach Seite 256:

Meine Karawane auf dem 3600 Meter hohen La-Ma-Ku-Ka-  
fang-Paß. Übergang vom Salwin zum Mekong  
Queren des Mekong auf einer Seilbrücke  
Im Hagelsturm auf dem Paß Lenago. 4200 Meter hoch  
Pfahlbauten in Bhamo

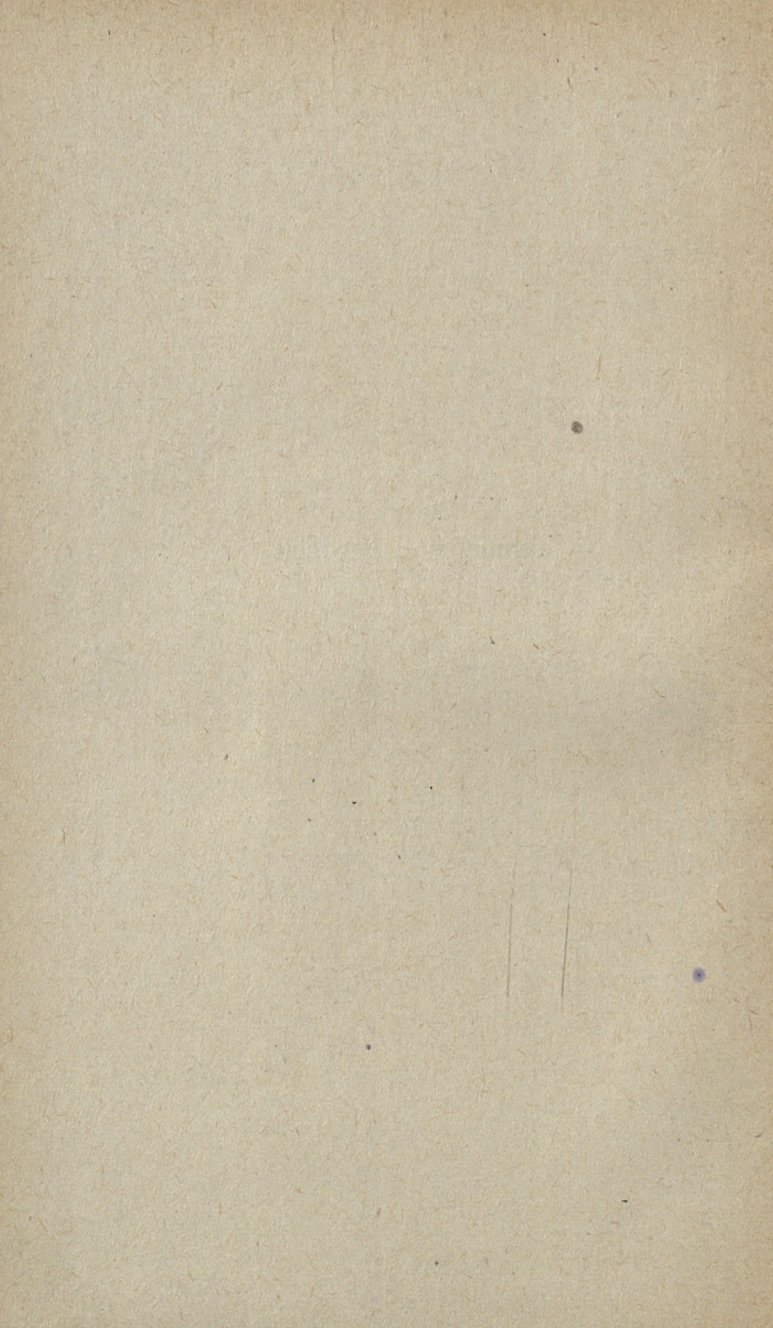
Nach Seite 272:

Lisuweiber beim Weben von Matten  
Der Lisuzauberer neben dem Opfertier. Oben der Altar  
Der Tanzplatz mit der Trommel und den Opfergestellen  
Eine Kobra



Burma  
Tempel und Pagoden





## EINLEITUNG

Frühzeitig schon sahen die Franzosen die Notwendigkeit eines leistungsfähigen Verkehrsweges von ihrer Kolonie Indo-China in das Herz Chinas ein. Ihrer Absicht, eine Eisenbahn nach Yünnanfu zu bauen, standen durch Jahre die Widerstände der chinesischen Regierung entgegen. Wie ungemein schwerwiegend diese Widerstände waren, zeigt die Geschichte des ersten Bahnbaues in China.

Es war im Jahr 1876. Eine Anzahl Kaufleute in Schanghai hatte sich in einer Aktiengesellschaft vereinigt. Es gelang ihnen, die Bewilligung zum Ankauf von Grund und Boden zum Zwecke eines Straßenbaues von Schanghai nach dem 15 km entfernten Vorhafen Wusung zu erhalten. Als die Straße fertig war, wurden Schienen gelegt und der Betrieb einer Kleinbahn eröffnet. Der auf solche Weise hintergangene Taotai (die Errichtung einer Eisenbahn wäre ja nie bewilligt worden) setzte alle Hebel in Bewegung, um den Bahnbetrieb unmöglich zu machen. Über Druck der chinesischen Regierung sah sich die britische Gesandtschaft genötigt, der Aktiengesellschaft den Auftrag zu erteilen, die Bahn an den Generalgouverneur von Nanking zu verkaufen. In dem Abkommen verpflich-



## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

teten sich die Behörden, die Bahn ein Jahr lang zu verwalten. Nach Ablauf dieses Jahres sollte die Bahn Eigentum der Regierung werden. Obwohl die Bahn sehr ertragnisreich war, wurden nach dieser Zeit die Schienen abgetragen und mit dem gesamten Wagenpark nach Formosa in die Kohlenminen gebracht. Damit verschwand die erste Eisenbahn Chinas vom Festland. Erst zehn Jahre später wurde der nächste Bahnbau von Taiping nach Tientsin in Angriff genommen.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts gelang es den Franzosen, alle Hindernisse zu überwinden und die Bahn von Hanoi nach Yünnanfu (Kunming) in Betrieb zu nehmen. Dieser Bahnbau brachte den Franzosen sehr große wirtschaftliche Vorteile, denn ein Großteil des Handels, der früher über Burma auf der langsamen und dadurch teureren Karawanenstraße nach Yünnan gegangen war, wählte den rascheren und bedeutend billigeren Weg über Hanoi.

Die Engländer, die inzwischen ebenfalls den Bau einer Eisenbahn nach Yünnan begonnen hatten, kamen infolge des langen Zögerns und wohl auch der großen technischen Schwierigkeiten wegen nur bis in das Herz der nördlichen Schanstaaten, bis nach Lashio. Hier stellten sie den Weiterbau ein, weil einerseits die französische Linie bereits im Betrieb war, andererseits aber auch, weil der Sawbwa (Fürst) von Hsein-wi ihnen große Hindernisse in den Weg legte. Auch taktische Erwägungen scheinen bei diesem Entschluß mitgewirkt zu haben, denn die Schaffung eines so leichten Einfalltores aus dem großen



## EINLEITUNG

chinesischen Reiche in ihr Schutzgebiet konnte unter bestimmten Verhältnissen verhängnisvoll werden.

Die alte Karawanenstraße kürzte sich durch diesen Bahnbau um ungefähr 300 km. Trotzdem gelang es den Engländern nicht, den an die französische Linie verlorengegangenen Warenverkehr wieder zurückzuerobern, da sie die Frachttarife dreimal so hoch wie auf anderen Bahnen festgesetzt hatten. Nur drei Züge gabs in der Woche, die außerdem nur bei Tage fahren und in Lashio erst am zweiten Tag ankamen. Auch der aus Burma kommende Karawanenverkehr mied die teure Bahn und benützte auch weiterhin die Karawanenstraße.

Mit Ausbruch des Krieges zwischen Japan und China änderten sich die hier herrschenden Verhältnisse mit einem Schlage. Die Notwendigkeit eines leistungsfähigen Verbindungsweges der anglo-amerikanischen Mächte mit der von ihnen unterstützten Tschungkingregierung war damit klar gegeben. Da ein Bahnbau zu lange Zeit in Anspruch genommen hätte, wurde ein Autostraßenbau auf der über 3000 km langen Strecke begonnen und mit den primitivsten Mitteln, ausschließlich durch Menschenarbeit in unglaublich kurzer Zeit vollendet. Ungeheures Menschenmaterial war dazu nötig. Daran war kein Mangel, denn es gab viele Hunderttausende von Flüchtlingen aus den Kriegsgebieten, die mittellos und hungernd diese Gebiete durchzogen.

Die technischen Schwierigkeiten dieses Straßenbaues waren ungemein groß, galt es doch, 3 bis 3000 m aufsteigende, sehr steile, keine tiefen Einschnitte aufweisen-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

den Wasserscheiden des Salwin und Mekong, weiters die in engen Rinnen verlaufenden Ströme und eine Anzahl anderer Flüsse zu überwinden. Steigungen bis 2000 m waren zu nehmen. Mit Hunderten von Serpentinien und Brücken und durch ungefähr 200 Tunnels wurde das Werk geschaffen. Dieser an die Technik so große Anforderungen stellende Bau besitzt sehr leichte Verletzbarkeit, sowohl durch die in jenen Gebieten in der Regenzeit ungemein großen Niederschlagsmengen, als auch durch kriegerische Handlungen der Japaner. Als Folge davon sind die Briten gegenwärtig eifrig dabei, die Bahnstrecke von Lashio nach Yünnanfu auszubauen, und die Amerikaner haben Fachleute nach Tschungking geschickt, die die Asphaltierung der Burmastraße und die Anlage einer Ölleitung längs der Straße nach Burma studieren sollen. Briten und Amerikaner werden auch diesmal nicht dazukommen, diese Zukunftspläne zu verwirklichen.

Was die politische Zugehörigkeit der von dieser Straße durchzogenen Gebiete betrifft, so gehört der Teil bis an den Salwin zu den nördlichen Schanstaaten. Diese Staaten, die aus den Fürstentümern Hsipaw, Mainje, Mainkain, Taungbain und Hsein-Wi bestehen, werden von eigenen Fürsten, den Sawbwas, regiert, deren Regierungstätigkeit von britischen Superintendenten seit dem Jahre 1886 überwacht wird. In diesem Jahr war Mandalay, die Hauptstadt von Oberburma, von den Briten erobert worden.

Den Hauptteil der Bevölkerung bilden die Schan. Sie selbst nennen sich Tai, gehören also zu demselben Stamm



## EINLEITUNG

wie die Siamesen von Tailand. Außerdem bewohnen diese Gebiete eine größere Anzahl in Sprache, Kulturzustand, Religion, Sitten und Gebräuchen verschiedene Stämme, von welchen einige, die durch schwere Zugänglichkeit abgeschlossen leben, ihre Ursprünglichkeit bis heute bewahrt haben. Neben Burmesen und Chinesen wohnen in den Schanstaaten, durch deren Gebiet die Burmastraße führt, Palaung, K'tschin (Cachin), Myan, Lowas und Wahs. Ein Teil dieser Stämme reicht aber auch noch über den Salwin in chinesisches Gebiet hinüber. Dort kommen noch die Stämme der Chua- und Che-Lisu, die Minchia, die Lolo und Moso dazu.

Die Burmastraße führt durch das nördlichste Fürstentum Hsein-Wi. Der frühere Sawbwa Hkun Sang Ton Hung hatte seine Residenz in Hsein-Wi, zwei Tagesreisen östlich von Lashio. Er haßte die Briten, kam deshalb auch nie in den zweitgrößten Ort des Fürstentums, nach Lashio, wo der britische Superintendent und ein britischer Polizeikommissär wohnten. Er hatte zwei Söhne. Der ältere, ebenfalls ein Feind der Briten, wurde von diesen 1910 gefangengenommen. Der jüngere, Maha-Wong, der Erbe des Fürstentums, stand ganz unter britischem Einfluß, lebte getrennt von seinem Vater in Lashio. 1911 kam es zur Aussöhnung zwischen beiden. Auf dem Zuge Maha-Wongs zu seinem Vater nach Hsein-Wi begleitete ich ihn. Es gab überall feierlichen Empfang. In Hsein-Wi lernte ich auch den alten Sawbwa, einen ungefähr 70jährigen, nicht unsympathischen Herrn, kennen, der sich für alles, was Europa betraf, lebhaft inter-



## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

essierte. Noch in demselben Jahre trat der alte Fürst die Regierung an Maha-Wong ab.

Auf meiner nahezu einjährigen Wanderung durch das Fürstentum Hsein-Wi und auf einer späteren Reise durch die chinesischen Gebiete längs des Salwin und Mekong bis Talifu und Lichiangfu, am Jangtsekiang gelegen, lernte ich fast alle Stämme kennen. Was ich erlebte, soll dazu dienen, den Leser mit Land und Leuten an der Burmastraße bekanntzumachen.

## MANDALAY,

die letzte Königsstadt Burmas

Tief dunkelblau fluten am Bug des Schiffes die Wellen des bengalischen Meeres. Ihr leises Rauschen scheint mit dem rhythmischen Maschinenpuls und mit dem eigenen Herzschlag sympathisieren zu wollen. Als wohlige, einschläfernde Musik umspinnen sie in der lauwarmen Abendluft unsere Gedankenwelt und machen sie aufnahmebereit für die Wunder des märchenhaften Pagodenlandes, dem wir entgegenfahren.

Das Meer ist eine samtartige, spiegelglatte, dunkelblaue Fläche, die sanft, ohne merkbare Kontur in den lichtblauen Himmel übergeht. Wohlig atmet sich die von Meer, Sonne und den Düften des nicht mehr gar so fernen Tropenlandes erfüllte Luft.

Wie unsagbar schön ist doch Gottes herrliche Welt!

Und am nächsten Morgen! Welch seltsamer Kontrast! Aus dem dunkelblauen, samtenen Wasserspiegel ist eine bewegte, kaffeebraune Wasserwüste geworden, die den Tropenmorgen seiner ganzen Schönheit beraubt und in uns das Gefühl hervorruft, auf einem ungeheueren, Hochwasser führenden Strome, der verwüstend das ganze Land verschlungen, dahin zu fahren. Und wenn aber-

ZBORNIKA  
Kolekcyjne  
Literatury



mals ein neuer Morgen dämmert, ist das weite Meer verschwunden und unser Schiff schwimmt auf träge dahinziehendem Strome, umgeben von gewaltigen Schilfmassen, der 34 km stromaufwärts gelegenen Hauptstadt Unterburmas — Rangun — entgegen. Glitzernd leuchten hie und da aus den Schilfmassen des Deltas die goldig glänzenden Turmkegel der Pagoden. Wir sind im Pagodenlande!

600 km stromaufwärts liegt die Hauptstadt Oberburmas — Mandalay —, wo die Bahnstrecke nach Lashio ihren Anfang nimmt.

Viermal schon habe ich diese seltsame junge Stadt mit dem greisen Antlitz besucht und jedesmal nahm sie mich durch ihre eigenartige Schönheit und durch eine Aureole kurzer, aber sehr inhaltsreicher Vergangenheit gefangen.

Noch vor 80 Jahren breiteten sich dort, wo heute die zehn Quadratkilometer umfassende Stadt steht, weite sumpfige Reisfelder und jungfräuliche Dschungel aus. Von Menschen ungestört führten Elefant, indisches Nashorn, Tiger und Panther ein beschauliches Dasein. Über Nacht sollte es anders werden.

Es klingt wie im Märchen. —

Der König Mindon-Min, der seit 1852, um welche Zeit die Engländer Unterburma besetzten, seine Residenz in Amarapura, am Irawaddy gelegen, aufgeschlagen hatte, war ein recht nervöser Mann. An die vornehme Ruhe des königlichen Palastes gewöhnt, konnte er das zum erstenmal in seiner Residenzstadt ertönende aufdringliche Getöse der englischen Flußdampfer, das ihn bis in die inner-



## MANDALAY

sten Gemächer seines Palastes verfolgte, in kurzer Zeit nicht mehr ertragen. Da seine Machtbefugnisse vor dem mächtigen britischen Reiche endeten, gab es für ihn nur einen Ausweg, um den aufregenden Tönen zu entgehen. Er, und mit ihm selbstverständlich auch seine Königsstadt, mußten von hier fort. Nach ausgiebigem Beraten mit seinen Astrologen entschied er sich für eine Stelle mitten im Dschungel, 3 km landeinwärts gelegen. Schon am nächsten Tag erfolgte ein königliches Edikt, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel die erschreckten Menschen überfiel. Bei sonstiger Todesstrafe wurde darin jeder einheimische Bewohner von Amarapura verpflichtet, die Stadt zu verlassen und Häuser und Hütten am neuen Orte zu errichten.

So entstand Mandalay in den Jahren 1858—1860. Ein hohes turm- und zinnengeschmücktes Mauernquadrat von 2 km Seitenlänge und ein 50 m breiter, wassergefüllter Wallgraben umgab bald die neue Residenzstadt, in deren Zentrum, dem Zentrum Burmas, dem Zentrum des Universums, der neue hölzerne Palast des Königs sich erhob.

Abgesehen von den großen materiellen Verlusten, die die Bewohner von Amarapura durch das Verlassen und den Neubau ihrer Hütten und Häuser erlitten, kam auch viel Leid über eine große Anzahl der vornehmsten Familien. Am Königshof in Burma spielten nämlich Astrologen seit jeher eine große Rolle. Nichts wurde vom König und seiner Regierung unternommen, was nicht vorher die Sanktion dieser Leute erlangt hatte. Diese Astrologen waren aber nicht Burmesen buddhistischen Glau-

bens, denen ja jedes Leben, ihrer Religion nach, tabu hätte sein müssen, sondern waren immer Brahminen, also Angehörige der Priesterkaste aus Vorderindien, Menschen ganz anderer Rasse und Religion. Von diesen Astrologen war seit jeher als notwendig erachtet worden, beim Bau einer neuen Stadt eine größere Anzahl Menschen unter den Stadtmauern lebendig zu begraben. Ihrer Überzeugung nach wurden aus den Begrabenen Nats, Geister, die nicht nur alle Menschen bösen Willens, sondern auch alle bösen Geister abhielten, der Stadt und ihren Bewohnern zu schaden, und die schließlich die Stadt unbesiegbar machten, allerdings nur für eine beschränkte Periode. Die Dauer dieser Schutzperiode wurde von geschlossenen Ölkrügen bestimmt, die neben die an den Ecken der Stadtmauer lebendig Begrabenen in die Erde gestellt wurden. Alle sieben Jahre wurden diese Krüge untersucht. Waren sie leer, so war die Schutzzeit zu Ende.

Je 52 Menschen beiderlei Geschlechts, schön, unberührt und vornehmen Standes, mußten die Sicherheit der neuen Stadt durch Opferung ihres jungen Lebens gewährleisten. Als die Kunde in die Stadt drang, daß Soldaten die Opfer sammeln würden, wurden die so belebten Straßen der alten Stadt menschenleer. Um die Auswahl der zu Opfernden zu erleichtern, gab der König glänzende, dramatische Feste, aber niemand erschien dazu, so hatte die Furcht vor dem grausamen Tode die Menschen gepackt. Schließlich wurden die Opfer von Soldaten aus den Häusern geholt. Je drei derselben wurden unter den zwölf Türmen der Stadtmauer, vier unter deren Ecken,



## MANDALAY

vier unter den Palasttoren, vier unter den Ecken der Palastpalisaden und schließlich vier, die Schönsten und Vornehmsten, unter dem Thron des Königs lebendig eingegraben.

1860 übersiedelte der König mit seinem Hofe, seinen Ministern und der gesamten Bewohnerschaft von Amrapura nach Mandalay.

Unter der Regierung dieses Königs herrschte im ganzen Lande Ruhe. Dem Zwange, nicht dem Drange seines Herzens folgend, mußte er auch mit dem mächtigen Albion Frieden halten. Als er 1878 starb, ging mit ihm die Ruhe im Lande und die Zufriedenheit seiner Bewohner dahin. Der Verstorbene hatte 53 angetraute Frauen und zahllose Nebenfrauen. Von seinen wirklichen Frauen besaß er 48 Söhne und 62 Töchter. Als er starb, lebten noch 24 Söhne, von denen 22 als Thronerben in Betracht kamen. Doch keinem derselben gelang es, König zu werden. Der nicht thronberechtignte Thibaw, aus einer Nebenlinie, bemächtigte sich des Thrones. Um sich denselben zu sichern, ließ er alle erbberechtigten Söhne des verstorbenen Königs und die ihm erreichbaren Prinzessinnen und Frauen in den Kerker werfen und ermorden. Nur einzelnen gelang es, diesem Massaker zu entgehen. Als ich 1911 in den benachbarten nördlichen Schanstaaten weilte, traf ich dort ein Enkelkind des Königs Mindon-Min, die einstige Prinzessin Htaik Tin Hla. Als Besitzerin eines kleinen Fruchtladens in Hsein-Wi fristete sie ihr Leben.

Als unter der Regierung des neuen Königs die Ölkrüge an den Ecken der Stadtmauer, neben den lebendig Be-



## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

grabenen, im Jahre 1880 wieder untersucht wurden, zeigte sich, daß zwei leer, einer halbleer und nur einer unverseht war. Zur selben Zeit wütete eine Blatternepidemie in der Stadt und dezimierte die Einwohnerschaft. Als dann noch der einzige Sohn des Königs starb, weiters ein ungeheurer Rubin aus dem Kronschatz verschwand und ein Tiger in der Stadt erschien, andeutend, daß bald wieder Wildnis hier herrschen werde, schien das Schicksal der Stadt entschieden. Die königlichen Astrologen erklärten, daß die Stadt verlassen werden müsse, um größerem Unheil zu entgehen. Davon wollten aber weder der König noch seine Minister etwas hören, denn es steckten zu gewaltige Werte in der noch so jungen Residenz. Die Astrologen mußten ein anderes Mittel zur Rettung der Stadt ausfindig machen. Unter dem Vorsitz ihres Führers, des grausamen alten Schurken Ponna Wun, hielten sie eine neue Beratung ab. Schließlich erklärten sie, daß das Unheil nur durch eine große Anzahl von Menschenopfern abgewendet werden könne. 100 Männer, 100 Frauen, 100 Knaben, 100 Mädchen, 100 Soldaten und 100 Ausländer mußten lebendig begraben werden. Der König gab dazu seine Zustimmung und unterzeichnete noch an demselben Tag den betreffenden Erlaß. Als Soldaten mit der Gefangennahme der Opfer begannen, setzte eine beispiellose Panik in der Stadt ein. Die englischen Flußdampfer waren zum Sinken gefüllt und in Ruderbooten, Wagen und zu Fuß strömten ununterbrochen Scharen aus der unglücklichen Stadt. Mandalay wäre in unglaublich kurzer Zeit menschenleer geworden, wenn nicht die britische

## MANDALAY

Regierung, die inzwischen von der Absicht des Königs und seiner Astrologen Nachricht erhalten hatte, der unheimlichen Tragödie ein Ende bereitet hätte. Ihrem Machtworte zufolge mußten die noch in den Gefängnissen zum Opfertod bereitgehaltenen, von denen in der Nacht schon eine Anzahl lebendig begraben worden war, wieder freigelassen werden.

Noch fünf Jahre dauerte die Regierung dieses unzurechnungsfähigen, ganz unter der Herrschaft der Astrologen und eines grausamen Weibes stehenden Königs. Im Jahre 1885 besetzte England Oberburma und eroberte Mandalay. Der König Thibaw-Min, der letzte König der Burmesen, nach der burmesischen Geschichte der 587.000., wurde gefangengenommen und als Staatsgefangener der Engländer nach Madras in Vorderindien gebracht, wo er noch während des Weltkrieges lebte.

Nach der Eroberung Mandalays durch die Engländer mußte die erst 25 Jahre alte Stadt eine gewaltige Umwälzung mitmachen. Sämtliche Gebäude innerhalb der Stadtmauer, mit Ausnahme des Zentrums des königlichen Palastes, wurden niedergerissen und die Bewohner genötigt, außerhalb der Mauer sich eine neue Stadt zu errichten. Ein neues, nicht von Mauern eingeengtes Mandalay entstand so. Der weite, innerhalb der Stadtmauer gelegene 4 km<sup>2</sup> große Raum wurde zum Kantonement, zum Militärlager, und erhielt von den Engländern den Namen „Fort Dufferin“.

Wo sich vor kurzem noch das lebendige, malerische Getriebe echt orientalischen Lebens breitgemacht hatte,



erhoben sich in einer Ecke nüchterne Wellblechbaracken für die britischen Truppen, und weite Exerzierplätze gähnten öde gegen den strahlenden Tropenhimmel.

Und das Zentrum des Universums, der Palast des Königs, stand in der weiten Leere des Raumes, der durch seine Leere doppelt groß erschien, in seiner Unberührt-heit einsam und verlassen da und strahlte schwere Romantik aus. Doch für Romantik hat der Brite der Kolonien gar nichts übrig. Und so zog auch bald im Palast nüchternes Leben ein. Aus dem Audienzsaal des Königs wurde eine Missionskapelle und aus einer großen Anzahl der schönsten Räume Kanzleien und Klublokalitäten. Das wäre wohl bis heute so geblieben, wenn nicht der Unwille internationalen Reisepublikums Proteste gegen die Entweihung unwiederbringlich verlorengangener romantischer Vergangenheit auf die Regierung Großbritanniens herabgeregnet hätte. Diesem Ansturm hielt Großbritannien nicht stand. Mission, Kanzleien und Klubs wurden entfernt und alles wieder in ursprünglichem Zustand hergestellt. Und heute steht dieser Palast in tropischer Vegetation wieder als ein Stück Märchenland da. Im Zentrum der weiten sonnversengten Fläche und der nüchternen Umgebung des britischen Lagers wirkt er mit solcher Kraft auf die Phantasie des Beschauers ein, daß sich ihr auch der Nüchternste wohl kaum entziehen kann. Und das außerhalb der Stadtmauer abermals neu entstandene Mandalay, dem die Aureole jeglicher Vergangenheit fehlt, ist eine recht prosaische, moderne Stadt geworden, die heute etwa 200.000 Einwohner zählt. Die geraden,



## MANDALAY

rechtwinkligen, breiten Straßen, die in heißer Jahreszeit mit einer handhohen Staubschicht, in der Regenzeit mit einem Kotmeer bedeckt sind, die langweiligen Häuser mit ihren nichtssagenden Fassaden, der Mangel von allem, was zur Romantik des Orients gehört, machen dieses Mandalay, dessen ungünstige Lage abseits vom Strom Irawaddy außerdem jeden Handel unterbindet, dessen Bewohner daher auch keinen Unternehmungsgeist besitzen, zu einer nichtssagenden, zu einer sterbenden Stadt. Wären nicht der Palast, umgeben von der zinnen- und turmgeschmückten, malerischen Stadtmauer, der breite mit Lotosblumen bedeckte Wallgraben, die lebendigen Basare und die vielen, vielen, abseits von den Häusern stehenden Klöster und Pagoden, so würde es wohl kaum einen Reisenden geben, der Verlangen fühlen würde, Mandalay zu sehen.

Ja, die buddhistischen Klöster und Pagoden! Mandalay ist jene Stadt Burmas, jene Stadt der Welt, die die zahlreichsten und prächtigsten Klöster aufweist. Unsere Sprache besitzt kein Wort, welches nur annähernd wiedergeben würde, was ein „Pongyi-kyaung“, ein buddhistisches Kloster Burmas bedeutet. Unser Wort „Kloster“ verführt uns zu einer vollständig falschen Einstellung. Äußerlich sind diese Pongyi-kyaungs verkörperte Traum-bilder toller, üppigster, märchenhafter orientalischer Einbildungskraft, deren Wirkung uns Europäer immer ganz gefangen nimmt. Wie sollte es auch anders sein, wenn wir diesen märchenhaften, meistens auf Pfählen stehenden, oft gewaltig großen Teakholzbauten mit ihren drei-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

fünf- bis siebenfachen, übereinander hockenden, geschwungenen vielgliedrigen Dächern, von denen jedes einzelne Teilchen meistens die prächtigsten Schnitzereien zeigt, gegenüberstehen. Gold und abenteuerliche Formen, wohin wir auch blicken. Und wenn dann noch leiser Wind aus dem Hti, dem schirmartigen, oft mit Edelsteinen verzierten Schmuckstück der Spitze, das rings mit silbernen und goldenen Glöcklein behängt ist, leises Klingen, wie aus ferner Welt, herabträufeln läßt, so stehen wir vollständig im Banne dieser seltsamen Welt.

Holz- oder auch Steinstufen führen zu einer ein bis zwei Meter oberhalb des Erdbodens befindlichen offenen Plattform. Bei Steinstufen stehen zu beiden Seiten mächtige „Bilus“ als Wächter, seltsame Gestalten, halb Mensch, halb Löwe. Bei Holzstufen sind die Geländer auf das reichste mit tiefen Schnitzereien versehen, die Nats, Ungeheuer, tanzende Gestalten und grimmige Krieger darstellen.

Von der Plattform steigt das eigentliche Gebäude empor, das mit seinen vielen Dächern den Eindruck hervorruft, aus mehreren Stockwerken zu bestehen. Das ist aber niemals der Fall, denn persönliche Würde erfordert, daß niemals oberhalb des Menschen ein anderer sich befinden soll. Im Innern sind diese Kyaungs in ihrer Mehrzahl etwas einfacher. Von der Veranda gelangt man in den hohen, bis an die Dächer reichenden Hauptraum, der durch eine in der Mitte durchlaufende Erhöhung des Fußbodens in zwei Teile geteilt ist. Der untere Teil ist für Schüler und Besucher bestimmt, der obere Teil den



## MANDALAY

Mönchen vorbehalten. Dort sitzen sie die meiste Zeit des Tages bei ihren Gebeten und Meditationen. Längs der Seitenwände liegen die zusammengerollten Schlafmatten, denn dieser Mittelraum ist meistens gleichzeitig Schlafraum der Klosterinsassen. An der Rückseite des oberen Teiles befinden sich sämtliche Buddhastatuen, Bücher, Schriften, Geschenke und Kostbarkeiten, die das Kloster besitzt.

Ein reich verziertes Geländer schließt den Klostergrund von der Außenwelt ab. Er ist heilig. Jeder Einheimische, der Klostergrund betritt, muß sich seiner Schuhe entledigen.

Diese eben besprochene Form der Klöster ist typisch für sämtliche Klosterbauten Burmas. Und doch wirkt jedes der so vielen, vielen Kyaungs Mandalays verschieden auf den Beschauer ein, jedes einzelne hat ganz besondere Eigenheiten, die uns fesseln. Es ist unmöglich, diese Eigenheiten alle aufzählen zu wollen. Packende Märchenhaftigkeit, wohin wir auch blicken.

„Kyaung-daw-gyi“, das königliche Kloster. Es steht in der Nähe des Osttores der Stadt, am Fuße des Mandalayberges und besteht aus einer größeren Anzahl prächtiger Gebäude. Jeder Zoll des Teakholzbaues zeigt liebevoll durchgeführte Schnitzereien, zum Teil vergoldet, zum Teil mit Spiegelmosaik bedeckt, aus denen die Tropensonne nach allen Seiten Gleißern und Glitzern wirft; die vielgliedrigen verzinnten Dächer leuchten silbern aus dunklen, spitzenartigen Holzschnitzereien. Die schweren Stämme, die das Gebäude tragen, sind zum Teil vergoldet,

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

zum Teil mit rotglänzendem Lack überzogen; überall phantastische und groteske Figuren. Im Innern ist das Getäfel der Wände und der Dächer teilweise reich geschnitzt, teilweise mit Spiegelmosaik ausgelegt. Wohin das Auge auch blickt, Gold, Glanz und abenteuerliche Formen. Eine uns fremde, unverständliche Welt, die unsere Phantasie vollständig gefangen nimmt.

Mächtig sind diese Klosterbauten. Das leider verbrannte Kloster Maha Yatana wurde von 404 Teakholzsäulen getragen, von denen keine dünner als 60 cm und deren Zentrumssäule 25 m hoch war.

Von den Klöstern ganz verschieden sind die Pagoden, die Payas. Es sind dies meistens aus Lehm oder Ziegeln gebaute kegelförmige Türme auf quadratischer Basis, die Reliquien von heiligen Mönchen, selten solche von Buddha enthalten. Eine große Anzahl ist bis zur Spitze vergoldet. Größere Payas haben an ihrer Basis oft im Baustil der Klöster errichtete Gebäude, die die Andachtsräume darstellen. In ihrem Innern gibt es Buddhagestalten in allen Größen, aus Lehm, Holz, Bronze, Elfenbein und Silber, auch Gold. Der größte und kostbarste Buddha steht immer in der Mitte einer Seitenwand auf einem Altar. Seine Umgebung ist auf das reichste geschmückt. Vor ihm brennen Tag und Nacht zahllose Kerzen und Räucherstäbchen.

Zu allen Tageszeiten findet man hier Betende. Sie bestehen in der Mehrzahl aus Frauen und Mädchen. Festtäglich bekleidet, in ihren seidenen Tamein, behängt mit buntem Schal, ihre Haarkrone geschmückt mit leuchten-



## MANDALAY

den Orchideen, in den Händen Blumen, Kerzen und Räucherstäbchen als Opfergaben, knien diese immer zierlich wirkenden Geschöpfe vor den nichtssagenden Zügen der zahllosen Buddhagestalten und flehen um Kraft, so zu leben, daß sie dem Kreislauf des Seins zu entfliehen und Neban — das Nirwana —, bald zu erreichen vermögen. Der tiefe Glauben, den die Gesichter der Betenden ausstrahlen, ihre kindliche Demut, die schwere, von Hunderten von Kerzen und dem Duft der Räucherstäbchen geschwängerte Luft, das Glitzen und Gleißeln des Goldes von allen Seiten, das alles vereint sich zu mächtiger Wirkung.

Die größte und heiligste der Pagoden Mandalays ist die Maha Muni Paya, von Fremden Arakanpagode genannt. Ein ungeheurer Buddha aus vergoldeter Bronze, 6 m hoch, schmückt den Hauptaltar. Diese ungeheuere Statue, bestehend aus drei Teilen, wurde von der Hafensstadt Akyab über die weglosen Berge und Urwälder in monatelanger Wanderung herübergebracht. Die Zusammensetzung der drei Teile gelang hier nicht. Da erschien Buddha selbst, so erzählt die Sage, und umarmte die Gestalt siebenmal. Da fügten sich die drei Teile so zusammen, daß es heute nicht möglich ist, die Fugen zu erkennen.

Diese Pagode Mandalays kommt an Heiligkeit der goldenen Pagode Ranguns gleich. Sie ist die größte Mandalays. 252 mächtige Pfeiler tragen die siebenteiligen, reich geschnitzten Dächer, die Andachtsräume und die weiten Arkaden. Die Wände sind mit Gemälden ge-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

schmückt, die die Strafen der Hölle in äußerst drastischen Formen zeigen.

Weit über 1000 Pagoden erheben sich aus der tropischen Vegetation Mandalays. Sind doch an einer Stelle 450 kapellenartige Payas errichtet. Jede derselben enthält eine Steintafel, in welche je ein Gesetz Buddhas für ewige Zeiten eingemeißelt ist.

Entsprechend der Zahl der Klöster und Pagoden ist auch die Zahl der das gelbe Kleid tragenden Mönche eine gewaltige. Sie alle leben von einem Tag auf den andern ganz von der Mildtätigkeit der gläubigen Bewohner. Versehen mit der Bettlerschale, ziehen sie täglich durch die Straßen der Stadt, um Nahrung für diesen Tag, nur für diesen Tag allein, zu sammeln. König Mindon-Min sandte täglich für einen Teil derselben, nämlich für 5000 Mönche, Lebensmittel. Sein Nachfolger Thibaw, der es mit der Sammlung verdienstvoller Werke nicht sehr eilig hatte, trieb einige Tausend aus der Stadt. Wenn ihn aber sein Gewissen gar zu sehr bedrückte und die Schatten der so vielen, durch seine Schuld Hingemordeten seine Lebensfreude zu vernichten drohten, gab auch er den Brüdern des gelben Kleides reiche Festmähler.

Die Bevölkerung Mandalays ist recht malerisch. Neben den reinlichen Burmesen sieht man grobknochige Chinesen aus Yünnan und Szetchuan, bärtige, dunkelhäutige Suratis, die schlauesten Handelsleute Burmas, weiters schlanke Schans mit breiten Hüten und tätowierten Schenkeln, leichtlebige, quecksilbrige Karennis, bunt gekleidete, stille, ruhige Palaungs und kriegerische, hinter-



## MANDALAY

listige Katschinns. Alle zusammen bilden eine ungemein malerische Staffage zu den Basaren, Klöstern und Pagoden, und tragen so zur Sehenswürdigkeit Mandalays nicht wenig bei.

Gluthitze liegt fast das ganze Jahr über der Stadt, zählt doch Mandalay zu den heißesten Plätzen Burmas. Das macht es erklärlich, daß der an der Peripherie der Stadt sich erhebende, ungefähr 200 m hohe, den Burmesen heilige Mandalayberg fast nie von Reisenden bestiegen wird. Und doch ist die Aussicht, die sich von oben dem Beschauer darbietet, so prächtig, packend und abenteuerlich, daß sie nur von wenig Plätzen unserer Erde übertroffen wird. Weit schweift der Blick über das breite Irawaddybecken, durch das der Strom in sanft geschwungenen Windungen sein Silberband zieht. Im Westen und Osten begrenzen Bergketten mit ungeheueren Urwäldern den Horizont. Im Nordosten schimmert die spiegelglatte Fläche des Nandasees. Und aus dem weiten, sonndurchglühten Gebiete erheben sich zahllose dunkelgrüne Baumgruppen als Oasen, heiligen Hainen gleich, eine Menge Dörfer und Siedlungen, alle, alle überragt von schlanken, weißleuchtenden oder goldglänzenden Pagoden. — Rings um Mandalay ein Kranz abenteuerlicher Klosterbauten. Und im Zentrum des Bildes der letzte Rest märchenhaften Königtums, der Palast des letzten Königs der Burmesen, im Mittelpunkt einer leeren, leeren Weite. Und diese leere Weite umschlossen von gewaltiger Mauer, von deren vielen Türmen die spärlichen Reste einstiger goldener Herrlichkeit glitzern und gleißen. Und zu Füßen der

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Mauer der mit Lotosblumen bedeckte Wallgraben, dessen Blütenwunder fremd in die Nüchternheit unserer Tage träumen.





Kyaung-daw-gyi, das königliche Kloster in Mandalay



Mandalay. Das Glaskloster





Marktplatz von Lashio (Beginn der Burmastraße)



Der Landungsplatz von Bhamo am Irawaddy



## EIN OPFERFEST

bei den wilden Katschin Hinterindiens

In keinem Teil unserer Erde wohnt auf verhältnismäßig kleinem Gebiet eine so große Anzahl in Sprache, Sitten und Religion verschiedener Stämme beisammen wie in jenen Gegenden Hinterindiens, die zwischen den britischen Besitzungen und China liegen.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der eigenartigen Struktur des Landes. Abgrundtiefe, enge Schluchten, in denen die dort reißenden Ströme Irawaddy, Salwin und Mekong das östliche Hochtibet entwässern, dazwischen steile 2000 bis 4000 m aufwuchtende Gebirgskämme, machen diese Gebiete weglos, schwer zugänglich und schließen eine Anzahl der dort wohnenden Stämme nicht nur von der Außenwelt, sondern oft auch von ihren Nachbarn ab. Der glättende, verwischende Einfluß des Verkehrs geht hier vollständig verloren. Und so kommt es, daß wir in diesen Teilen Hinterindiens auf eine Anzahl Stämme stoßen, die sich noch heute in jener Unberührtheit erhalten haben, die sich noch heute auf jener Entwicklungsstufe befinden, welche sie bereits vor Jahrhunderten besaßen.

Wie vollständig diese Eigenart des Landes oft das Ge-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

biet eines Stammes abschließt, ist daraus zu ersehen, daß z. B. neben den wilden Was am Salwin, die noch heute der Kopfjagd huldigen, als unmittelbare Nachbarn die zivilisierten Tai und die friedfertigen Palaung wohnen.

Zu diesen, von fremdem Einfluß sich ferngehaltenen Stämmen gehören auch einige Zweige der Katschin.

Mein Zelt stand unter einem gewaltigen Bananenbaum am Fuße der Salwinberge, fünf Tagereisen östlich von Lashio. Die weitausladende Baumkrone mit ihrem dichten Laub und die vielen herabhängenden Luftwurzeln schufen auch bei greller Mittagssonne angenehmen Schatten, Kühle und den Augen wohltuendes Dämmerlicht. Eine freie, offene Fläche im Umkreis wurde von fast 20 m hohen Goldbambussträußen eingerahmt und ging weiter in niederen, von Bambus durchsetzten Dschungel über. Morgens und abends flöteten zahlreiche Mainas ihre an der Amsel Frühlingslied erinnernden Weisen und nachts wiegte mich der Rhythmus der metallisch klingenden Töne des Kupferschmieds, der oben im Baum sein Nest hatte, in den Schlaf. Zweimal in der Sekunde fiel sein dunkles, hohles „Hun-hun“ auf mein Lager herab. Es war also ein ganz entzückender Lagerplatz, an dem ich einige Tage zu bleiben gedachte.

An dem täglichen Braten mangelte es nie, und mein Koch Maung-kun strahlte den ganzen Tag tiefe Zufriedenheit aus, wenn er nicht gerade irgendwo im Schatten lag und schnarchte. Im Dschungel gab es nämlich eine Menge Waldhühner — die Urahnen unseres Haushuhnes. Auf allen Lichtungen konnte man sie am Morgen bei Sonnen-



## EIN OPFERFEST

aufgang finden. Sie waren zwar recht mager, hatten aber köstliches Fleisch.

Mein Diener Maung-ba, der sich täglich Urlaub erbat, brachte die Zeit im nächsten, eine Wegstunde entfernten Dorfe zu. Irgend welche magische Anziehungskraft trieb ihn täglich nach dem Mittagmahl hin.

Eines Tages kam er frühzeitig zurück. In seiner Begleitung befanden sich ein alter Mann und ein Mädchen vom Stamme der Katschin. Das etwa zehnjährige Kind hatte sich mit dem Messer seines Bruders aus Unvorsichtigkeit eine tiefklaffende Wunde zwischen Daumen und Zeigefinger zugezogen. Der Damsa, der Zauberer ihres Dorfes, hatte ihr Hilfe verwehrt, weil zwischen ihm und ihrem Vater alte Streitigkeiten bestanden. Und im Dorfe der Schan, wo Maung-ba sie getroffen, gabs auch keine Hilfe. So brachte sie mein Diener zu mir. Das Mädchen verzog keine Miene, als ich die Wunde zunähte. Nur ihre großen kohlschwarzen Augen sahen mich unverwandt an.

Als der Verband angelegt war, kam ich mit dem Mann in ein Gespräch. Viel des Interessanten bekam ich auf meine Fragen zu hören. Er erzählte mir von den verschiedenen priesterlichen Zauberern, dem Mihtoi und dem Damsa, die in jeder größeren Ansiedlung zu finden sind, von den religiösen Anschauungen seines Stammes, sprach ausführlich von den vielen, vielen Nats, von denen eine große Anzahl Feinde der Menschen sind, die sie mit Krankheit und Tod bedrohen, schilderte die Opferfeste, die zur Versöhnung böswilliger Nats gefeiert wurden und brachte es dadurch fertig, daß dieser Stamm der Katschin

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

mir auf einmal viel interessanter erschien als die Stämme der Tai, Palaung, Myan und Miaotze, die ich bereits kennengelernt hatte. Als ich immer neue Fragen stellte, meinte er, es sei schade, daß ich ein Europäer sei, da am Tage des Vollmondes, also in fünf Tagen, ein großes Opferfest stattfinden werde, bei welchem ein Büffel der bösen Nat Tschyaga geopfert werde. Als Europäer sei es mir unmöglich, daran teilzunehmen.

Mein Herz klopfte, als ich das hörte, und im Innern war ich sofort entschlossen, das Abenteuer zu wagen.

Der Alte nannte die Katschinsiedlung, in der das Fest stattfinden sollte, Lowkham. Sie lag mitten im dichten Wald, auf der Spitze eines Berges, etwa fünf bis sechs Stunden von hier entfernt.

Mit der Aussicht auf dieses so hochinteressante kommende Ereignis, das bisher noch kein Europäer zu sehen bekommen hatte, schien das Leben noch einmal so schön, noch einmal so lebenswert.

Mit Feuereifer ging ich an die Vorbereitungen. Eine Teilnahme daran war selbstverständlich nur in Verkleidung möglich. Da ich hindustanisch sprach, entschloß ich mich, als Inder, und zwar als indischer Händler hinzuziehen. Es war zwar eine etwas gewagte Sache, da Inder in diesem entlegenen Teil der Schanstaaten Hinterindiens sehr selten waren, doch war mir eine andere Verkleidung, der Sprache wegen, unmöglich. Und warum sollten indische Händler nicht einmal zu den Katschin kommen?

Zu meiner Verkleidung benötigte ich zunächst einen Korb, um den verschiedenen Tand, den ich als Geschenk-



## EIN OPFERFEST

ware mitführte und den ich nun als Verkaufsware brauchte, unterzubringen. Es waren dies Taschenmesser, Spiegel, Ketten, Perlen, billiger Schmuck, Spieldosen und so weiter, kurz, lauter Sachen, wie man sie in der Heimat auf jedem Jahrmarkt sehen kann. Maung-ba brachte schon am nächsten Tag eine alte Frau, die sehr geschickt im Flechten sein sollte. Aus Bambus, den sie in lauter dünne Streifen schnitt, hatte sie ihre Aufgabe bald gelöst. Es war ein Korb, wie ihn früher die hausierenden Bosniaken in der Ostmark getragen hatten, nur wies er einen doppelten Boden und rückwärts eine Öffnung auf. In den unteren Teil baute ich meine photographische Kamera ein, deren Objektiv vorne durch eine kleine, runde Öffnung hinauslugte. Den Sucher der Kamera befestigte ich oben am Korb so, daß er mir genau das Bild der Mattscheibe wiedergab. Und durch die rückwärtige Öffnung wechselte ich den Film. Die Frage des Photographierens war damit vollständig gelöst.

Ein burmesisches seidenes Tamein besaß ich, ein weißes Jäckchen mußte mir Maung-ba leihen und als Kopfbedeckung diente mir ein in vier Längsteile zerschnittenes Leintuch, das, an den Schmalseiten zusammengenäht, einen acht Meter langen Turban abgab.

Mein Diener Maung-ba, der Mischling war und daher die Schansprache und die Sprache der Burmesen beherrschte, sollte mir als Dolmetsch dienen. Da unter den Katschin immer Leute waren, die Schan sprachen, gab es in dieser Angelegenheit keine Schwierigkeit.

Am Tag des Vollmondes brachen wir frühzeitig auf,

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

um mittags, beim Beginn des Festes, bereits in Lowkham sein zu können.

Wie herrlich ist so ein Morgenritt über sonnenüberflutetes, unbekanntes, jungfräuliches Land! Buschdschungel wechselte ständig mit freier, nur von grün- und goldleuchtenden, im kühlen Morgenwinde leise schwankenden Bambussträußen unterbrochenen Steppe. Von allen Seiten tönte das Morgenlied der Mainas und weckte heimatliches Frühlingsahnen. Herausfordernd klang von den Dschungelrändern das Krähen der Wildhähne, die, ihre Hennenschar ständig umkreisend, für ungestörten Verlauf des Frühstücks sorgten. Das Gurren der Wildtauben und die schrillen Schreie der Aasgeier vervollständigten das Konzert. Kleine Haine, gebildet von Bambus und Feigenbäumen, aus denen die hellgrünen, so einladend aussehenden Pfahlbauten der Schan hervorleuchteten, brachten später neue Abwechslung. Und als dann schließlich waldfreie Hügel, mit Baumgruppen auf der Spitze auftraten, aus denen hie und da malerische Hütten mit hauchzarten, in das dunkle Himmelsbau steigenden Rauchfahnen hervorlugten, rief diese wundervolle, packende Schönheit der Landschaft übermütige Stimmung in uns hervor. Maungba summte seit langem schon seine Liedchen mit Fistelstimme vor sich hin und auch mir drängten sich Heimatlieder auf die Lippen. Unsere Ponies hatten von selbst ein übermütiges Wettjagen begonnen, das so recht zur Stimmung paßte.

Wie unendlich schön war doch die Welt und welche wundervolle Stunden barg das Leben!



## EIN OPFERFEST

Nach vierstündigem Ritt verschwanden die freien Hügel, leuchtenden Schanhütten, Haine und Lichtungen, Berge bauten sich auf und mit ihnen der wilde, majestätische Urwald. Auf oft nur fußbreitem, von den Eingeborenen festgetretenem Pfad gings in die grüne Dämmerung hinein. Kühle und feuchte Luft umfing uns, die, vereint mit der Majestät des Urwaldes, jede übermütige Stimmung sofort auslöschte. Der schmale Pfad, der ja nur für bloßfüßige Eingeborene bestimmt war, fing zu steigen an und stieg oft so steil empor, daß wir von unseren Tieren herab mußten. An abgrundtiefen Schluchten kroch er entlang, kletterte über Kämme und Kuppen, führte über und unter gefallene Baumriesen und erforderte so harte Anstrengung, um mit unseren Tieren weiterzukommen.

Nach einer Stunde wurde der Wald etwas lichter. Vor uns baute sich ein kahler Hügel auf, auf dessen Spitze einige der von den Schanhütten so stark abweichenden Behausungen der Katschin saßen.

Ein alter Mann war das einzige Lebewesen, das wir dort antrafen. Die übrigen Bewohner waren bereits zum Festplatz gezogen, der sich auf dem nächsten Berge befinden sollte.

Wieder begann hoher Urwald und steiles, ermüdendes Steigen. Endlich schienen wir oben zu sein. Zwischen zwei gewaltigen Urwaldriesen leuchteten aus einiger Entfernung zwei weißgekleidete Gestalten. Bewaffnet mit langen Messern, schienen sie die Aufgabe zu haben, den Eingang zur Siedlung zu bewachen und alle zum Fest Kommenden zu begrüßen.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Zu beiden Seiten des Weges waren hier etwa 4 m lange, zierliche, geflochtene Bambusgitter aufgestellt, an deren Enden Bambusrohre von eigenartigem Aussehen standen. Sie waren oben in dünne Stäbchen gespalten und durch eingeflochtene Ruten zu vasenartigen Formen umgebildet worden. Leuchtende Orchideen steckten darin. Unten steckten diese Rohre in hohen Elefantengrassträußen und bildeten so mit dem Flechtwerk des Gitters eine ungemein dekorativ wirkende Eingangspforte.

Die beiden Wächter hielten uns auf. Maung-ba erklärte ihnen den Zweck unseres Kommens, drückte jedem ein Zweianastück in die Hand und dann konnten wir gehen.

Bald wurde es lichter und dumpfes Stimmengewirr kroch durch die Bäume. Eine weite Lichtung erschien, aus der einige Hütten hervorleuchteten. Wir waren in Lowkham.

Bevor ich noch Zeit hatte, mir die Umgebung anzusehen, war ich schon von einer Schar Eingeborener umgeben. Holde Weiblichkeit bildete die Mehrzahl. Große, kohlschwarze, neugierige Augen bewunderten den Inhalt meines Korbes und bald begann auch das Feilschen von allen Seiten. Wenn ich den Verkaufspreis nach dem wirklichen Wert der Ware festgesetzt hätte, wäre ich bald ausverkauft gewesen und ohne Ware hätte ich für weitere Anwesenheit keine Begründung gehabt. Wollte ich doch bis zum späten Nachmittag hier bleiben. Deshalb setzte ich den Preis der Dinge so hoch, daß die Möglichkeit des Erwerbes für die armen Eingeborenen in weite Ferne rückte. Der Kreis der mich Umgebenden verlief sich des-



## EIN OPFERFEST

halb sehr bald. Nur die liebe Jugend hängt sich noch eine Zeitlang an meine Fersen.

Nun konnte ich mich endlich umsehen. In welcher hochinteressanten wildromantischen Umgebung war ich hier geraten. In der Mitte der Lichtung ein zum Teil aufgeschütteter, von horizontal liegenden Bambusbrettern festgehaltener kreisrunder Platz von etwa 20 m Durchmesser — der Tanzplatz für den Opfertanz. Auf seiner Diagonale standen zwei zum Teil geschnitzte, oben mit Schlangelinien und Spiralen weiß und rostrot bemalte, 8 m hohe Pfosten. Zwischen denselben hing an einer horizontalen Stange die 2 m lange Opfertrommel. Das Sonderbarste aber waren eine Unmenge Gestelle, Stellagen, niedrig und hoch, korbartige und vasenförmige Bambusgebilde auf Stangen und Bäumen mit daran lehenden Bambusleitern, Pfosten mit grinsenden Tierschädeln, oben mit Bananblättern umhüllt, aus denen wieder blattumhüllte Gegenstände guckten und Gerüste mit einer großen Anzahl aufgestellter Bambustuben.

Eine mir unverständliche, wie ein Traum wirkende Welt umgab mich hier.

Während ich noch ganz von der so fremdartigen Umgebung gefesselt dastand und meine Augen von den mystisch anmutenden Dingen nicht zu reißen vermochte, hörte ich plötzlich neben mir die Stimme eines Mannes in reinstem Hindustanisch sagen: „Ai, Babu, tum kahan se ae ho?“ Woher kommst denn du? —

Im ersten Augenblick stand ich wie vor den Kopf gestoßen da. Ein Inder hier! — Der würde mich doch als

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Europäer erkennen! Die Bestürzung wich aber bald. Hatte er mich nicht als Babu angeredet und somit als Landsmann anerkannt? Mit ungekünstelter Überraschung begrüßte ich ihn nun ebenfalls und dann, im Bewußtsein, seine geliebte Muttersprache wieder einmal sprechen zu können, ließ er einen Wortschwall über mich ergehen, der nicht enden wollte. Bald wußte ich seine ganze Lebensgeschichte. Er stammte aus Poona bei Kalkutta. Wie Tausende seiner Landsleute war er nach Burma gekommen, um sich einige hundert Rupien zu verdienen. In Rangun war er in den Dienst eines englischen Beamten getreten, der nach Lashio in die Schanstaaten gezogen war. Dort hatte er gutes Leben und wenig Arbeit. Im zweiten Jahr seines Aufenthaltes lernte er im Basar ein Mädchen vom Stamme der Katschin kennen. Da das Mädchen auch an ihm Gefallen gefunden hatte, gab er, als der Beamte versetzt wurde, seinen Posten auf und zog zum Stamme seines Mädchens. Die Eingeborenen hatten ihn willig aufgenommen. Mit den ersparten Mitteln hatte er sich Haus und Vieh angeschafft. Und nun lebte er bereits seit acht Jahren hier, hatte eine große Familie und fühlte sich ganz als Stammesangehöriger.

Die Freude des Mannes, seine Muttersprache wieder einmal sprechen zu können, war ungemein groß, doch auch ich freute mich sehr. War doch damit jede Schwierigkeit der Verständigung mit den Eingeborenen verschwunden. Gegen ein Geschenk an sein Weib und seine sechs Kinder war er sofort bereit, mir für die Dauer meiner Anwesenheit hier als Dolmetsch zu dienen.



## EIN OPFERFEST

Als ich mit den vielen Fragen, die mir auf der Zunge lagen, eben beginnen wollte, tönnten die ersten Trommelschläge herüber. Auf dem Tanzplatz erschienen soeben zwei in lange geblumte Gewänder gekleidete Männer mit gezogenem langen Messer in der rechten und der Messerscheide in der linken Hand. Sie trugen auf dem Kopfe einen weißen Turban, auf dem ein Aufsatz saß, der mit langen Pfau- und Fasanfedern geschmückt war. Der Inder bezeichnete die beiden als Mihtoi und Damsa, die priesterlichen Zauberer des Dorfes. An den Enden der großen Trommel standen zwei Männer mit Bambusschlaghölzern in den Händen. Die Trommelschläge, die herübertönten, wurden von einem anderen Eingeborenen hervorgebracht. Er trug eine ein Meter hohe Trommel, die die Form eines Eierbeckers hatte. Mit würdevollen Schritten umkreiste er den Tanzplatz und ließ bei jedem Schritt einen Schlag ertönen. Nach jeder Runde blieb er stehen und dann folgten in rascher Aufeinanderfolge eine Anzahl Schläge.

Die beiden Priester hatten inzwischen eine sonderbare Haltung eingenommen. Mit geknickten Knien, vorgebeugten Oberkörpern und gegen den Boden gerichteten Messern standen sie eine Zeitlang ruhig. In dem Augenblick, als sie ihre Oberkörper zu bewegen begannen und ihre Messer hin- und herschwangen, rollten die ersten dumpfen Schläge der großen Trommel herüber. Der Opfertanz hatte begonnen. Bald sprangen auch andere Männer hinauf, zogen ihre Messer, traten an die Seite der beiden Priester und ahmten getreu jede Bewegung nach.

Von Zeit zu Zeit, immer dann, wenn das Herankom-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

men eines neuen Trupps gemeldet worden war, ertönte ein schwerer Gong von 1 m Durchmesser, der an einer von zwei Männern getragenen Stange hing, und warf seine dröhnenden Töne in den Urwald hinab. Sobald die Neankommenden in Sicht kamen, wurden sie von allen mit wildem Geschrei begrüßt. Um zwölf Uhr war die Schar der Festteilnehmer auf 80 bis 100 gestiegen, Männer und Weiber, alle in Festtracht.

Inzwischen waren auch immer mehr Leute auf den Tanzplatz gesprungen, darunter viele Frauen, die alle kleine Papierfächer in den Händen trugen. Bald war der Platz angefüllt. Alle ahmten das Gehaben der Priester nach. Bald kam Bewegung in die Masse. Anfangs schrittweises Weiterschreiten im Kreis, später abwechselndes Hüpfen auf den Beinen, schließlich wurde daraus ein kurzer Trab. Immer war dabei das Pendeln des Oberkörpers, das oft durch Schütteln des ganzen Körpers unterbrochen wurde. Dann lösten sich die bisher in Strahlenform angeordneten Tänzer in eine Schlangenlinie auf, die unter Führung des Mihtoi Kreise und Spiralen um die bemalten Pfosten zog.

In wechselndem Rhythmus rollten die dunklen Trommelschläge, von Zeit zu Zeit mischten sich auch die quakenden Töne einer Oboe, die wirres Auf und Ab über die Tanzenden warf und die tiefen Töne des großen Gongs in das Bellen der Opfertrommel.

Dicht gedrängt standen unten die Zuschauer im Kreise um den Tanzplatz. Mit schaukelndem Oberkörper nahmen sie an dem Rhythmus des Tanzes teil.



## EIN OPFERFEST

Wie malerisch, wie bunt Weiber und Mädchen gekleidet waren. Alle waren bloßfüßig, hatten blaue, bestickte Wadenstrümpfe, um die eine Anzahl Haarringe baumelten. Ein weiter blauer, sehr schön und bunt gestickter Kittel reichte bis über die halben Waden herab. Das Hakenkreuz bildete in den Stickereien ein immer wiederkehrendes Motiv. Ein breiter Gürtel, meistens mit Kalkperlen oder Kalkplättchen besetzt, schloß den Rock nach oben ab. Ein blaues oder schwarzes Jäckchen mit buntem Ärmelbesatz, manchmal mit Silberplatten benäht, bildete die Bekleidung des Oberkörpers. Um den Hals trugen die meisten eine Anzahl dicker, schwerer Silberringe, die in einzelnen Fällen bis auf die Brust herabreichten. In den Ohrläppchen hatten alle 10 bis 20 cm lange Röhrrchen aus Silber, die die Ohrläppchen weit herabzogen. Ein dicker, blauer oder schwarzer Turban bedeckte den Kopf der Weiber. Die Mädchen, die nie Kopfbedeckung trugen, sahen mit ihren tiefschwarzen, zerwühlten, oft verfilzten Haarsträhnen durchaus nicht anziehend aus. Sympathische Gesichtszüge wiesen nur sehr wenige auf.

Alles war um den Tanzplatz versammelt. Mir bot sich so genügend Gelegenheit, in Begleitung des Inders ungestört die Umgebung zu besichtigen. Drei Hütten standen auf der Lichtung. Die mittlere bewohnte der Häuptling. Es waren Pfahlbauten aus Bambus. Den Aufstieg vermittelte ein mit Kerben versehener Baumstamm. Das weit vorspringende Giebeldach wurde von mehreren Pfosten gestützt, die von oben bis unten mit den Schädeln von Opfertieren besetzt waren.

Und die abenteuerlichen Gestelle der Siedlung!

Sie waren nichts anderes als Altäre, auf denen die Opfertgaben an die Nat: Wasser, Schnaps, Reis, Gemüse, Ratten, Maulwürfe, Eichhörnchen, Eier, aufgestellt wurden. In den überaus zahlreichen Bambustuben auf anderen Stellagen wurde das Blut der Opfertiere, das von Geflügel, Schweinen, Kühen und Büffeln stammte, den Geistern dargebracht.

In einiger Entfernung vom Opferplatz stand einsam ein Mädchen. Es sah bedeutend anziehender als der Großteil seiner Altersgenossinnen aus. Sein Abseitsstehen vom Trubel des Festes weckte meine Neugier. Auf meine Frage erzählte mir der Inder die Tragödie des Mädchens. Seine Eltern waren tot. Eine kleine halbzerfallene Hütte war sein Heim. Ein kleines Reisfeld lieferte ihm Nahrung. Vor zwei Monaten wollte ein braver Bursche es heiraten. Zwei Tage vor der Hochzeit wurde er von einem Leoparden getötet. Und als bald darauf das Mädchen ein böses Geschwür an einem Fuße bekam, erklärte der Mihtoi, der weissagende Zauberer des Dorfes, das Mädchen habe sich die Feindschaft der Nat Tschyaga zugezogen und jeder, der mit ihm verkehre, würde sich ins Unglück stürzen. Von dem Tage an war das Mädchen verfemt und zur Einsamkeit verurteilt.

Ich war sofort entschlossen, helfend einzugreifen. Der Inder, der bereits den Aberglauben des Dorfes teilte, rief aus einiger Entfernung das Mädchen an und forderte es auf, mir seinen Fuß zu zeigen. An dem großen Geschwür erkannte ich sofort, daß es von einem tiefsitzenden



## EIN OPFERFEST

Fremdkörper verursacht wurde. Ich schnitt es auf und entfernte daraus einen gespaltenen, sehr tief sitzenden Dorn. Als der Verband fertig war, hing ich ihm als Belohnung für den Mut, den es beim Aufschneiden gezeigt, eine glänzende Glasperlenkette um.

Dann ging es wieder zum Tanzplatz. Dort sah es recht lebendig aus. Aus den anfangs langsamen Tanzschritten und gelegentlichem Hüpfen waren bereits viel raschere Bewegungen geworden, die oft in ein rasches Laufen im Kreis übergingen. Weiber und Männer waren manchmal getrennt, manchmal jagten sie wieder, unter Wiegen und Schütteln des Körpers, gemischt um die Pfoften. Auch die beiden Trommelschläger hatte die allgemeine Aufregung bereits gepackt. Immer hüpfend und ihre Oberkörper schüttelnd bearbeiteten sie mit aller Macht die Trommel. Von Zeit zu Zeit brachen die Tanzenden in ein wildes Geschrei aus. Bellende Posaunenstöße und wirres Auf und Ab der Oboe mischte sich darunter. Ständig fand ein Wechsel der Tanzenden statt. Die für weitere Anstrengung Unfähigen traten aus der Reihe und machten anderen Platz.

Unter den soeben Austretenden befand sich auch der Mihtoi. Mit dem Manne mußte ich reden, um dem armen Mädchen zu helfen. Größte Vorsicht war dabei geboten, um etwas zu erreichen. Auch durfte ich nicht vergessen, daß ich hier als Inder galt, mußte mich deshalb ganz der Denkweise der Eingeborenen anpassen.

Auf Anruf kam der Mann sofort herbei. Wir schritten auf das noch immer abseits stehende Mädchen zu.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

„Ich habe dich rufen lassen“, begann ich, „um dir meine Bewunderung auszudrücken. Du bist ein gottbegnadeter Seher und hast ganz richtig dem Mädchen dort von der Feindschaft der Nat geweissagt. Ich will im ganzen Lande davon erzählen. In meinem Dorfe gelte ich ebenfalls als Zauberer. Um den bösen Einfluß der Nat zu entfernen, habe ich das große Geschwür, in dem der böse Geist saß, aufgeschnitten und diesen daraus entfernt. Das Mädchen wird nun wahrscheinlich frei davon sein. Um das sicher zu wissen, brauche ich deine Kunst. Ich bitte dich, die Nat zu befragen, ob das Mädchen nun frei von Unglück sein wird. Für deine Kunst will ich dich bezahlen. Dir schenke ich dieses schöne Messer, das große und kleine Klingen hat, und für dein Weib und deine Kinder darfst du dir je ein Stück aussuchen. Weiters, sieh her, hier gebe ich dem Inder drei Rupien. Das Geld wird er dir an dem Tag übergeben, an welchem ein braver Bursche das Mädchen heiratet.“

Tiefe Zufriedenheit flog über die Züge des Mihtoi. Was ich voraus gesehen, geschah. Er war sofort bereit, die Frage an den Geist zu stellen. Mit einem Hieb seines Messers schnitt er einen 1,5 m langen Bambusstab ab und rief das Mädchen her. Dann hockte er sich nieder und zündete ein Feuer an. Während er den Bambusstock waagrecht in der Hand hielt, begann er einen eintönigen Gesang, der oft sehr laut wurde. Sofort fand sich eine Anzahl Zuschauer ein. Der Mihtoi legte dann seine Hand bei geschlossenen Augen auf verschiedene Stellen des Stabes und ließ sie dort unter verständnislosem Murmeln eine



## EIN OPFERFEST

Zeitlang liegen. Der Inder erklärte mir, daß er die einzelnen Knoten des Rohres mit verschiedenen Fragen belegt habe. Dann schürte der Mihtoi das Feuer, legte neues Holz auf und begann wieder sein eintöniges Singen. Dabei wurde das Bambusrohr über den auflodernden Flammen hin- und hergezogen. Es dauerte nicht lange, so gab es einen lauten Knall. Die zwischen den Knoten des Rohres eingegengte Luft hatte sich in der Hitze ausgedehnt und das Rohr zersprengt. Die Stelle, an welcher es zersprungen war, beantwortete die Frage an die Nat.

Ein Lächeln flog über die Züge des Mihtoi. Er nahm das Mädchen bei der Hand und verkündete laut, daß es durch seine Bitte an die Nat nun frei von jedem bösen Einfluß sei und bald heiraten werde. Überglücklich warf sich das Mädchen vor dem Mihtoi nieder und preßte seine Stirn auf seine Füße. Dann eilte es mit strahlenden Augen auf den Festplatz und sprang trotz seines wehen Fußes unter die Tanzenden.

Wie mächtig waren doch diese priesterlichen Zauberer, da sie über Glück und Unglück der Eingeborenen verfügen konnten!

Vom Tanzplatz herüber tönte soeben wieder lautes Geschrei. Ein Teil der Zuschauer eilte gegen den Abhang des Berges. Dort kam langsam eine Schar Männer herauf, die eine lange Stange trugen. Beim Näherkommen sah ich, daß sie einen jungen Büffel schleppten. Durch seine gefesselten Beine war die Stange durchgezogen worden. Mit dem Kopf nach unten hing das Tier daran. So oft die Männer auf dem glatten Hang ausglitten, schlug Kopf



## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

und Rücken des Opfers hart auf dem Boden auf. Oben angekommen, legten die Männer ihre Last neben dem Tanzplatz nieder und nahmen wieder an dem Tanze teil.

Nach einiger Zeit bildete sich unter den Zuschauern eine Gasse gegen die Hütten. Dort ertönte jämmerliches Schreien eines Schweines. Zwei Männer schleiften an einem Strick ein an den Hinterbeinen gefesselt Tier auf den Tanzplatz. Die Tanzenden begannen sofort eine wilde Jagd im Kreis. Das arme Tier wurde so lang mitgeschleift, bis sein jämmerliches, immer leiser werdendes Geschrei verstummte. Dann wurde es an den Hinterbeinen emporgehoben und durch einen Messerstich getötet. Abseits vom Tanzplatz wurde es zerlegt und an die Festteilnehmer verteilt.

Der Tanz dauerte ununterbrochen weiter. Und hinter dem Kreis der Zuschauer lag der Büffel mit geschlossenen Augen, noch immer gefesselt, in der höllischen Sonnen- glut. Schwarze Klumpen von Fliegen bedeckten Augen, Nase und Maul des Tieres.

Es war bereits vier Uhr, als endlich die beiden leitenden Priester aus der Reihe der Tanzenden sprangen und zum Opfertier kamen.

Oben wurde weiter getanzt. Eine fast undurchsichtige Staubwolke hüllte den Tanzplatz ein. Jeder einzelne der Tänzer hatte sich in einen Kreis eigener Vorstellungen hineingearbeitet. Keiner schien den andern zu sehen. Es war ein wildes Herumhüpfen und Laufen. Einzelne Tänzer suchten durch besonders abnorme Bewegungen und Verrenkungen die übrigen anzufeuern. Wildes Geschrei



## EIN OPFERFEST

ertönte und trug zur allgemeinen Aufregung nicht wenig bei.

Beim Opfertier hatten inzwischen die zwei Priester ihren Singsang begonnen. Die Fesseln des Tieres wurden gelöst und mit freudigem Gebrüll sprang es auf. Eine Schlinge, die über einen hoch oben in Bäumen befindlichen horizontalen Balken geworfen worden war, wurde um seinen Hals gelegt.

Inzwischen war ein anderer Mann, der priesterliche Funktionen ausübte, herangetreten. Es war der Hkindschong, der Opferer des Stammes. Unter singenden Gebeten wurde aus einem Bambusrohr Wasser über seine Hände und über sein Messer gegossen. Dann zog eine Anzahl Männer den Büffel in seiner Schlinge über den Balken hoch empor. Als die Bewegungen des strangulierten Tieres aufhörten, trat der Hkindschong heran und stieß ihm sein langes Messer mehrmals durch die Brust. Der tote Körper wurde herabgelassen, auf den Rücken gelegt und die Brusthöhle durch Messerhiebe geöffnet. Das daselbst befindliche Blut wurde mit hohlen Händen herausgeschöpft, in Bambustuben gefüllt und der Nat auf ihrem Altar geopfert. Der übrige Körper wurde zerlegt. Die beiden Priester nahmen sich ihren Teil. Das übrige wurde unter die Anwesenden verteilt und an verschiedenen Feuern gebraten. Der enthäutete Schädel wurde vom Damsa an den Pfosten eines Altares aufgehängt.

Der größte Teil der bisherigen Tänzer hatte inzwischen den Tanzplatz verlassen und erfrischte sich an einem säuerlich schmeckenden, alkoholhaltigen Reiskbier. Nur eine

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

kleine Anzahl junger Leute sprang noch immer herum.

Das Interesse flog nun wieder meinem Korbe zu. Da es Zeit zum Aufbruch war, hatte ich die Preise für den Tand auf einen Bruchteil der früher geforderten herabgesetzt. Und so kam es, daß meine ganze Ware innerhalb einer halben Stunde ausverkauft war. Den Erlös hatte ich in einer Armbrust, einer schöngestickten Seitentasche und in zwei geschnitzten Bambustuben angelegt. Der Inder wurde entlohnt, der Tochter des Häuptlings eine Halskette als Geschenk überreicht und dann nahm ich vom Mihtoi, der mich in sein Herz geschlossen hatte, Abschied.

Als ich mein Pferd, das Maung-ba schon herangebracht hatte, besteigen wollte, kam noch ein junger Bursche daher, der mir eine sehr schöne Tasche zum Kauf anbot. Der Preis, den er forderte, war jedoch so hoch, daß ich von allen Leuten ausgelacht worden wäre, wenn ich ihn gezahlt hätte. Ich bot ihm die Hälfte an, einen Betrag, mit welchem die Tasche reichlich bezahlt war. Entrüstet wehrte er ab. Da die Zeit bereits drängte, verzichtete ich auf weiteres Feilschen und stieg auf mein Pferd. Als er sah, daß es mit der Abreise, ohne die Tasche gekauft zu haben, ernst wurde, warf er sie mir zu. Ich zahlte ihm den angebotenen Betrag. Als er das Geld hatte, rief er mir zu, daß die Nat Tschyaga, deren Opferfest ich beigewohnt habe, mich bestimmt strafen werde, weil ich so wenig Geld für die schöne Tasche gegeben habe. Unter lautem Lachen der Eingeborenen trabten unsere Pferde den Abhang hinab, in das Dunkel des Urwalds hinein.

Im scharfen Galopp ging es dann in der Ebene heim-



## EIN OPFERFEST

wärts. Der volle Mond und das Sternenheer des Tropenhimmels übergossen das weite Bambusschungelland mit ihrem milden Lichte. Wie herrlich war es doch, mit der Ausbeute eines so reichen Tages, durch die zauberhafte Schönheit des schlafenden Landes zu eilen.

Meiner Schätzung nach waren wir noch eine halbe Stunde vom Lager entfernt, als mein Pferd in vollem Jagen stürzte. Mit dem Vorderfuß hatte es die Höhle eines Igou durchgetreten. Der Igou ist ein Skarabäus, ein Pillendreher, ein Käfer, der Höhlen in der Erde gräbt, in welchen er eine Anzahl fast faustgroßer Pillen mit den Eiern unterbringt.

Ich flog aus dem Sattel und schlug, einer Katze gleich, mit Ellbogen und Knien hart auf dem Boden auf. Der Sturz hatte mich etwas betäubt. Vorsichtig tastete ich nachher meinen Körper ab. Nichts schien gebrochen zu sein, nur am linken Knie war die Hose durchgeschlagen und ein Stück derselben stak im Fleische. Jede Bewegung verursachte mir Schmerzen. Mein Diener, der soeben herangehumpelt kam, half mir auf. Er erzählte, daß er soeben vom Pferde gestürzt sei. Durch einen, hinter einem Busch hervortretenden Chinesen erschreckt, sei sein Pferd scheuend auf die Seite gesprungen und habe ihn aus dem Sattel geworfen. Das sei die Strafe der Nat Tschyaga, meinte er dann.

Wie doch der tückische Zufall sich als so vortrefflicher Anwalt tiefsten Aberglaubens erweisen kann!





## IM TAL DER TODESSCHATTEN

Weit weg von jeder Zivilisation, dort, wo das Ende Hinterindiens an das Ende Chinas stößt, wo der 99. Grad östl. Länge den 25. bis 28. Grad nördl. Breite kreuzt, liegt ein Gebiet, das auf weiter Erde nicht mehr seinesgleichen findet. Das höchste, gewaltigste Gebirge unserer Erde, der Himalaja, findet dort sein Ende. Bevor er und mit ihm die große tibetische Bodenschwelle langsam in das weite chinesische Reich versinkt, schwingt er sich nochmals zu majestätischen Bergtitanen von 7000 m Höhe empor, zeigt sich nochmals in wunderbarer, überwältigender Schönheit jungfräulicher Gletscherwelten.

Tiefe, von Norden nach Süden streichende Falten zerreißen in unserem Gebiet das gewaltige Massiv. Die Gewässer der Eiswelt und des tibetischen Hochplateaus haben diese Falten zu gewaltigen Rinnen vertieft, deren Seitenwände, besonders im Norden, 3000 bis 4000 m unmittelbar aus der Talsohle emporwuchten.

Dachrinnen der Welt nennt sie der englische Botaniker Ward.

Sie verlaufen so nahe nebeneinander, daß man in einer Woche, alle vier, zu Fuß queren kann. Ihre Gewässer bil-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

den die späteren Riesenströme Hinterindiens und Chinas — Irawaddy, Salwin, Mekong und Jangtsekiang.

Schwer zugängliche Gebiete sind es, weil die sie trennenden Gebirgswälle wenige, nur während der Sommermonate passierbare Übergänge aufweisen. Machtäußerungen der chinesischen Regierung, der sie politisch unterstehen, bekamen diese Landstriche nur selten oder nie zu fühlen. Das hatte zur Folge, daß einzelne der dort hausenden Stämme, vom fremden Einfluß unberührt, sich ihre Ursprünglichkeit in Sprache und Sitten noch heute bewahrt haben.

Die längs der burmesisch-chinesischen Grenze verlaufende Rinne des Salwin zeichnet sich ganz besonders durch schwierige Zugänglichkeit aus. Sie ist in unserem Gebiet überall so schmal, die Steilhänge, oft durch senkrechte Felswände unterbrochen, steigen so unmittelbar aus dem Wasserspiegel empor, daß kein Raum für Siedlungen und nur selten Platz für einen schmalen Fußsteig vorhanden ist. Die Talsohle ist, deshalb allein schon, unbewohnbar. Aber auch an jenen wenigen Stellen, an denen doch noch Raum für Hütten und Felder wäre, fliehen die Menschen die Taltiefe und steigen hoch auf die Talwände empor und bauen oben ihre Siedlungen.

Die südlichste Stelle unseres Gebietes, am 25. Breitengrad gelegen, wo der Karawanenweg von Yünnan nach Burma den Salwin kreuzt, jene Stelle macht eine Ausnahme. Dort treten die einengenden Abhänge zurück und schaffen ein tiefgelegenes, ebenes, sumpfiges Becken von etwa 5 km<sup>2</sup> Größe, in welchem die wenigen, für Reiskultur unbenütz-



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

ten Stellen mit mannshohen sauren Gräsern bewachsen sind. Hier, unmittelbar am Strome, befindet sich ein Dörfchen, das mit all seinen Bewohnern trotz des reichen ertragliefernden Bodens zum Erbarmen elend aussieht. Die lehmgebauten Hütten und ihre Bewohner, die dem Stamme der Schan, der, wie sie selbst sich nennen, „Tai“ angehören, umgibt eine Aureole des Verfalles, des Sterbens. Hohlwangig, gelbgesichtig, mit müden erlöschenden Augen, schleppen die Menschen dort ihr Leben in der von keinem Lufthauch erfrischten ständigen Treibhausschwüle dahin.

Hier gibt es keine alten Leute. Frühzeitig verfallen sie den schweren, todbringenden Fiebern jenes Landstriches. Auch Maultiere und Pferde sollen dort, giftiger Pflanzen wegen, den Tod finden. Es gibt im ganzen Dörfchen keine Tiere.

An dieser Stelle, die durch den großen Karawanenverkehr im ganzen Lande bekannt ist, entstand der Name „Tal der Todesschatten“. Dieser Name gilt aber nicht nur für dieses unglückliche Talbecken hier am Karawanenweg, sondern umfaßt das ganze Salwintal, soweit es Chinesen bekannt ist. Daß dieser ominöse Name schließlich einem Gebiet, das sich über mehrere Breitengrade erstreckt, zuteil wurde, daran sind die herrschenden Fieber nicht allein die Ursache, sondern auch die in unserem Gebiet wohnenden primitiven, fremdenfeindlichen Stämme. Von den Chinesen werden sie Lu-tzu, das heißt Leute vom Lukiang (so heißt der Salwin) genannt. Mit diesem Namen bezeichnen sie die Stämme der Chua-Liso, der wilden Cho-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Lisu und der harmloseren eigentlichen Lu-tzu im Norden. Von den vielen unternehmungslustigen chinesischen Händlern, die es immer wieder wagten, jene Stämme aufzusuchen, um mit ihnen Handelsverbindungen anzuknüpfen, kehrte nur selten einer aus dem Tal der Töderschatten zurück. Und so kommt es, daß auch heute noch Teile dieses Tales völlig unbekannt sind und bisher von keinem Europäer betreten wurde.

Der Prinz von Orleans, die Engländer Litton und Forrest konnten nur eine kurze Strecke nach Norden vordringen. Am weitesten kam die Expedition der Deutschen Dr. Brunhuber und Schmitz. Beide Forscher fielen am 27. Breitengrad den Eingeborenen zum Opfer. Mir selbst ist es nicht gelungen, bis zu jener Stelle vorzudringen, denn einer Blutfehde wegen konnte ich vom Dörfchen Chenka am Salwin, aus Trägermangel, nicht mehr weiter und mußte über die Berge an den Mekong.

Es ist Regenzeit. Teilnahmslos, ganz mechanisch, stapfen Maultiere und Treiber über die bodenlosen Pfade der Bergwelt. Leise rieselt einschläfernder, ermüdender Regen aus dunkelgrauen Wolken, die auf den Bergen und Hängen wie nasse Schwämme liegen, immer tiefer zu sinken scheinen und die Schluchten in Dämmerung hüllen.

Triefend naß ist alles. Von meinem Tropenhelm laufen dünne Wasserschnüre auf meine Schenkel, auf meinen Sattel, sickern durch die Kleider in die wasserdichten Schuhe, bis sie überquellen und ihren Inhalt bei jeden



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

Schritt des Tieres in Form eines Spritzers vergießen.

Tief hängen die Köpfe der Muli. Ein Kreis von Wasserschneuren, die auf allen Seiten von den weit ausladenden Decken der Lasten laufen, umgibt die Tragtiere. Am wohlsten scheinen sich stachelige Kakteen zu fühlen, deren nasse Blattflächen das wenige Licht spiegelnd zurückwerfen und so etwas Leben in die trostlose Müdigkeit der Gegend bringen.

Lähmende Regenzeit liegt über dem Lande.

Gegen elf Uhr zeigt sich eine Wolkenlücke. Mittagsrast! Wir sind 2470 m hoch. Stechende Sonnenstrahlen schießen herab. Um mich dagegen zu schützen, lasse ich das kleinere Zelt aufschlagen. Hans, Munschi und die Treiber haben Feuer entzündet, um das Mittagessen zu kochen.

Die Täler und Schluchten unten sind wahre Hexenkessel. Ungeheure Wolkenmassen, schwarze Wolkenballen wogen dort in träger, klebriger Geschäftigkeit auf und nieder, von unsichtbarer Gewalt getrieben. Nun hebt sich eine drohende Masse im Südwesten, ein schwarzes Wolkenungeheuer aus dem wogenden Chaos empor. Weiße Nebelfahnen hängen von den Rändern. Jetzt hat es sich von seinen wallenden Genossen gelöst. Da zucken fahle Blitze fauchend in die Masse nach unten, die es geboren.

Als selbständige, eigene, erhabene Individualität schwebt das Wolkenungeheuer. Plötzlich scheint eine majestätische Gewalt einzugreifen. Von einem Schlag getroffen, stürzt die Masse drohend auf uns zu, alle die Dunkelheiten der Schluchten und Täler mit sich reißend. Im Nu sind Wolkenlücke, Sonne und Helligkeit verschwunden. Hans

und ich hängen uns an die Zeltwände. Fast wie eine körperliche Masse schlägt das Wolkenungeheuer mit seinen Wassermassen an uns. Ein Wolkenbruch stürzt herab.

Ein Wasserrinnsal mitten durch das Zelt hat sich in einer Minute zu einem lustigen Bächlein entwickelt. Ich sehe mich nach dem Koch Munschi um. Als unbewegliche Säule steht er in den Wasserschnüren des Himmels und sieht traurig den letzten Kohlen und Holzstücken nach, die das neuentstandene Bächlein davonträgt. Mitten im Wasser ragt als Insel der Dreifuß mit den rauchenden Töpfen.

Am späten Nachmittag rutschten die Maultiere auf ihren Hinterbeinen die lehmigen, schlüpfrigen Abhänge hinab.

Unten liegt es vor mir, das geheimnisvolle Tal des Salwin. Eine grüne Mulde hier im wahrsten Sinne des Wortes. Überall spiegelt sich in Wasserflächen die scheidende Sonne. Manchmal sieht es aus, als läge da unten ein mit Vegetation bedeckter Sumpfsee. Trotz der Klarheit der Luft liegt über der Tiefe eine häßliche Dunstschichte, die instinktartig Unbehagen hervorruft.

Meine Leute gehen disputierend und streitend neben den Tieren. Mein Befehl, unten im Tale zu übernachten, hat sie so erregt. Nach einiger Zeit kommt ihr Führer zu mir und erklärt, daß er und die übrigen mit den Tieren auf keinen Fall im Dorfe am Fluß bleiben können, denn sonst wäre alles verloren. Achselzuckend läßt er mein Lachen über sich ergehen. Da seine Überzeugung von der Gefährlichkeit des Talgrundes so wahr schien, nahm ich



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

meinen Befehl zurück. Freudig eilte der Mann zu seinen Kameraden. Als seien neue Kräfte in Menschen und Tier gefahren, begann die Karawane munter auszuschreiten, galt es doch, noch einige hundert Meter jenseits emporzusteigen.

Auf schlechtem Pfad ging es um einen vorgelagerten Rücken. Und dann kam die Brücke in Sicht.

Brücke!

Es sah aus, als hätte eine Spinne dünne Fäden über den Strom gespannt.

Bei einem kleinen, in Felsen gehauenen Tempelchen wurde haltgemacht. Ein schwarzbärtiger, wild blickender Götze thronte darin. Tief verneigten sich die Leute vor ihm und entzündeten mitgebrachte Räucherstäbchen. Nur er allein konnte die Gefahren des verrufenen Tales von ihnen abwenden.

Und dann standen wir vor der Brücke. 75 m vom Ufer entfernt saß in den wirbelnden, aschgrauen Wassermassen, die mit unheimlicher Schnelligkeit vorüberschossen, ein gewaltiger Granitblock. Er bildete den Stützpunkt der zweiteiligen, nicht eine Gerade bildenden Brücke. Vier primitive im Felsen verankerte Ketten, im Durchschnitt ein Rechteck von 2:1 m bildend, spannten sich hinüber. Stangen verbanden die oberen mit den unteren Ketten. Holzpfeiler, die auf letzteren lagen, bildeten den Brückenbelag.

Immer nur ein Tier durfte die Brücke betreten und selbst dieses eine Tier konnte nur stückweise vorwärts kommen, da die Brücke in derartige Schwingungen ge-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

riet, daß ein Gehen zur Unmöglichkeit wurde.

Froh war ich, als wir dieses scheinbar gefährliche Bauwerk hinter uns hatten.

Das Dörfchen am Brückenkopf bestand aus etwa 30 Hütten. Müde schlichen einige Männer und Kinder herbei, als die Karawane vorüberzog. Was für armselige, vom Fieber zermürbte Gestalten waren es.

Die intensive Antipathie der Chinesen gegen das Übernachten in diesem Dorfe hatte meine Neugier so stark erregt, daß ich mich entschloß, allein die Nacht hier zu verbringen. Mein Bettzeug wurde abgeladen und ich quartierte mich in einer solid aussehenden Hütte ein. Gefahr konnte doch nur in einer ausgiebigen Malariainfektion liegen, und dagegen konnte ich mich schützen.

Knisternd sprühten die glühenden Holzkohlen des Beckens Fünkchen in die Finsternis. Das glühende Becken war einzige Lichtquelle im Hause. Im Kreise saßen Vater, Mutter, ein Knabe, zwei Mädchen und ich, trotz der drückenden Schwüle bei der Wärmequelle und aßen Ziegenfleisch und Reis aus gemeinsamer Schüssel.

Es war ein mir ungewohntes stilles Mahl. Alles schien krankhafte Müdigkeit auszustrahlen. Immer wieder war ich bemüht, Lebendigkeit in unser Gespräch zu bringen. Es war vergebene Mühe. Nicht einmal ein Lächeln konnte ich im Antlitz der Kinder hervorrufen. Ich selbst kam mir abnorm müde vor. Schwer lag die Treibhausschwüle auf mir.

Es gab nur eine Schönheit beim glosenden Becken. Das waren die Augen des zwölfjährigen Mädchens. Groß und



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

rund und klar wie Bergwasser sahen sie aus, als hätte sich das Seelchen des Kindes in sie geflüchtet, weil es im kranken Körper keine Ruhe fand.

Und dann brachte der kleinste Sprößling der Familie, ein achtjähriges Mädchen, ein Körbchen mit köstlichen Mangos.

„Mangos!“, die Königin der Tropenfrüchte hier am 25. Breitengrad in 750 m Höhe! Nichts konnte die Abnormität des Klimas hier im Kessel treffender kennzeichnen als gerade diese Früchte, die in solcher Güte nur im Herzen der Tropen gedeihen.

Frühzeitig ging alles zur Ruhe. Ich schlug mein Bett im Dachraum auf. Sorgfältig befestigte ich mein Moskitonetz und achtete ganz besonders darauf, daß keine der hier besonders gefährlichen Mücken hineinschlüpfe. Dann schälte ich mich aus meinen nassen, bis oben mit Schlamm bespritzten Kleidern, kroch unter das Netz und hüllte mich in die feuchten, kalten Decken. Ein Schüttelfrost überfiel mich. Mit schwerem Druck schienen Decken und Luft auf mir zu lasten. Der heutige, sehr schlechte Weg zog in Gedanken noch einmal durch meine fiebernden Sinne und führte mich schließlich ins Traumland.

Ein Gongschlag, ganz in der Nähe, zerriß die tiefe Stille und das Wohlgefühl des Ruhens. Träge schälte sich das Bewußtsein aus dem Rahmen des Traumes. Nach einigen Sekunden folgte ein finsterer Paukenknall. Dann herrschte wieder tiefe Stille!

Ich setzte mich im Bette auf und machte Licht. Es war erst halb zehn Uhr.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Als meine Sinne eben wieder in das Traumland tauchten, zitterte der Gongschlag abermals durch die Nacht und zog die Erschreckten zurück. Und dann polterte der schwarze Paukenton daher und trieb die drängenden Traumgestalten meines Kopfes in dunkle Winkel.

Immer kürzer wurden die Intervalle der durch die schwere Regennacht rufenden Töne, bis sich endlich Gong und Pauken fanden und vereint dann durch die pechschwarze Finsternis bellten. Regelmäßig wie Sekundenschlag rollten die Töne durch das Dach und bohrten sich in mein fieberndes Gehirn. Wach lag ich und wälzte mich von einer Seite auf die andere. Was sollte nur diese Nachtmusik bedeuten?

Plötzlich, einem schrecklichen Gespenste gleich, hüpfte der schrille Triller einer Oboe durch das friedlich gewordene Tönen von Gong und Pauke und überfiel mich wie ein Peitschenschlag. Jetzt folgte ein zweiter, tieferer. Und dann jagten sich die beiden eine Zeitlang, wie es Gong und Pauke vorher getan hatten, bis auch sie sich fanden. Bunte, flackernde Mäander und vibrierende häßliche Schleifen zogen sie um Gong und Pauke und rissen die müde Stille in Fetzen.

Und über dem Ganzen lag die bleierne Regenzeit mit ihrem Rieseln und Plätschern, als eine schwere, schwere Decke.

Tal der Todesschatten! Plötzlich fiel mir die Erklärung dieser zermürbenden Nachtmusik ein. Sterbemusik war es. Willig mußte sich die Seele des Sterbenden bei diesem Geschehen vom Körper und der leidvollen Erde trennen.



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

Um drei Uhr morgens trat endlich die heiß herbeigesehnte Ruhe ein. Um diese Zeit war das zehnjährige Mädchen des Nachbarhauses gestorben.

Am frühen Morgen stand ich vor dem toten Kinde. Als welke Blume lag es auf dem nassen, durchweichten Lehm Boden der Hütte.

Es ist Februar — kalte, trockene Jahreszeit.

Ich befinde mich einen Breitengrad nördlich vom vorhin erwähnten Gebiet. Mit 21 Trägern, einem Führer und zwei Wegmachern kam ich aus dem Quellgebiet des Shwehli über das Irawaddy-Salwin-Scheidegebirge. Am Fuß der Berge hatte ich meine Maultiere wegen Unpassierbarkeit der Bergpfade zurückschicken und Träger aufnehmen müssen.

Ich war bereits im Herzen des Lisugebietes, befand mich unter dem von Chinesen so sehr gefürchteten Stamm der Lisu. Unbegreiflich war mir diese Furcht. Vom ersten Augenblick meines Zusammentreffens mit diesem Stamm hatte ich die Eingeborenen als gastfreundliche, stets zu Gesang und Tanz aufgelegte Menschenkinder kennengelernt, mit denen man sehr gut auskommen konnte. Stets mit Armbrust, Giftpfeilen und schwertartigem Messer bewaffnet, immer sehr stark entwickeltes Selbstbewußtsein zeigend, läßt sich dieser Stamm Übergriffe von seiten Fremder nicht gefallen. In ihrem von der Natur so trefflich geschützten Lande fühlen sie sich als Herren, die von fremder Herrschaft nichts wissen wollen.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Drei Tage hatten wir zum Überschreiten des zum großen Teil verschneiten Gebirges benötigt. Unbegreiflich blieb mir, wie die bloßfüßigen Träger so lange Schneewanderungen aushalten konnten. Nun in der unheimlichen Hitze des Talgrundes waren Schnee, Kälte und Stürme sofort vergessen.

Am Salwin stieß ich auf die Route der unglücklichen Expedition von Brunhuber und Schmitz. Am zweiten Tag kam ich an jene Stelle, die Brunhuber in seinem Tagebuch als Lager unter den Lisu bezeichnet. Aus jeder Zeile seiner Aufzeichnungen spricht bereits die nahe Katastrophe. So schreibt er: „11. Dezember 1908. Am heutigen Morgen schien unter unseren Kulis eine wahre versteckte Revolte ausgebrochen zu sein, so langsam und unlustig machten sie sich auf den Weg. Wir wußten, daß die Mannschaft mit der Reiseroute nicht einverstanden war und deutliche Furcht vor dem Marsche am rechten Ufer des Salwin hatte. Wir waren gerade eine Stunde marschiert, als die offene Revolte ausbrach. Sie ließen die Maultiere nach Belieben umherlaufen und streikten. Schmitz ritt trotzdem voraus und ich trieb die Maultiere von hinten nach. So kam die Karawane langsam in Bewegung. Nach einer Stunde fanden sich die Leute wieder ein. Kaum hatten wir uns am Abend gelagert, so fiel dicht neben uns ein Schuß, etwas Außergewöhnliches in dieser Gegend und ein Empfang, der uns auf der Hut sein ließ.“

Zwei Tagereisen oberhalb dieser Stelle verließ Brunhuber aus unerklärlicher Ursache das Ufer des Stromes. Wahrscheinlich führte ihn die Bosheit seiner Leute in die



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

wilde Bergwelt. Erst in Chenka stieß er wieder auf den Salwin.

Ich selbst konnte mich nicht im geringsten über meine Leute beklagen. Sie waren willig und jeder meiner Wünsche wurde erfüllt.

Wann immer wir unmittelbar am Ufer des Stromes reisen mußten, wurde das Wandern in der von jedem Lufthauch geschützten, nach Süden offenen Rinne, in die eine oberägyptische Sonne herabbrannte, zu einer schwer ertragbaren Pein. Auch die Lisu litten darunter. Sonnenstichartige Erscheinungen mit Fieber und rasendem Kopfschmerz zeigten sich jeden Abend.

Heute hatten wir schon mühselige Kletterarbeit über die Felswände des Talgrundes, bei der die schwerbeladenen Träger nur langsam vorwärts kamen, hinter uns. Bei einer Stelle, wo der Salwin in gewaltigen Katarakten um einen vorgelagerten Bergklotz schoß, waren wir vom Strom abgebogen und 700 m die Talwand emporgestiegen, um das Bergnest Maodschao zu erreichen.

Ein ganz heimliches, schwer zugängliches Lisunest war es. In welch großartige, zerfurchte, zerrissene Bergwelt war ich hier geraten. Von beschneiten Spitzen oben liefen dunkle Bergurwälder, anfangs mit fast ebener Oberfläche, steil dem Tale zu. Immer unebener wurde ihre grüne Decke, immer tiefer, schroffer, gruben sich Furchen in sie hinein, bis sie endlich nur noch aus wildem Auf und Ab bestand, in dem wuchtige Felswände immer mehr die Herrschaft übernahmen. Der Wald duckte sich tiefer und tiefer, als wollte er ganz versinken, denn kahle, zackige

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Grate fraßen sich in ihn hinein. Und zwischen diesen steilen Graten lagen tiefe, dunkle Schluchten versunken, in denen tobende Wildbäche in tollem Tanze ins Tal der Todesschatten sprangen.

Das war eine wilde Bergwelt und ungehemmter, freier wurden auch die Menschen in ihrem Tun und Treiben. Freie Bergmenschen waren es, die man lieben mußte und nicht fürchten brauchte.

Nachts saß ich bei meinen Arbeiten. Die Augen wollten mir nach den Mühseligkeiten des Tages bereits zufallen. Wie müde und schlafbedürftig war ich. Schon glaubte ich zu träumen, als leiser Gesang, wie aus weiter Ferne, durch die Spalten meiner Behausung drang. Immer deutlicher wurde er und immer klarer löste er sich aus dem Orgelspiel der mächtigen Katarakte des Stromes, das bis heraufdrang und die Nacht mit eigener Feierlichkeit erfüllte.

Weg war Schlaf und Müdigkeit!

Ich zog aus und tappte in tiefer Finsternis den Tönen nach. Aus einer großen Holzhütte, durch deren Ritzen heller Feuerschein drang, schienen sie zu kommen. Langsam kam ich, alle Hindernisse nehmend, näher. Immer deutlicher ertönte der Gesang und wenn er schwieg, begann das weiche, surrende Singen der Maultrommeln, denen die Mädchen das bunteste Klangfarbenmosaik entlocken konnten.

Endlich hatte ich die Hütte erreicht. Ich polterte die wenigen Kerben des Baumstammes, der die Treppe bildete, mit meinen genagelten Schuhen empor.



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

Totenstille schlug in die bisher so lebensprühende Hütte. Als sei ein Gespenst erschienen, so wirkte meine Gestalt in der Türöffnung. Die erschreckten Gesichter der Mädchen verrieten namenlose Angst und blitzschnell flogen ihre Augen rings um die Wände, ob nicht doch ein Ausweg noch vorhanden sei. Ich konnte mir nicht helfen und mußte hell auflachen. Und dieses Lachen fand den Weg in ihre Herzen. Als sei ein böser Alp gewichen, stimmten Männlein und Weiblein ein und tolle Heiterkeit, als Reaktion des Schreckens, vertrieb bald jede Spur von Argwohn.

Ich hockte mich zu einigen Alten an das Feuer, zündete meine Pfeife an, die ich mir aus der Tasche des neben mir Hockenden gestopft hatte, hüllte mich in Alltäglichkeit und wurde so der Ihrige.

Bald begann der Gesang wieder aufzuwachen. Abwechselnd sang eines vor. Die Melodie, die nur aus wenigen Takten bestand und sich meistens in den Tönen des Hauptakkordes bewegte, nur gelegentliche Vorschläge und Ansätze zu Trillern hatte, klang sehr angenehm. Durch Aushalten des Grundtones wurde sie sogar zweistimmig. Ihr Schluß war vollkommen befriedigend.

Sobald der Vorsänger geendet, faßten sich Burschen und Mädchen, einen Kreis bildend, bei den Händen und unter Wiederholung des Gesanges begannen sie ihren Tanz. Der Rhythmus des Tanzes, es war Viervierteltakt, wurde durch Hüpfen auf einem Bein markiert. Das andere Bein schwang, bis zum Einsetzen des neuen Taktes, als Pendel von vorne nach rückwärts. Nicht Mittanzende begleite-

ten den Gesang auf ihren drei abgestimmten Maultrommeln. Nach dem Gesang wurde die Melodie auf den Maultrommeln allein wiederholt.

Eine Vorsängerin stimmte dann die neue Weise mit neuem Text an, der die Antwort auf den vorhergegangenen bildete. Und so ging es weiter. Unermüdlich war das Völkchen bei seiner primitiven Unterhaltung.

Als einige Neuankömmlinge sich einreichten, stand auch ich auf, faßte zwei Mädchen bei den Händen und fügte mich in den Kreis ein. Die wenige Scheu, die noch vorhanden war, verschwand bald, als ich kräftig mitsang und das Tanzbein, im wahren Sinne des Wortes, schwang. Doch völlig überrascht war ich, als die Reihe des Vorsingens an mich kam. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Wie vor den Kopf geschlagen stand ich da und wäre der blamierte Europäer gewesen, wenn nicht ein rettender Engel aus meiner Studentenzeit in Gestalt eines Vierzeilers sich eingestellt hätte. Es war übrigens der einzige, den ich noch in meinem Gedächtnis hatte. Und so erklang nun aus meinem Munde, unter allgemeiner Aufmerksamkeit, die Geschichte vom Berge mit dem bekannten Kroaten. Überrascht war ich durch die ziemlich genaue Wiedergabe der Melodie beim Chorgesang. Wie hätte es bei dem sangeslustigen Völkchen auch anders sein können! — Doch die Wiedergabe des deutschen Textes ließ allerdings viel zu wünschen übrig. Spuren von Kroat und Gurkensalat habe ich aber doch erkennen können.

Spät nachts verließ ich den Kreis des lustigen Völkchens, nicht mehr als Fremder, sondern als guter Bekann-



## IM TAL DER TODESSCHATTEN

ter, der in ihren Hütten immer willkommen sein würde. Ein junger Bursche gab mir das Geleite und führte mich sicher durch das überall herumliegende Gerölle des Bergnestes nach meinem Heim. Hundsmüde vom Ball der Lisu warf ich mich auf mein Lager. Die Nachtmusik der Katarakte des Stromes, Gottes herrliche Orgel in der Kirche unberührter Natur waren mir Wiegenlied.

Morgen sollte es neuen Erlebnissen im Tal der Todesschatten entgegengehen!





## IM TEMPEL VON SCHEDEN

Matt von der drückenden Sonnenglut in den engen Schluchten des oberen Mekong, unlustig und ganz mechanisch, kroch meine aus 24 Trägern bestehende Karawane vom letzten Dörfchen Tianmencho endlich aus der heißen Tiefe in frischere Luft, die steilen Hänge empor. Eine aufgelöste Linie von fast einem Kilometer Länge bildeten die ermüdeten Leute. Die fröhlichen Gesänge, die sonst den Marsch der dem sangeslustigen Stamm der Lisu angehörenden Leute verkürzten, waren schon lange verstummt. Ich selbst tappte ganz erschlafft der Karawane nach. Wir hätten wohl an diesem Tag unser Reiseziel kaum erreicht, wenn nicht der Wettergott ein Einsehen gezeigt hätte und durch plötzlich einsetzenden Sturm und Regen unsere Lebensgeister wieder wachgerufen hätte.

Je höher wir kamen, desto kühler, desto kälter wurde es, und in 2000 m Höhe, als der Sturm eisigen Regen uns in das Gesicht peitschte, war es trotz des körperlichen Unbehagens ein Vergnügen, zu beobachten, wie rasch wir weiterkamen. Bis auf die Haut durchnäßt, hatte jeder nur den einen Wunsch, recht bald unter Dach, wieder in Wärme zu kommen.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Endlich hörte der steile Pfad zu steigen auf und bog nach Norden auf den breiten, flachen Kamm zu. Dort lag, inmitten von weiten, tiefgrünen, blühenden Bohnenfeldern, das vom Stamme der Minchia bewohnte Bergnest Scheden, dessen 70 bis 80 Hüten in drei Gruppen auf dem Kamme sich ausbreiteten. Unser Nachtquartier!

Eine Holzhütte in der Mitte des Dorfes, die leer stand, wurde mir zur Verfügung gestellt. Sie erwies sich aber als so finster, unheimlich und schmutzig, daß ich trotz des noch immer strömenden Regens auf sie verzichtete. Ich hatte beim Einmarsch in das Dorf, in etwa zehn Minuten Entfernung, den Dorftempel bemerkt, der luftiges, insektenfreies und, was die Hauptsache war, ruhiges Quartier versprach.

Als ich meine Absicht äußerte, dorthin zu gehen, ertönten von allen Seiten ernste Warnungen. Der Tempel sei nachts der Aufenthaltsort von Räubern und bösen Geistern.

Diese Warnungen machten mich erst recht neugierig. Widerwillig und murrend schleppten die müden Träger ihre Lasten durch den noch immer herabströmenden Regen und durch den bodenlosen Kot des Dorfweges. Endlich waren wir dort. Auf Steinstufen ging es zum offenen Vorraum hinauf. Eine breite Türöffnung, jedoch ohne Tür, führte ins Innere.

Die Träger ließen ihre Gepäckstücke fallen und verschwanden singend in den herabfallenden Wolken, die soeben das nahe Dorf mit ihren grauen Massen einhüllten.

Die plötzlich einsetzende Stille, draußen das graue



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

Nichts und hier, als einzig Sichtbares, der kalte Tempel, weckten eigenartige Gefühle. Es war, als wäre die ganze Welt plötzlich versunken und habe toter Einsamkeit Platz gemacht.

Und der Tempel!

Einladend sah er gerade nicht aus. Der löcherige Fußboden, auf den sich an zwei Stellen, wo Regenschnüre durch das schadhafte Dach aufschlugen, tiefe Lachen gebildet hatten, die großen, schweren Säрге an den Seiten, die auf ihren zukünftigen Inhalt warteten, die mit Aschenresten und verbrannten Räucherstäbchen bedeckten Altäre, die fingerdicke Staubschichte auf allem, der große Aschenhaufen in der Vorhalle vor der Türöffnung, das alles gab dem Raum ein ungestliches, unheimliches Aussehen. Doch diese Ungastlichkeit wurde wettgemacht durch eine Fülle von abenteuerlichen Dingen, die den ganzen Raum mit tiefer Romantik füllten. Wie sollten in einem derartigen Gemisch von Ungastlichkeit, Nüchternheit und Romantik nicht auch böse Geister und Räuber hausen! Das war doch unbedingte Notwendigkeit.

In der Vorhalle hing an der hölzernen Wand neben der Tür eine etwa 1,5 m lange Trommel von elliptischem Durchschnitt. Jeder Beter, der mit irgendeinem Wunsch den Tempel betrat, schlug sie, um die Götter auf seine Bitte aufmerksam zu machen.

Im Innenraum nahm den größten Teil der Rückwand der 1,5 m hohe Altar ein. Seine Mitte zierte die lebensgroße, buntbemalte sitzende Statue von Tschien-Huang (ewiger Richter). Ein tiefschwarzer Schnurrbart hing ihm

bis auf die Brust herab. Vor ihm stand ein Holzgestell mit einer Anzahl verbrannter Räucherstäbchen. Zwei ebenfalls große Gestalten, seine Diener, mit Gefäßen in den Händen, schienen seitwärts auf seine Befehle zu warten. Senkrecht an die Seiten des Altares angebaut, gab es halbmeterhohe Sockel. Dort standen ebenfalls überlebensgroße, buntbemalte Tonfiguren. Die ersten zwei schienen vortragende Räte Tschen-Huang zu sein. Der eine mit freundlichen, einladenden Gesichtszügen trug in einer Papierrolle die guten Taten der Menschen verzeichnet. Der andere, mit abwehrender Hand und strengen Zügen, schien Vertreter des Bösen zu sein. Daneben standen die Sinnbilder der Exekutive, gepanzerte, überlebensgroße Menschenkörper mit Tierköpfen. Links eine Gestalt mit Pferdekopf und Dreizack, rechts eine solche mit Stierkopf, stachelbesetzter Keule und Schwert. In ihrer leuchtenden Buntheit hoben sie sich scharf von den rauchgeschwärzten Wänden ab.

Eine passendere Umgebung für Geister ließ sich gar nicht denken.

Inzwischen hatten Hans und Munschi die Lagergeräte aufgestellt. Mein Bett stand zu Füßen des ewigen Richters und stieß an den Sockel des grimmigen stierköpfigen Wächters. In der Mitte stand der Zelttisch. Auf und neben den leeren Särgen lag das Gepäck.

Als draußen in der Vorhalle ein prasselndes Feuer brannte, Munschi, der Koch, Schalen mit dampfendem Tee und knusperigem Zwieback auf den Tisch stellte, und das heiße Getränk schließlich wohligh warm in uns naß-



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

kalte Menschen hinunterrann, waren der ungastliche Raum, der strömende Regen draußen, der unangenehme Marsch, alle Geister- und Räubergeschichten vergessen und ich fühlte mich so wohl, als befände ich mich in meinem freundlichen Stübchen in Wien.

Und dann ließ ich den Liegestuhl in der Vorhalle aufstellen, warf mich längelang hinein, zündete meine Pfeife an und sah, in Wohlbehagen schwelgend, in die trostlose Landschaft, die nur einige Bäume, welche in die über die Erde fegenden Wolken stießen und wesenloses Grau sehen ließ. Wie wohltuend war die Stille, untermalt vom knisternden Feuer und leise plätschernden Regen.

Ich hatte noch keine fünf Minuten geruht, so tauchten aus der grauweißen Nebelmasse meine Soldaten auf, denen ein Schwarm Leute folgte. Langsam kamen sie durch den Morast angewatet.

Ein vorausgeeilter Mann brachte die Karte des politischen Kommissärs und meldete sein Kommen. Und bald erschien er selbst, von einer Schar neugieriger Dorfbewohner begleitet. Ungemein würdevoll schien er durch das Kotmeer zu schreiten. Mehrmals blieb er stehen und griff nach den Händen der Soldaten an seiner Seite, um gefahrlos über Steine balancieren zu können.

Dem Akte, einen Europäer in seinem Wirkungskreis begrüßen zu können, schien er ganz besondere Bedeutung beigelegt zu haben, denn er hatte sich in Galauniform geworfen und einen für seine Größe viel zu langen Schleppsäbel umgehängt.

Als erster betrat ein Diener mit einem großen Schinken

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

und einem lebenden Hahn den Tempel. Mit diesen Geschenken schien sich der Kommissär im voraus einen warmen Empfang sichern zu wollen. Sodann kam er selbst, umgeben von seiner Eskorte. Würdevoll wie ein Bonze stieg er die Stufen zur Vorhalle herauf. Mein kräftiges Händeschütteln schien das ganze chinesische Begrüßungszeremoniell, das er geradezu ausstrahlte, über den Haufen geworfen zu haben, denn sein steifleinernes Gehaben fiel von ihm ab und er entpuppte sich als angenehmer Mensch, mit dem sich sehr gut auskommen ließ.

Auf unseren Feldbetten nahmen wir Platz. Munschi brachte zwei große Tassen Tee und ein Körbchen Zwieback. Dem Kommissär schien es, frei von allem Zeremoniell, sehr gut zu munden, so daß eine zweite Auflage notwendig war, um seinen Appetit zu befriedigen. Und dann begann die rege, interessante Unterhaltung.

Er hatte in Peking studiert und dort Europäer kennengelernt. Seine erste Anstellung hatte ihn in dieses weltferne Nest verschlagen, wo er bereits seit zwei Jahren saß. Als er herkam, waren die Zustände hier trostlos, erzählte er. Kein Eigentum war sicher. Reisen waren nur in großen Karawanen möglich, da die Eingeborenen in ihrer Mehrzahl Räuber waren. Auch heute, nach zweijähriger Amtstätigkeit, sollen Überfälle, besonders beim Überschreiten des Gebirges nach Weihsi, noch sehr häufig vorkommen. Erst vorige Woche hatte er einen Räuber hier in Scheden enthaupten lassen.

Der Ort, wo die beiden Deutschen Dr. Brunhuber und Schmitz ermordet worden waren, läge genau im Westen,



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

erzählte er weiter, und sei in zwei Tagen zu erreichen.

Spät abends machte der Beamte sich endlich auf den Heimweg. Da sämtliche Begleiter mit ihm den Tempel verließen, herrschte wieder tiefe Stille.

Als ich gerade im Begriff war, mit meinen Arbeiten zu beginnen, schlug mein Hund an. Leise patschende Schritte ließen sich vernehmen. Drei, mit langen Lanzen und schweren Messern bewaffnete Eingeborene tappten durch die Finsternis daher. Sie waren vom Kommissär als Nachtwache gesandt worden. Meine Soldaten hatten sich ihrer Pflicht, für meine Sicherheit Sorge zu tragen, verlockt durch die Genüsse, die das Dorf Scheden bot, entzogen, und die Verantwortung dem Beamten überlassen.

Im Tempel herrschte bald wieder tiefe Ruhe. Kein Ton drang von dem in dieser Nacht gewiß sehr lebendigen Dorfe herüber. Nur die Atemzüge der Schlafenden im Tempel und das Knistern des Feuers draußen in der Vorhalle, um welches die drei Wächter im Halbschlaf saßen, war hörbar.

Stunden waren verflossen. Ich saß noch immer bei meinen Arbeiten. Als ich mit der letzten Verrichtung eines jeden Tages, dem Wechseln der photographischen Platten beschäftigt war, hörte ich an der vorderen Tempelwand einen kurzen Schlag. Anfangs dachte ich, die Wächter draußen hätten zufällig ein Stück Holz gegen die Wand gestoßen. Sie hockten aber noch immer regungslos beim Feuer. Sitzend zu schlafen schien ihnen keine Schwierigkeit zu bereiten. Ich nahm meine Lampe und ging hinaus, um die Ursache zu erkunden. Unmittelbar

neben der Türöffnung lag ein Pfeil. Die vergiftete Spitze stak im Türpfosten. An der verdünnten Stelle hinter der Spitze war der Pfeil abgebrochen.

Rasch sprang ich hinter die schützende Wand zurück und löschte die Lampe aus.

Der Pfeil hatte mir, der ich von der Lampe beleuchtet, genau hinter der Türöffnung saß, gegolten.

Der Kommissär hatte also doch nicht zu starke Farben aufgetragen, als er mir heute von den hiesigen Zuständen erzählte. Wahrscheinlich gab es draußen eine ganze Schar beutelüsterner Gesellen, denen es an Mut mangelte, Europäer offen anzugreifen. Da die Hunde nicht einmal angeschlagen, befanden sie sich jedenfalls in hinreichender Entfernung, um mit ihrer Armbrust nicht gar zu gefährlich zu werden. Außerdem wehte draußen ein frischer Wind, der den sichersten Schützen nur Zufallstreffer tun ließ.

Im ersten Augenblick wollte ich einige Revolverschüsse in die Finsternis hinausfeuern. Sie hätten wahrscheinlich zur Folge gehabt, daß meine Soldaten und die Dorfbewohner hergeeilt wären. Damit wäre es mit dem Schlafen für diese Nacht vorbei gewesen. Und ich bedurfte der Ruhe. Deshalb ließ ich diese Absicht fallen. Leise rief ich die drei Wächter draußen herein und zeigte ihnen den Pfeil. Sie schienen sich darüber nicht im mindesten aufzuregen, taten vielmehr, als sei das ein alltägliches Ereignis. Feige Burschen schienen sie nicht zu sein und ich mußte meine ursprüngliche Ansicht über sie korrigieren.

Auch der zweite Hund, der auf dem Bette von Hans



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

lag, mußte nun in die Vorhalle hinaus. Sodann stellten wir, mit vereinten Kräften, zwei der schweren Särge vor die Türöffnung. Und damit befanden wir uns in nahezu vollständiger Sicherheit. Jede Annäherung mußten die Hunde draußen melden. Angreifbar waren wir nur durch die Türöffnung. Es wäre für uns eine leichte Sache gewesen, uns einer noch so großen Anzahl Angreifer zu erwehren.

Draußen war nichts mehr zu hören. Auch die Hunde zeigten keine Unruhe. Ohne nochmals das Licht anzuzünden, legten wir uns alle nieder und bald verkündeten die regelmäßigen Atemzüge die gesunden Nerven hier im Tempel.

Ein schweres Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen tobte die ganze Nacht.

Spät am nächsten Morgen weckte uns starkes Hundebellen. Wir hatten verschlafen, denn prächtiger Sonnenschein lag bereits auf dem gegenüberliegenden, tiefverschneiten Salwinscheidegebirge. Vom Dorfe kamen meine Soldaten mit einem Schwarm Neugieriger. Rasch wurden die Särge vom Eingang entfernt. Als dann die Soldaten von den Ereignissen dieser Nacht erfuhren und die Pfeilspitze im Holze stecken sahen, gab es viel mehr Aufregung als in der Nacht. Und die Folge davon war, daß am Abend sieben Soldaten und sechs Eingeborene auf Befehl des Kommissärs im Tempel zu schlafen hatten. Damit war es mit der köstlichen Ruhe während der Nacht vorüber.

Schwere Wolken zogen bald wieder auf und legten sich

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

als dichter Nebel über die Landschaft. Vom Dorfe kamen immer mehr Leute heraus, so daß der Tempel bald dicht umlagert war. Hans hatte mit der Auszahlung der Träger, die von hier nach Taw zurückgingen, bis gegen Mittag zu tun. Auch die zwei Soldaten aus Taw verließen uns heute.

Als ich gerade die vielen Kranken vornehmen wollte, erschien der Kommissär. Sein Diener schleppte zwei große Fleischstücke und eine Tasse Mehl daher. Dazu überbrachte er mir persönlich die Einladung zu einem Begrüßungsmahl für heute nachmittag. Da er keine Miene machte, bald wieder fortzugehen, wurden die Kranken auf später vertröstet.

Trotz des dicken Nebels unternahmen wir einen Spaziergang in das Dorf. Mit seinen 300 Einwohnern galt es in der ganzen Gegend als eine Art Großstadt. Die Hütten waren zum größten Teil Blockhütten, nur wenige gemauerte Häuschen waren zu sehen. Ihr Mauerwerk bestand aus ungebrannten Lehmziegeln. Sämtliche Hütten waren mit durch Spalten erzeugten Brettern gedeckt, die auf nur wenig geneigten Dächern mittels Stangen und Steinen festgehalten wurden.

Ungemein verwahrlost sah das ganze Dorf aus. Seine Bewohner paßten vorzüglich dazu. Die weiten Hosen der Frauen und Mädchen, vor welchen sie meistens eine aus ungefärbtem groben Gewebe hergerichtete Schürze trugen, und das weite, ungeschmückte Ärmelleibchen, alles war schmutzig und zerrissen. Nicht der geringste Schmuck war zu sehen, der von vorhandenem Schönheitssinn Kunde gegeben hätte.



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

Noch viel ungepflegter sahen die Männer aus.

Dieses verwahrloste Aussehen des Dorfes und seiner Bewohner konnte unmöglich mit Armut zusammenhängen, denn die weiten, ungemein gut gehaltenen Felder, die sich durch besondere Üppigkeit auszeichneten, ließen auf gewissen Wohlstand schließen. Nichtachtung äußerlichen Aussehens, das überall am Salwin und Mekong dem männlichen Geschlecht eigen war, schien hier auch vom weiblichen Geschlecht Besitz ergriffen zu haben.

Unseren Spaziergang mußten wir beginnenden Regens wegen unterbrechen.

Um drei Uhr begab ich mich im Sonntagsstaat, begleitet von Hans und Tien, geleitet von vier Soldaten, also unter großer Pompentfaltung, den ja die Chinesen über alles lieben, zum Kommissär.

Für europäische Begriffe wohnte er recht armselig, denn die zwei kleinen Zimmer, die nur die notwendigsten Einrichtungsgegenstände in einfachster Form enthielten, ließen den Wind von allen Seiten durch ihre weiten Ritzen pfeifen. Auch die Fensteröffnungen, die nur durch Holzgitter verschließbar waren, ließen, bei dem ganz abscheulichen Wetter draußen, das Gefühl der Heimlichkeit nicht aufkommen. Und trotzdem war es der schönste Raum, den ich seit Monaten betreten. Er kam mir geradezu als Palast vor, der unbegreifliche Wünsche in mir weckte.

Gegessen wurde nach chinesischem Zeremoniell, was mir nun nicht mehr die geringste Schwierigkeit verursachte, denn ich hatte mir hinreichende Fertigkeit im

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Gebrauch der Eßstäbchen angeeignet. Nur das ständige Zutrinken eines ganz erbärmlichen Schnapses nach jedem Bissen, das sich nicht umgehen ließ, war eine bittere Pille. Damit mußte man die Genüsse, die das aus etwa zwanzig Gängen bestehende Mahl bot, reichlich bezahlen. Auch das oftmalige Herüberreichen angeblich besonders guter Bissen mit den Eßstäbchen des andern war eine unappetitliche Sache.

Im allgemeinen war das Essen sehr gut. Auch mir ganz unbekannte Speisen schmeckten vorzüglich. Wahrscheinlich war es oft sehr gut, daß ich ihr Wesen nicht erkannte, denn die Vorliebe der Chinesen für besondere Leckerbissen, die bei uns das Gegenteil von Wohlbefinden hervorrufen würden, ist ja bekannt.

Als es dann endlich zum Abschied kam, gab mir der Gastgeber noch als Geschenk eine angeblich über tausend Jahre alte Münze und ein Paket Tabak mit. Beim Scheiden stand er mit bloßem Kopf in Habachtstellung vor seiner Tür und salutierte nach europäischem Muster. Er war ein wirklich prächtiger Kerl, dessen Streben, einen guten Eindruck zu hinterlassen, bei jeder Gelegenheit sichtbar wurde.

Nach dem reichlichen Mahle, zu so ungewohnter Stunde, hätte ich gegen das bekannte „Nur ein Viertelstündchen“ gar nichts einzuwenden gehabt. Daß daraus nichts werden konnte, sah ich, als ich mich dem Tempel näherte. Eine Schar Menschen umlagerte ihn. Auf der Plattform standen zwei Soldaten, hatten ihre Gewehre in den Händen und spielten Schildwache.



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

Kaum hatte ich es mir etwas bequem gemacht, so traten draußen die Kranken an. Es war eine ganz stattliche Reihe und gar mancher Großstadtarzt hätte mit Freude darauf geblickt.

Zuerst kam eine Frau mit einem Mädchen. Das Kind machte zitternd eine tiefe, wahrscheinlich den ganzen Tag eingelernte Verbeugung. Es hatte in das Messer seines Vaters gegriffen und sich die Hand zerschnitten. Ohne einen Schmerzenslaut zu äußern, sahen mich die großen Kinderaugen ununterbrochen an, als ich die klaffende Wunde vernähte. Dann kamen Augenkranke in allen Stadien ihres Leidens, weiters Männer mit vereiterten Wunden und Frauen mit gewaltigen Kröpfen. Als es bereits dunkel geworden war, schlich noch zögernd eine junge Frau daher, die mir erst nach langem Zureden ihr Leid klagte. Sie war kinderlos und ihr Mann hatte ihr gedroht, wenn sie nicht innerhalb eines Jahres gesegnet sei, würde er ihr den Kopf abschneiden. Diese Drohung war in vollem Ernste gemeint. Ich tröstete sie, gab ihr einige Verhaltensmaßregeln und einige harmlose Tabletten. Ihrem Mann, der sich unter den Anwesenden befand, sagte ich, daß seine Frau vollständig gesund sei. Wenn sie nach meiner Medizin nicht in die Hoffnung käme, sei nur er die Ursache davon. Grinsend hörten die Anwesenden mein Urteil. Der Wildling hatte damit seinen Klaps weg. Die Frau aber warf sich ganz glücklich lachend vor mir nieder und berührte, bevor ich es hindern konnte, mit ihrer Stirn meine schmutzigen Schuhe.

Am Abend fing es über dem Salwin zu wetterleuchten

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

an und gegen zehn Uhr begann abermals ein Gewitter, das jedoch nicht so heftig tobte als das gestrige.

Am nächsten Morgen erschien wieder der Kommissär und brachte als abermaliges Geschenk Schnaps, Nüsse und Kastanien. Dann verhandelten wir über die 21 Träger, die zu besorgen er mir versprochen hatte. Für zwei Tage verlangte er den Lohn für dieselben voraus. Es blieb mir nichts anderes übrig, als seinem Verlangen nachzukommen, obwohl ich wußte, daß die Leute nichts davon erhalten würden. Dieser Betrag floß als Regierungsanteil in die Tasche des Beamten.

Morgen sollte es weitergehen. Vier Tagmärsche trennten mich noch von der Stadt Ta-Weihsi. Ich hatte es wirklich schon sehr nötig, in eine Stadt, wie Weihsi war, zu kommen. Der Mangel an Seife machte sich immer fühlbarer. Seit uns unser Vorrat vor Wochen im Sumpfwasser zerronnen, wurde unsere Wäsche ohne Seife gewaschen. Das trug zu ihrer Reinigung nicht viel bei. Wir waren daher durchaus nicht mehr salonfähig. Die sich auf solche Weise vollziehende Anpassung an unsere recht schmutzige Umgebung war zwar unvermeidlich, rief aber immer wieder unseren allerdings nutzlosen Protest hervor.

Auch Munschi, der Koch, war nicht reiner geworden, weder in seinem Äußeren, noch bei Ausübung seiner Kochkunst. So manche Hausfrau hätte uns tiefes Mitleid zuteil werden lassen, wenn sie unseren Kochkünstler bei seiner Arbeit und seinem Geschirr gesehen hätte. Da alle Ermahnungen und alle Versprechungen nichts nützten, so war es immer am besten, man kümmerte sich um die



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

Küche gar nicht und verdarb sich so wenigstens nicht den Appetit. Der immer vorhandene Hunger ließ mit der Zeit diese mißlichen Dinge als etwas ganz Nebensächliches erscheinen.

Nachmittags, als der Himmel sich aufhellte und Sonnenschein die ganze Landschaft überflutete, machte ich mich auf, um auf der Spitze des neben dem Tempel aufsteigenden Berges zu krokieren. Tien trug Stativ, Krokierbrett und Siedethermometer. In der Kühle des dicht bewaldeten Hanges war, nach der mehrtägigen Ruhe, das Steigen ein reines Vergnügen. Nach einstündiger harter Arbeit hatten wir die Spitze des Berges erreicht. Eine Flut von fast unerträglichem Licht schlug uns entgegen, als wir, eine breite Felsnase ersteigend, uns über die Spitzen des Urwaldes erhoben. Wie herrlich war das Land! Blendend weiß glänzte im Westen das tief verschneite Salwinscheidegebirge. Die Wälder stießen mit ihren Zungen weit in die Schneefläche hinein. Im Norden wuchteten einige eisige Spitzen bereits über 4000 m in die tiefe Bläue des Himmels. Gegen Osten war die Aussicht durch das aufsteigende Mekongscheidegebirge verdeckt. Und im Süden schlängelte sich der Hochwasser führende Mekong in dem engen Tale durch dunkelgrüne schmale Kulturstreifen. Wie prächtig, herzerfreuend war doch das Land bei Sonnenschein und wie bedrückend wirkte seine Enge bei Schlechtwetter!

Die Sonne stand bereits tief am Horizont, als ich mit meiner Arbeit fertig war. Rasch stiegen wir über die plattige Felsnase gegen den Rand des Waldes hinab, denn

ich wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit den Tempel erreichen. Am Fuß der Felsen bog ich, ein noch rascheres Tempo einschlagend, gegen den steilen Hang zu. Da riß mich Tien, ohne einen Laut zu äußern, plötzlich zurück. Seinen Augen folgend, sah ich die Ursache. Etwa zwanzig Schritte rechts von uns, am Waldrand, stand ein Leopard. Sonnenflecken huschten über sein prächtiges, in bläulichem Schimmer aufleuchtendes Fell. Seine halb aufgezogene Oberlippe, seine zurückgelegten Ohren und die nervös zuckende Schwanzspitze deuteten genügend seine üble Laune an. Er schien über unser plötzliches Erscheinen gerade so überrascht zu sein, wie ich über seine Anwesenheit war.

Wie prächtig das Tier in seiner kraftbewußten Schönheit aussah! Im Rahmen der umgebenden Urwaldriesen schien es als etwas Dazugehörendes, als etwas davon Untrennbares zu sein. Als Kind des Urwaldes, als Produkt wilder, unbeeinflusster Natur, wirkte er so mächtig auf mich ein, daß ich, obwohl ich meine Büchse schußbereit hielt und der Leopard ein prächtiges Ziel bot, nicht zu schießen vermochte. Und das war wahrscheinlich mein Glück. Denn eben flüsterte mir Tien zu: „Daracht men dusra.“ (Im Baum ein zweiter.)

Vollends im Banne des großartigen Urwaldbildes hatte ich es ganz unterlassen, mir die Umgebung genau zu betrachten. Welche Unvorsichtigkeit!

Sofort erblickte ich den zweiten Leoparden auf einem dicken Ast in ungefähr vier Meter Höhe. Dort lag das Tier, leckte seine Pfoten und sah auf uns her. Unser



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

kleines Abenteuer war damit recht ungemütlich geworden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sprang der zweite uns an, wenn ich den ersten schoß. Vorsichtiger Rückzug schien in dieser Lage das Vorteilhafteste zu sein. In kaum merklicher Rückwärtsbewegung, Tien mit mir ziehend, das Tier aber ständig im Auge behaltend, erreichten wir den Felsen. Als wir hinter ihn gedeckt waren, eilten wir rasch gegen den Urwaldrand und verschwanden im Dunkel. Von Zeit zu Zeit blieben wir stehen und lauschten. Nichts war zu hören. Die Leoparden schienen uns nicht zu folgen.

Rasch kamen wir in die Tiefe. Nach etwa einer Viertelstunde erreichten wir eine kleine Lichtung. Ein vom Blitz gefällter Urwaldriese hatte seine Umgebung im Fall mitgerissen. Wir setzten uns auf den gewaltigen Stamm, um ein wenig zu verschnaufen.

Der Wald schien im Einschlafen zu sein. Nicht das leiseste Geräusch war zu hören. Die Zikaden hatten ihr Abendkonzert noch nicht begonnen. Plötzlich stieß Tien mich in die Seite. „Der Leopard“, flüsterte er leise. Was der Bursche für unheimlich scharfe Augen hatte! Nun sah ich ihn ebenfalls. Unter einem Gebüsch lag er. Nur sein Kopf war zu sehen. Er oder vielleicht gar beide waren uns gefolgt. Jeden Augenblick konnte er uns anspringen. Rasches Handeln war dringend notwendig. Tien mußte sich auf den Stamm stellen, um möglichst imposant zu wirken und das Tier eine Zeitlang zu fesseln, und ich ließ mich hinter den Stamm gleiten, um seitwärts zu schleichen, von wo mir der Leopard ein besseres Ziel bot, denn ein Schuß zwischen die Augen war bei der be-

reits ungünstigen Beleuchtung eine riskante Sache. Während Tien, auf dem Stamm stehend, seine beiden Hände mit dem Hute oben erhoben hatte und langsam hin und her pendelte, gelang es mir, durch das Wurzelwerk des Baumriesen so weit seitwärts zu kommen, daß mir der Tien noch immer anstarrende Leopard seine ganze Breitseite darbot. Nun war ein sicherer Schuß möglich. Langsam hob ich meine Winchester, schob sie durch das Wurzelwerk und drückte los. Gewaltig bellte der Schuß in der engen Lichtung. Er warf den Leopard auf die Seite. Vergebens versuchte er auf die Beine zu kommen. Ein Röcheln war noch hörbar und dann lag das Tier stille. Tien war bereits bei mir. Eine Weile standen wir noch ruhig und lauschten, denn jeden Augenblick konnte der zweite Leopard erscheinen. Aber nichts regte sich.

Mit vereinten Kräften schleppten wir dann das tote Tier zum Baumstamm. An der Stelle, wo er gelegen, machte ich rasch ein Feuer, um das etwa folgende Weibchen aufzuhalten. Und während Tien die Umgebung scharf im Auge behielt und das Feuer mit Holz versorgte, machte ich mich an das Ausbalgen. In einer halben Stunde war es geschehen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Nur langsam kamen wir durch das dichte Unterholz weiter. Nach einiger Zeit bemerkten wir tief unten einen schwachen Lichtschein und hörten Stimmengewirr. Hans, der meinen Schuß gehört hatte, kam uns mit einigen Leuten entgegen. Bei Laternenschein ging es nun rasch hinab.

Noch am Abend ließ ich das einen bläulichen Schimmer



## IM TEMPEL VON SCHEDEN

ausstrahlende Fell schaben und zwischen Bambusstäben zum Trocknen aufhängen.

So war der letzte Abend in Scheden herangekommen. Die in der Nacht immer unruhigen Soldaten hatte ich zu ihrer großen Freude beurlaubt. Nur drei Eingeborene waren hiergeblieben. Die Nacht versprach deshalb wieder ruhig zu werden.

Frühzeitig warf ich mich aufs Lager und war nach dem ereignisreichen Tag bald eingeschlafen. Ein leises, schlürfendes Geräusch, unmittelbar neben mir auf dem Altar von Tschen-Huang, weckte mich. „Schlange“ war mein erster Gedanke. Ruhige Überlegung aber sagte mir, daß das nahezu ausgeschlossen sei. War ich doch über 2000 m hoch und außerdem war es recht kalt. Dann tauchte der Gedanke an das Weibchen des Leoparden auf. Vielleicht schlich es, angelockt durch den Geruch des Felles seines Kameraden, draußen um den Tempel. Mochte es draußen herumschleichen. Vor seinem Besuch bewahrte uns das in der Vorhalle noch immer brennende Feuer.

Meine Gedankentätigkeit wurde immer unklarer. Als sich eben wieder das Traumland öffnete, schreckte ich durch ein abermaliges lautes, schlürfendes Geräusch auf. Ich machte Licht. Auf dem Altar war nichts besonderes zu sehen. Tschen-Huang mit seinem langen Schnurrbart und seinen beiden Dienern schien schelmisch lachend auf mich herabzuschauen.

Ich warf mich wieder auf mein Bett. Kaum wieder im Einschlafen schreckte mich das schlürfende Geräusch und der Fall eines Gegenstandes abermals auf. Wieder machte

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

ich Licht, um wieder nichts zu sehen. Es war drei Uhr. Vergebens war das Suchen einer Erklärung für dieses absonderliche Geräusch. Schon wieder im Halbschlaf, fiel mir endlich die Ursache ein. Geister waren es. Die Geister, vor denen die Eingeborenen mich gewarnt hatten. Und plötzlich sah ich, wie Tschen-Huang, der an seine langen, bis auf den Boden reichenden Schnurrbartenden Papierrollen gebunden hatte, durch Drehen seines Kopfes diese Rollen abwechselnd nach links und rechts zog, damit die nach ihnen haschenden Diener sie nicht erreichen konnten. Also Tschen-Huang war der Unruhestifter. Beruhigt schlief ich ein.

Am Morgen fiel mir mein Erlebnis in der Nacht wieder ein. Die richtige Erklärung fand ich, als Hans mich fragte, ob ich sein gebratenes Hühnerbein, das er abends in Papier gewickelt auf den Altar gelegt hatte, nicht gegessen habe. Da war die Erklärung. Eine Ratte hatte das Papier samt Inhalt über den Altar in ihr Loch geschleift. Das war der Geisterspuk gewesen.

Die Behauptung der Eingeborenen, daß der Tempel ein Ort für Räuber und Geister sei, hatte sich also in Wirklichkeit bestätigt.

Heute noch, wenn mein Blick auf das schöne, noch immer in bläulichem Schimmer leuchtende Leopardenfell fällt, taucht der Tempel von Scheden, mit Tschen-Huang, den Räubern und Geistern, seinem prächtigen Kommissär und seiner grauen, alles einhüllenden Wolkenmasse vor mir auf und träumend öffnet sich mir wieder ein Stück Jugendland, in dem zu wandern reines Glück ist.



## NANG-MA-PRI

Endlich war die burmesisch-chinesische Grenze erreicht. Sie verlief hier in 3160 m Höhe am Kamm des Irawaddy-Salwin-Scheidegebirges. Zwei hohe Steinhaufen markierten sie.

Es war Mitte der Regenzeit. Was das bedeutet, kann nur der ermessen, der hier, in dem feuchtesten Gebiet unserer Erde, eine solche miterlebt hat. Täglich gab es oft stundenlang andauernde Wolkenbrüche. Nicht mehr zu steigernde Mühseligkeiten hatte meine aus zwölf Maultieren, vier Treibern, einem Führer und vier Wegmachern bestehende Karawane in diesem nahezu weglosen Gebiet mitmachen müssen. Doch nun, an der britisch-chinesischen Grenze, schienen alle Strapazen ein Ende zu haben, denn unmittelbar hinter den Grenzsteinen begann ein nahezu meterbreiter Weg, der sanft den Abhang hinabführte. Wie ein Promenadenweg kam er mir vor. Den Maultieren muß vor Freude das Herz gehüpft haben, als sie ihn betraten. Wir befanden uns nun endlich auf britischem Boden, auf britischen Wegen.

Ein warmes Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit durchdrang mich, das mir seit langem schon fremd ge-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

worden war. Es war wie ein Ausspannen aller Sinne.

Steil führte der Pfad bald den moosigen Bergbambusrücken abwärts. Je tiefer wir kamen, desto mehr machte sich die Wirkung der Erosion bemerkbar. Anfangs traten kleine Rinnen auf, die immer größer wurden und schließlich Grabentiefe erreichten, in der der Promenadenweg versank.

Wie es gekommen, so verschwand es wieder, das Wohlgefühl der Geborgenheit und mein Stolz auf europäische Wegbaukunst sank in sich zusammen. Es war hier, auf britischem Gebiet, keinen Pfifferling besser als in China. Meine Wegmacher bekamen so wieder reichliche Arbeit, galt es doch, manchmal zwei Meter tiefe Gräben passierbar zu machen.

Aus dem kurzen Bergbambus, der die weiten Hänge bedeckte, waren inzwischen bis 20 m hohe Bambusträufel geworden, die auf beiden Seiten mit ihrem Gewirr von abgebrochenen und abgestorbenen Stangen eine undurchdringliche Wildnis bildeten. Schließlich wurden auch sie seltener, bis sie endlich im hohen, domartigen Urwald vollständig verschwanden. Seine Innendekoration von triefenden Moosen und Flechten, perlenbesetzten meterhohen Farnen, leuchtenden Orchideen, einem Gewirr von turmhoch emporkletternden Lianen, das feuchtigkeitssatte dämmrige Dunkel, die aus den dunkelgrünen Kuppeln herabrinneenden Wasserschnüre und die treibhausartige warme Atmosphäre wirkten wie ein Narkotikum und machten so müde.

Von einem Weg konnte man nicht mehr sprechen. Ein



## NANG-MA-PRI

grüner Tunnel, dessen Boden meterhohe Vegetation bedeckte, deutete ihn an. Die ihn querenden, manchmal ihn begleitenden Wasserrinnen, die zwar seltener, aber desto tiefer geworden waren, hatten Wildbachcharakter. Ihr Queren, das einmal nur nach Herbeischleppen von Baumstämmen möglich wurde, nahm viel Zeit in Anspruch.

Die Blutegelplage, unter der wir vor der Grenze nur wenig zu leiden hatten, wurde hier fast unerträglich. Der Koch, der einmal seine Gamaschen abwickeln mußte, hatte elf Stück an seinen Waden hängen. Am Bauch unserer zwei Hunde bildeten sie schwarze Flecken und in den Fesseln der Maultiere saßen sie in Klumpen. Man brauchte nur an Strauchwerk anzustreifen, so saßen sicher einige dieser Parasiten an den Kleidern. Blieb man stehen, so sah man sie nach Art der Spannerrauen von allen Seiten herbeieilen. Ihr Weiterspannen geschah so rasch, daß das Wort „Laufschritt“, das Hans für ihre Bewegung prägte, ein ganz charakteristischer Ausdruck war. Welcher ihrer Sinne ihnen die Anwesenheit von Lebewesen und somit Nahrung verriet, blieb mir ein Rätsel. Ihre unglaubliche Menge im Urwald mußte das Leben von Warmblütlern daselbst während der Regenzeit unmöglich machen. Auf meiner ganzen langen Urwaldwanderung kam mir auch kein einziges warmblütiges Lebewesen zu Gesicht. Die Frage, wovon unter solchen Umständen diese Milliarden von Parasiten leben, blieb mir ebenfalls ein Rätsel.

Endlich wurde der Weg etwas besser und der Wald niederer. Dann kam eine mit üppigem Gras und hohen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Farnen bedeckte Lichtung. Sie deutete an, daß wir uns bereits im Gebiet des Stammes der Tsching-paw oder Katschin befanden. Diese Lichtung war nämlich nichts anderes als eine verlassene Urwaldrodung, die den Tsching-paw durch zwei Jahre den zum Leben notwendigen Mais und Reis geliefert hatte.

Kaum hatten wir hier, noch immer in 1900 m Höhe, zur Mittagsrast abgeladen, begann es wieder in Strömen zu gießen. Der Regen hatte nur eine Viertelstunde ausgesetzt. Schwere Wolkenmassen sanken auf uns herab und hüllten das Land vollständig ein.

Wir wären am liebsten sofort wieder aufgebrochen, doch die Maultiere mußten erst ihre Bäuche mit dem üppigen Gras füllen. Bei wolkenbruchartigem Regen rastlos auf und ab pilgern zu müssen, um nicht von ausgehungerten Blutegeln als Saugflasche benützt und nach und nach aufgefressen zu werden, ist nicht nur eine trostlos langweilige, sondern auch eine sehr ermüdende Arbeit. Wären nicht einige Tsching-paw gekommen, die uns Gesellschaft leisteten, so wäre diese Stunde Zwangsrast schwer zu ertragen gewesen. Trotz ihrer blauen Kittel, ungebleichten Hosen, dickem Turban, ihrer schön gestickten, bunten Umhängetaschen, ihrer langen und breiten Messer, trotz ihrer zahlreichen Ringe am linken Bein und ihrer an Stirnband und Nackenholz getragenen Körbe, sahen sie, triefend naß wie sie waren, durchaus nicht malerisch aus, glichen vielmehr soeben aus dem Wasser Gekrochenen. Sie waren aber bei vorzüglicher Laune, was ich von uns allen durchaus nicht behaupten konnte.



Steil und schlecht führte der Weg dann weiter. Bei einer etwa acht Meter tiefen Wasserrinne mußten wir halten. Von den drei Baumstämmen, die den Übergang vermittelt hatten, waren zwei abgestürzt. Mittels Seilen wurden sie gehoben, aus Steinen eine neue Unterlage geschaffen und so der Steg wieder passierbar gemacht.

Mit Worten ist eine derartige Arbeit rasch fertig. In Wirklichkeit aber war es bei dem strömenden Regen, in den jede Bewegung hindernden nassen Kleidern und bei dem ständigen Abwehren der Blutegel ein hartes Werk, zu dessen Fertigstellung wir eine Stunde benötigten. Ohne persönliches Zugreifen wären wir an diesem Tage überhaupt nicht mehr zum Passieren der Rinne gekommen. Wir hätten einfach im Urwald lagern müssen.

Weiter patschten wir durch die sumpfige Humusschicht, die an ebenen Stellen wahre Moräste bildete. Von oben gossen noch immer Wasserschnüre herab.

Nach einiger Zeit zeigte sich vor uns ein heller Streifen, der unsere Richtung querte. Dort war der grüne Laubdom zerrissen. Ein etwa dreißig Meter breiter Fluß war die Ursache.

Von der Ferne, zart wie ein Spinnengewebe aussehend, schwang sich eine Lianenbrücke über den für unsere Augen viel zu hellen Spalt. Zwei starke Lianenseile spannten sich im flachen Bogen hinüber. Sie waren durch zahlreiche, einen Bauch bildenden Schnüre miteinander verbunden. Auf diesen Schnüren lag freibeweglich eine Bambusstange. Sie bildete den Brückenbelag. Bei schönem Wetter und mit trockenen Kleidern wäre eine derartige

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Brücke eine sehr interessante Wegunterbrechung gewesen. In gegenwärtiger Stimmung aber, hatte doch der fast ununterbrochene Wolkenbruch jede Spur von guter Laune hinweggeschwemmt, wurde sie von uns allen mit mürrischen Blicken angesehen. Wir betrachteten sie sogar als vollständig überflüssig, denn nasser, als wir waren, konnten wir nicht mehr werden, wenn wir auch zehn Flüsse hätten durchschwimmen müssen. Und in den Fluß mußten wir für alle Fälle, denn es mußte für die Maultiere eine Furt gesucht werden.

Die Strömung war reißend. Mit Bambusstangen versehen, vorsichtig weitertastend, suchten wir an fünf verschiedenen Stellen den Fluß ab. Meine Leute waren entweder gedankenlos oder tollkühn, sich ohne jede Vorichtsmaßregel in die Strömung zu wagen, denn nicht ein einziger von ihnen konnte schwimmen. Nur mit allergrößter Kraftanstrengung konnte man sich aufrecht erhalten. Es dauerte auch gar nicht lange, so schrillte ein Schrei an unsere Ohren. Von oben kam einer der Leute herabgetrieben. Sein Körper führte rotierende Bewegungen aus. Einmal waren seine Arme, bald darauf wieder seine Beine sichtbar. Da Hans und ich, in weiser Voraussicht an unterster Stelle in den Fluß gestiegen waren, war es uns ein leichtes, den Mann mit unseren Bambusstangen, die er blitzschnell ergriff, als er sie fühlte, ans Land zu ziehen.

Daß es für den einzelnen unmöglich war, eine Furt zu finden, sahen wir bald ein. Erst mit Hilfe meines Kletterseiles, das wir über den Fluß spannten und das den Kräf-



tigsten der Leute das Gefühl der Sicherheit gab, gelang es uns, eine solche ausfindig zu machen. Einige kleine Löcher derselben füllten wir mit Steinen, so daß die Wassertiefe einen Meter nirgends überschritt.

Die schwer beladenen Tiere passierten den Fluß ohne jeden Unfall. Wir übrigen zogen, wahrscheinlich aus Neugier, das Balancierkunststück über die Brücke vor. Verhältnismäßig rasch kamen wir hinüber, obwohl dieser Weg mit seiner beweglichen, glatten Bambusstange unter den nackten Füßen, mit den schwankenden Seilen zu beiden Seiten und vor allem, mit dem unten vorbeischießenden Wasser, das den Eindruck hervorrief, als flöge man mit großer Geschwindigkeit mit der Brücke fort, ganz bedeutende Ansprüche an die Schwindelfreiheit und Nervenkraft stellte.

Es goß noch immer. Der Weg, der sich am rechten Ufer des Flusses im Urwald weiterzog, wurde etwas besser. Wären die vielen Sumpfstellen nicht gewesen, so hätte man ihn sogar als gut bezeichnen können.

Da wir am rechten Hang fast horizontal weiterzogen, versank das Flußbett bald in der Tiefe. Einigemal wurde der Blick auf den jenseitigen Abhang frei. Dort gab es große Brandstellen, mit Spuren einstigen Anbaues. Wären diese Urwälder nicht so feucht gewesen, so hätten sie, wie in dem anschließenden Teil Chinas, den Waldbränden längst zum Opfer fallen müssen.

An einer Biegung sperrte ein aus Baumstämmen hergestellter Verhau den Weg vollständig ab. Wir hatten damit das eigentliche Gebiet des Stammes der Tsching-paw

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

(Katschin) erreicht. Chinesen hatten mir erzählt, daß Teile dieses Stammes von Durchziehenden Tribut abverlangen. Trotz der Unwahrscheinlichkeit dieser Nachricht war ich auf den Empfang bei diesen kriegerischen Eingeborenen, deren Stammesangehörige ich vor drei Jahren weit im Süden kennengelernt hatte, schon recht gespannt.

Da sich nirgends ein Eingeborener zeigte und wir hier im Urwald nicht warten konnten, demolierten wir den Verhau.

Eine halbe Stunde später stießen wir auf einen zweiten. Wahrscheinlich hatten diese Verhaue den Zweck, in Kriegzeiten den Bewohnern sicheren Stand gegen eindringende Feinde zu bieten. Warum sie aber in gegenwärtiger, scheinbar ruhiger Zeit aufrechterhalten wurden, blieb mir unverständlich.

Auch hier blieb nichts anderes übrig, als diesen zweiten Verhau, da ein Weiterkommen, durch den Urwald daneben, vollkommen ausgeschlossen war, niederzureißen. Wir waren noch immer 1500 m hoch.

Nach halbstündigem Marsche wurde es wieder etwas lichter. Nach und nach versank der Wald und zwischen einigen Hügeln, weit im Westen, wurde plötzlich blauer Himmel sichtbar. Ein Stück blauer Himmel — so unwahrscheinlich tief, daß ich vor einem Wunder zu stehen glaubte. Dort, wo der Himmel leuchtete, konnten doch, nach meinen berggewohnten Augen, nur wieder Berge liegen. Nach tagelangem Duster schwerer Regenzeit und nach dem tiefen Dunkel des Urwalddomes ein Stück blauen Himmels in unwahrscheinlicher Tiefe! So tiefen



Horizont konnte es ja, meinem gegenwärtigen Gefühl nach, gar nicht geben.

Hier fesselte mich der Anblick so lange, bis herabsinkende Wolken ihn verschlangen. Ich hatte das erstmal, nach fast einem Jahre, wieder einen Blick über Tiefland erlebt.

Bei 1380 m begannen waldfreie Stellen und Reisfelder zahlreicher zu werden. Wo der Fluß in Kaskaden in dem Grün verschwand, standen auf einer Waldlichtung seltsame Gebilde. Hohe bemalte Pfosten gab es dort, die weiße Wellenstreifen zeigten. Auf andern Gestellen standen Reihen von Bambusgefäßen. Wieder andere trugen körbchenähnliche Gebilde, einige auch Tierschädel. Abseits ragten zwei sich kreuzende Baumstämme empor, die am Kreuzungspunkt verbunden waren. Das waren lauter Dinge, die jeden Europäer verblüfft hätten. Mich grüßten sie als alte Bekannte.

Wir hatten den Opferplatz eines Dorfes der Tschingpaw (Katschin) vor uns. Lebhaft tauchten die Erlebnisse jenes Tages vor mir auf, als ich, als Hindu verkleidet, einem solchen Opferfeste beiwohnte. Zwischen den bemalten Pfosten hing damals die lange Opfertrommel, die den Rhythmus des Opfertanzes der Männer und Weiber dröhnte. Die sich kreuzenden Baumstämme dienten dazu, den damals geopfertem Büffel in einer Schlinge emporzuziehen und zu strangulieren. Und die Bambusgefäße auf jenen Gestellen hatten die Aufgabe, das den Geistern dargebrachte Blut des Opfertieres aufzunehmen. Drei Jahre waren seit jenem Erlebnis vergangen, doch lebendig, als

sei es gestern geschehen, stand jene Zeit beim Anblick des Opferplatzes vor mir. Ich brauchte nur die Augen zu schließen, um das Dröhnen der Opfertrommel und das Schlürfen und Stampfen der Tanzenden zu vernehmen.

Weiter ging es unter neuem Wolkenbruch.

Es war sechs Uhr, als endlich das erste Katschindorf auftauchte. 25 bis 30 Hütten mit weit vorspringendem, schräg abgeschnittenem Giebeldach, das an die Bauten der Südsee erinnerte, hockten an dem Hange einer Lichtung. Trotz der verhältnismäßig geringen Anzahl der Hütten nahm das Dorf einen großen Raum ein. Zwischen den Hütten gab es hinreichend Platz, den das Feuer, bei einem etwa ausbrechenden Brande, nicht überbrücken konnte.

Als wir durch die Bambusgitter zogen, die den Eingang des Dorfes andeuteten und die den Weg auf eine Strecke von etwa fünf Meter begleiteten, wurden wir sofort von der Jugend umringt. Nur wenige der Erwachsenen ließen sich sehen. Wahrscheinlich verbot die bei diesem Stamm besonders beachtete Etikette allzu große Neugier.

Auf unsere Frage nach einer Herberge meldete sich ein Junge, der uns führen wollte. Er zog an sämtlichen Hütten vorüber, den Hang empor. Weit und breit war in jener Richtung keine Behausung zu erblicken. Da Mensch und Tier viel zu müde waren, um noch irgendeinen Marsch mitzumachen, kehrten wir wieder um und zogen zu der größten, dem Häuptling gehörenden Hütte, entschlossen, alles zu versuchen, um im Dorfe bleiben zu können.



Der kleine Junge meldete uns an. Als das Dorfoberhaupt, ein alter Mann von 60 bis 70 Jahren erschien, dem ich versicherte, daß keiner von uns gegen die Sitten des Dorfes verstoßen oder gar die Hausgeister beleidigen würde, zeigte er sich sofort bereit, uns in seiner Hütte aufzunehmen. Ich wußte von früher, daß die Tschingpaw viele Sitten und Gebräuche haben, die sie strenge befolgen und deren Befolgung sie auch von Fremden verlangen. Deshalb beherbergen sie nur ungerne solche, die oft grobe Verstöße aus Unwissenheit begehen, welche dann zu unangenehmen Weiterungen führen.

Die Hütte darf das erstemal nur durch die Haupttür betreten werden. Später ist jeder andere Eingang erlaubt, doch darf man die Hütte immer nur durch jene Tür verlassen, durch die man sie betreten hat. Im Innern darf man in die Familienräume nur dann eintreten, wenn man vom Hausherrn dazu aufgefordert wird. Nie soll man sich jener Stelle nähern, wo der Altar der Hausnats, der Hausgeister, sich befindet. Letztere sind gegen Fremde ganz besonders empfindlich und würden jede Beleidigung an den Hausbewohnern sehr fühlbar rächen. Da die Furcht vor übelwollenden Nats das ganze Leben des Katschin durchzieht und beherrscht, da die Opfer, die er den Geistern dieser Furcht zufolge ständig darbringt, ihn im Leben arm erhalten, läßt sich ausmalen, daß er Beleidigungen derselben, an deren Folgen nur er selbst leiden müßte, bitter rächen würde. Außerhalb britischen Territoriums sollen derartige Beleidigungen noch heute mit dem Tod des Beleidigers gesühnt werden.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Ehefrauen sind „tabu“ für jeden, Ehebruch soll früher immer mit dem Tod des männlichen Teiles gesühnt worden sein. Heute wird ihm eine Buße abgenommen, die so groß sein soll, daß sie ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr schuldenfrei werden läßt. Aus diesem Grunde soll auch Ehebruch nie vorkommen.

Die Mädchen hingegen erfreuen sich der allergrößten Freiheit.

Weiters darf man nie an einem Bewaffneten rückwärts vorübergehen oder ihn an der Schwertseite passieren. Das sind bei einem kriegerischen Stamm eigentlich Selbstverständlichkeiten.

Der weit vorspringende Giebel bedeckte den Stall an der linken Seite der Front und den Vorraum mit einer kleinen Plattform, zu der ein gekerbter Baumstamm emporführte. Die Holzsäulen des schräg vorspringenden Giebels waren mit vielen Schädeln von Opfertieren behängt. Die niedere Tür drehte sich in zwei Holzapfen. Der Fußbodenbelag, aus auseinandergebrochenen Bambusstangen bestehend, war elastisch und schwankte bei jedem Tritt. Ein Betreten der Hütte, ohne die Hüttenbewohner aufmerksam zu machen, war unmöglich.

Die Hütte war ungefähr 40 m lang und ihr Fußboden befand sich etwa ein Meter oberhalb der Erde. Flechtwerk aus Bambus teilte das Innere in mehrere Räume. Unmittelbar neben dem Eingang lag die Kammer der unverheirateten weiblichen Familienmitglieder. Den Sitten des Stammes entsprechend, waren sie hier unumschränkte Herrscherinnen und niemandem, auch ihren Eltern nicht,



würde es einfallen, den Launen, Wünschen und Bedürfnissen der jungen holden Weiblichkeit entgegenzutreten zu wollen. Hier können sie Tag und Nacht empfangen, jeden, der sich ihrer Gunst erfreut.

Die innere Ecke dieser Kammer bildete mit der Ecke des Familienraumes den Durchgang zu dem Hauptaufenthaltsplatz der Hüttenbewohner, dem Herdplatz. Ein mit Lehm gefüllter Holzrahmen von 1,5 m Seitenlänge bildete die Unterlage für das Feuer. Der Rauch mußte sich seinen Weg durch das Grasdach und die Bambuswände suchen.

Im Hintergrund der Hütte sah man durch eine Tür ins Freie. An der linken Seitenwand des weiten Raumes vor dieser Tür befand sich der Altar der Hausgeister. Er war nichts anderes als ein 1,5 m hohes Bambusgestell, das oben ein Brett trug. Einige Bambusgefäße, einige Schalen und Maiskolben konnte ich darauf erkennen.

An den Seiten der Hütte gab es noch mehrere Öffnungen, die Tür und Fenster zu gleicher Zeit waren. Hier etwa Austretende mußten auf die einen Meter tiefer liegende Erde hinabspringen.

Als wir die Hütte betreten hatten, hörte draußen, die Tücke des Objektes boshaft markierend, der Regen auf. Der Wind, der ungehindert das Bambusgeflecht der Wände durchdringen konnte, brachte es bald zuwege, daß wir, durchnäßt wie wir waren, hörbar mit den Zähnen zu klappern angingen. Ein Umkleiden unter den neugierigen Augen der Hüttenbewohner, die alle beim Feuer hockten, war mir eine unsympathische Sache. So blieb nichts an-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

deres übrig, als möglichst nahe an das Feuer zu rücken und abwechselnd Front und Rücken ihm zuzukehren. Dampfwolken stiegen aus den Kleidern.

Die Dame des Hauses blieb unsichtbar. Sie verließ den Familienraum nicht. Sicherlich gewährte ihr ein Ritz in der Bambuswand einen angenehmeren Beobachtungsposten als das Gedränge am Feuer.

Eine Enkelin des Dorfoberhauptes war auch unter den um das Feuer Sitzenden. Sie war das einzige unverheiratete weibliche Wesen der Hütte und hockte hinter dem Rücken ihrer Mutter, der Tochter des Alten. Die pechschwarzen Augen der etwa 16jährigen Maid guckten mich ununterbrochen an. Ihre verfilzten schwarzen Haarsträhne, zwischen denen ihre Finger meistens jagend herumwühlten, ihr breites, schmutziges Gesicht und ihr rotgefärbter Mund, aus dem von Zeit zu Zeit dunkelroter Betelsaft flog, ihr kurzes Jäckchen, das bis unterhalb der Brüste reichte und den Bauch sehen ließ, der schmutzige, gestickte Kittel, die häßlichen Wadenstrümpfe und die breiten, dreckigen Füße, das waren Dinge, die sie alles andere, nur nicht anziehend erscheinen ließen. Eine Aureole urwüchsiger Sinnlichkeit umgab sie.

Trotz der Regenzeit und des vielen Wassers, das hier täglich aus den Wolken strömte, sahen alle Eingeborenen recht ungewaschen aus. Ununterbrochen kreiste die große Beteldose mit ihrem Inhalt, Betelblätter, Arekanuß, Tabak und gelöschter, rotgefärbter Kalk, unter den Anwesenden. Auch mir schob sie der Hausherr zu, und um nicht zu beleidigen, blieb mir nichts anderes übrig, als ebenfalls



einen Bissen zu rollen und in den sauren Apfel zu beißen, das heißt, in das herb zusammenziehende Gemisch zu beißen. Dabei fiel mir der erste Betelbissen ein, den ich in meinem Leben genossen. Es war vor drei Jahren. Damals weilte ich in Hsein-Wi, der Hauptstadt der nördlichen Schanstaaten Hinterindiens. Ich hatte mit Mahawong, dem Sohne des Fürsten Khun-Sang-Ton-Hung, dem Sobwa der Schanstaaten, einen Jagdritt unternommen. Nach Beendigung desselben erwartete uns ein reichliches Mahl, das auf einer Waldlichtung vorbereitet worden war. Die Frau Mahawongs, seine Schwester und einige ihrer Gespielinnen nahmen daran teil. Nach dem Mahle kam die Beteldose an die Reihe. Obwohl die Anwesenden bereits wußten, daß ich nicht Betel kaue, rollte mir die Schwester Mahawongs, ein hübsches, rotwangiges Mädchen, das ganz in Seide gekleidet war, mit eigenen Händen einen Bissen und bot ihn mir, als echte Eva, dar. Um mich aus der Klemme zu ziehen, erklärte ich der jungen Schönen, daß dieser Bissen viel zu kostbar sei, um genossen zu werden. Ich würde mir ihn als Andenken ihrer Güte für ewige Zeiten aufheben. Freude flog über ihr Gesicht und ich glaubte mich erlöst. Sie aber riß rasch den Betelkasten aus den Händen eines anderen und wickelte mir einen neuen Bissen, den sie mir ohne weiteres in den Mund schob. Mein Widerstand war damit vernichtet. Dazu mußte ich noch unbändiges Entzücken über mein Gesicht strahlen lassen. So lernte ich Betel kennen. Sein Geschmack blieb mir aber immer unsympathisch.

In der Hütte des Häuptlings wurde ich rasch erlöst.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Munschī brachte das Essen und das rote Gemisch flog in weitem Bogen hinaus.

Da die junge Wildkatze hinter dem Rücken ihrer Mutter verlangende Blicke nach unserem Konservenfleisch mit Reis warf, ließ ich ihr einen Teller, gefüllt bis zum Rand, reichen. Ohne Scheu griff sie sofort mit ihren ungewaschenen Fingern zu und leerte den Teller in wenigen Minuten. Ich ahnte nicht, daß ich damit eine nahezu schlaflose Nacht mir heraufbeschworen hatte.

Ma-Pri hieß das Mädchen. Der nicht gerade schön klingende Name deutete an, daß sie die siebente Tochter war. Das war aber nicht ihr vollständiger Name. Dazu gehörte noch die ganz besonders betonte Vorsilbe Nang. Das Recht, diese Vorsilbe zu führen, haben in jeder Ansiedlung nur die weiblichen Nachkommen eines Häuptlings. Sooft ich das Mädchen mit Ma-Pri anredete, wiederholte sie jedesmal ihren Namen mit der Vorsilbe Nang. Sie schien nicht wenig stolz darauf zu sein.

Nach dem Essen, als ich mir meine Pfeife anzündete, rauchte bereits Männlein und Weiblein aus kleinköpfigen, langrohrigen Tschibuks ganz angenehm duftenden Tabak.

Die Leute schienen alle frühzeitiges Zubettgehen gewohnt zu sein, denn das Gespräch wurde immer stockender und schlief schließlich ganz ein. Einer nach dem andern verschwand und um 8 Uhr hockten nur noch Hans und ich beim Feuer. Es beanspruchte starke Willenskraft, um sich von den trocknenden Flammen loszureißen.

Mein Zeltbett stand an der Bambuswand, die die Mädchenkammer vom Feuerplatz trennte. Da wir im Wald



stark von Moskitos belästigt worden waren, hatte ich mein Moskitonetz aufgehängt. Der den ganzen Tag in nassen Kleidern steckende Körper hatte noch immer nicht genügend Wärme aufgespeichert und fröstelte schon wieder, als ich darunter kroch. Das Thermometer zeigte 20 Grad.

Die lange Wanderung in der Regenzeit und die Unmöglichkeit, die Decken auszutrocknen, hatten das Bett zu einem ungemütlichen Aufenthaltsort gemacht. Dazu schien heute noch Regenwasser in den Bettsack gekommen zu sein, denn die Decken hatten einige nasse Flecken. Was das Bett nicht vermocht hätte, die Müdigkeit brachte es zuwege. Zusammengerollt wie ein Igel schlief ich bald ein.

Leises Rascheln in nächster Nähe meines Ohres riß mich aus dem Traumland. Wahrscheinlich versuchte eine Ratte an der Bambuswand emporzuklettern. Der Teufel soll dieses Viehzeug holen, wenn es zur Nachtzeit den Schlaf stört.

Das Bewußtsein meines Moskitonetzes, das das Näherkommen des Tieres verhindern mußte, beruhigte die wachen Sinne wieder. Schon war ich wieder im Einschlafen, als es intensiver raschelte. Ich ließ das Zischen einer Schlange hören, um das Tier zu verscheuchen. Dieses sonst bewährte Hilfsmittel schien hier keine Wirkung zu haben, denn sofort begann das Rascheln wieder. Nun schlug ich hin und traf, wie es schien, einen nachgiebigen Gegenstand. Was es nur gewesen sein konnte?

Während ich mir noch darüber den Kopf zerbrach, tönte in mein Ohr leises Kichern, so nahe, daß ich den

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Atem zu spüren glaubte. Nun war es mir klar. Mein Bett stand an der Wand der Mädchenkammer. Eine dünne Bambuswand trennte mich von dort. Sicher hatte das Tausendschönchen des Hauses ihr Lager hart neben meinem Bette aufgeschlagen. Wahrscheinlich war der Teller mit Reisfleisch die Ursache geworden, daß die Scheu, die Katschinmädchen sonst den Fremden entgegen zu bringen pflegen, verschwunden und Zuneigung entstanden war, die sich im nächtlichen Wohlwollen äußerte.

Ich möchte den Mann kennenlernen, der unter solchen Umständen eine „geruhsame Nacht“ hat.

Schon nach wenigen Minuten begann das Rascheln und Wispern von neuem. Welch lockende Töne drangen an mein Ohr! Segen war es, daß ich nichts davon verstand. Was nützte es, daß ich, voll von Müdigkeit und Unbehagen in dem feuchten Bett, abwehrend gegen die Wand drückte. Was nützte es, wenn ich in allen mir bekannten Sprachen hinüberflüsterte: „Geh, holdes Mädchen, sei gescheit und laß mich schlafen. Ich bin so müde und du — du bist so — so reizend! Geh, sei vernünftig!“

Ein Mittel wirkte nur und das war lautes Schnarchen. Sobald ich zu sägen begann, wurde es drüben ruhig. Sobald ich aufhörte, begann das Rascheln wieder.

Wie unglaublich ausdauernd das Mädchen war! Und ich konnte doch mit wachen Sinnen die ganze Nacht nicht schnarchen!

Gegen Morgen wurde ich erlöst. In der Kammer war Besuch angekommen. Doch von Schlafen war erst recht keine Rede.



## NANG-MA-PRI

Als es zu dämmern anfang, begannen rings im Dorfe die dumpfen Töne der Reismörser lebendig zu werden. Die fleißigen Weiber enthülsten in stundenlangem Stampfen jene Reismenge, die während des Tages gebraucht wurde. Dann ließen meine Leute und die Maultiere sich hören. Als schließlich endlich die Sonne über dem Wald emporstieg und durch die Ritzen der Wand auf mein Bett schien, kroch ich müde und zerschlagen, wie nach durchkneipter Nacht, von meinem Lager.

Heute war das ganze Dorf draußen versammelt. Auch meine Schlafnachbarin sah ich bald. Wären die Blicke, die sie mir zuwarf, Dolchstöße gewesen, hätte ich sofort durchlocht wie ein Sieb aussehen müssen.

Da es mehr als unklug gewesen wäre, ein rachsüchtiges und allem Anschein nach schwer beleidigtes Katschinweib mit ihrem Anhang im Urwald hinter sich zu wissen, so hatte ich ein ganz besonderes Geschenk für sie herausgesucht. Es war ein Kollier aus kleinen Muscheln. Ein recht zerbrechliches Ding zwar, aber dafür recht groß und aufsehenerregend. Als ich es um ihren Hals legte, schmolz ihr harter Blick wie Schnee in der Sonne und wurde weich und zutraulich.

Eine Schar von Mädchen und Weibern umgab sie bald, die alle bewundernde Rufe ertönen ließen.

Heute sah es hier im Sonnenschein sehr malerisch aus. Die langgestreckten Hütten mit ihren vorspringenden Giebeln, die Säulen mit den zahlreichen Schädeln der Opfertiere, die oft sehr zierlichen Opfergestelle neben den Hütten, die kleinen, von rohen Zäunen umgebenen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

verwilderten Hausgärten und vor allem die Weiber und Mädchen in ihrem Schmuck fesselten den Blick. Die kurzen Jäckchen derselben waren vorne und rückwärts mit Kauri verziert. Die Beine trugen zahlreiche Haarlinge, die Hüften Kauri- und Silberringe. Am auffallendsten waren die dicken Silberrohre, die horizontal in ihren Ohrläppchen steckten. Lange, rote Wollfransen hingen aus ihnen herab.

Das Jungvolk stand zum großen Teil in Paaren beisammen. So oft eine holde Maid oder ihr Partner sich kratzte, begann der andere Teil sofort Jagd zu machen, und flinke Finger wühlten in den ungekämmten Haarsträhnen. Wahrscheinlich kannte dieses Völkchen bei Tage keine andere Liebesbezeugung.

Wir zogen ab. Selbstverständlich wird meinem Geschenk an die Enkelin des Häuptlings eine ganz natürliche Ursache von seiten der Eingeborenen unterschoben worden sein. Das Mädchen wird diesem Glauben auf keinem Fall widersprochen, im Gegenteil, zu dessen Vertiefung das ihrige beigetragen haben. Meinem Nachfolger, der etwa in jene Gegend kommt, möchte ich nur den Rat erteilen, auf keinem Fall in diesem Dorfe übernachten zu wollen, da wahrscheinlich alle Mädchen desselben Verlangen nach derartigen Kolliers haben dürften. Das Dorf heißt Lutong und liegt eine Tagereise hinter der chinesischen Grenze, einen Tag weit vom ersten britischen Fort Sadon.



## OM MANI PADME HUM!

Wo das auch heute noch geheimnisvolle Tibet sein Ende findet, wo seine eisigen Gewässer im Irawaddy, Salwin, Mekong und Yangtse das Hochplateau verlassen und in tiefen, tiefen Rinnsalen dem Indischen und Stillen Ozean zueilen, wo der Himalaja vor seinem Ende sich nochmals zu blendend weißen 6000 bis 7000 m hohen Götterburgen emporschwingt, dort, auf chinesischem Gebiet liegen jene Gegenden, durch die ich mich dem Lande der Sehnsucht so vieler Forschungsreisenden näherte.

Tibet!

Beim Klang dieses Namens beginnt die Phantasie sich zu regen und packende Bilder steigen im Geiste empor. Aus ödem, baumlosen Hochland erheben sich seltsame Klosterbauten, die in ihren konischen Formen so fest auf Mutter Erde zu sitzen scheinen, als seien sie für die Ewigkeit geschaffen. Durch farbenprächtige Tempeltore ziehen in feierlicher Reihe ernste Mönche. Paukenschläge, Posaumentöne und Glockenklingen erfüllen die Luft. Und über dem ganzen fesselnden Phantasiebilde schwebt ein mächtiges Summen und Dröhnen, hervorgerufen durch Hunderttausende betender Menschenkinder, hervorgerufen

durch Millionen Gebetsmühlen, Gebetsfahnen und Gebetssteine. Om mani padme hum! . . . O du Edelstein im Lotos! Tag und Nacht schwingen sich diese wenigen Wörtchen empor zum Himmel als Zeichen der tiefen Gottesehnsucht eines geknechteten, in armem Lande primitiv lebenden Volkes.

Mein erstes Zusammentreffen mit Tibetern ereignete sich in der Nähe des Passes Tagoupe, in 3500 m Höhe. An der Spitze meiner aus 26 Trägern bestehenden Karawane marschierend, stieß ich in der Abenddämmerung auf eine dunkel gekleidete Gestalt, deren Gesicht so mit Schmutz bedeckt war, daß man die Hautfarbe nicht mehr erkennen konnte. Auf ihrem Rücken trug sie ein ebenso schmieriges Kind. Als ich sie voller Interesse passieren ließ, streckte sie mir ihre breite, rote Zunge heraus. Das war der erste Gruß holder tibetischer Weiblichkeit, durch den sie ihre tiefe Ergebenheit bekundete.

Als ersten Gruß des verbotenen Landes rief er bei mir eitel Freude hervor.

Bald darauf stieß ich auf ein tibetisches Lager. Bei einer Anzahl dunkler Zelte hockten Tibeter trotz der Hitze um ihr Lagerfeuer. Ihre braunen Oberkörper waren nackt. Der dicke, dunkelbraune Mantel hing lose über ihren Gürtel herab. Eine Anzahl Maultiere grasten zwischen dem Gerölle des Abhanges. Eine Aureole tiefer Romantik umgab ihren Lagerplatz. Kamen sie doch aus dem verschlossenen Lande meiner Sehnsucht, das nun nicht mehr gar so ferne war.

Am Abend des nächsten Tages hielt ich Einzug in die



letzte chinesische Stadt Weihsi. Damit begann eine Zeit nahezu ständigen Kontaktes mit Tibetern. Noch an demselben Abend wurden drei Angehörige dieses Volkes zu mir gebracht, deren Gesicht ganz mit Blutkrusten bedeckt war. Sie hatten Wolle aus Tibet gebracht und waren die letzte Nacht in dem übelberüchtigten Kagatang, eine kleine Tagereise vor Weihsi, von Räubern überfallen worden. Messerhiebe hatten die Haut ihrer Eisenschädel zerhackt.

Wie schwer es war, das Vertrauen dieser Leute zu gewinnen, sah ich, als ich die klaffenden Wunden des ersten vernähte. Seine zwei verwundeten Kameraden liefen einfach davon, und ließen sich nicht mehr sehen.

Eine kleine Reitstunde von der Stadt entfernt lag Lamasa, ein tibetisches Kloster. Da es das erste tibetische Kloster war, das ich zu sehen bekommen sollte, war ich auf den Empfang, der mir von seiten der Mönche zuteil werden würde, schon recht gespannt.

Ein Ritt von einer Stunde brachte mich auf sehr beschwerlichem Pfad, der sechs tiefe Erosionsrinnen querte, hin. Als ich aus der letzten Schlucht emportauchte, lag vor mir eine weite grüne Fläche, die mit ihrem kurzen Grase an die weiten Rasenflächen europäischer Parks erinnerte. Und inmitten dieser weiten grünen Fläche erhob sich eine hohe, torlose Lehmmauer, die in ihrer Monotonie zwar mit der grünen Fläche harmonierte, aber in seltsamem Kontrast zu den geschwungenen roten Ziegeldächern und der Blütenpracht yünnannesischen Frühlings stand, die an vielen Stellen über sie guckten.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Keine Spur eines Weges war sichtbar. Wie ein verschlossenes Geheimnis, dem Mittelalter angehörend, lag das Ganze vor mir.

Ich ritt um die Nordecke der Mauer. Ein nur eben angedeuteter Steig kam dort über das grüne Weideland herauf und führte zu einem Tor in der Mitte der Schmalseite des Mauerrechteckes. Das hohe, hölzerne Tor stand offen. Zwei Mönche in roten Wollmänteln lehnten an seinen Seiten. Immer wieder guckten sie nach der Sonne, die hinter schweren Wolken manchmal schläfrig hervorblinzelte.

Die beiden Torwächter ließen sich durch mein Erscheinen nicht aus ihrer Ruhe bringen. Als ich durch das Tor ritt, schlossen sie sich, ohne eine Einwendung zu erheben, an. Bereitwillig öffneten sie ein zweites Tor, das in einen leeren Hof führte. Hier stieg ich ab und schickte meinen Diener mit meiner Karte in das Innere. Inzwischen war auch das dritte Tor aufgefliegen und ich kam in den dritten, innersten Hof. Mir gerade gegenüber lag der Haupttempel. Sein dreiteiliges Dach gab ihm pagodenähnliches Aussehen. Hier wartete ich auf das Erscheinen meines Dieners.

Tiefe, unheimliche Stille herrschte. Ein von Menschen verlassener Ort schien es zu sein. Ein fettgefütterter Hund, der träg in der Mitte des Hofes lag, fand es nicht einmal der Mühe wert, seinen Kopf nach mir zu drehen. Er war das einzige sichtbare Lebewesen.

Steinstufen luden zum Betreten des Tempels ein, dessen breites, rot leuchtendes Tor mit seinen bunt bemalten



## OM MANI PADME HUM!

Schnitzereien, im Dämmerlichte unter weit vorspringendem Dache, verschlafen vor sich hinzuträumen schien. Einer Vertäfelung ähnlich zog sich zu beiden Seiten desselben eine doppelte Bilderreihe den ganzen Vorraum entlang. Runde Holzsäulen, zwischen denen sich vorhangähnliche Holzschnitzereien befanden, stützten das sanft geschwungene Ziegeldach. Nur die Aureole tibetischen Geheimnisses machte das Bild sehenswert. Dem Schönheitssinn wurde nichts geboten.

Anders war es auf der zweiten Seite dieses inneren Tempelhofes. Dort gab es einen Nebentempel. Immer wieder flog mein Auge hin und konnte sich an der dekorativen Wirkung einer Galerie nicht satt sehen. Viereckige Holzsäulen mit breit ausgreifenden geschnitzten und bemalten Kapitälern trugen sie. Ein hohes Gesimse, das durch bemalte, stufenförmig übereinander liegende Stirnseiten von Balken gebildet wurde, schien trotz seiner Dicke leicht und luftig darauf zu ruhen. Und das Zierlichste von allem war das zarte Holzgitterwerk, das, einer duftigen Spitze ähnlich, es nach oben abschloß. Schwer lag unter dieser prächtig wirkenden Architektur das düsterrote Tempeltor inmitten dunklen Holzgetäfels.

Endlich erschien mein Diener und meldete, daß der Abt des Klosters abwesend sei. Seine Stellvertreter würden mich empfangen. Während er noch redete, erschienen die zwei Würdenträger. In ihren braunroten Mänteln sahen sie in der Tat würdevoll aus. Wie die Toga eines Römers trugen sie dieselben und wie Römer schritten sie stolz einher. Ich begrüßte sie, ebensolche vornehme Würde imitie-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

rend, und ersuchte sie, mir ihren Tempel zu zeigen, damit ich von seiner Größe und seiner Schönheit in meiner Heimat erzählen könne.

Mit einer Handbewegung luden sie mich ein, ihnen zu folgen. Ein zwei Spannen langer Schlüssel öffnete das gewaltige Schloß des Tempeltores und die weihrauchduftende Luft tibetischer Tempel schlug mir zum erstenmal entgegen. Langsam schälte sich aus dem Dämmerlicht des Tempels sein Inneres. Vom Altare grüßten verschwommene, nichtssagende Züge Buddhas. Ein bunt bemalter Holzbogen überwölbte ihn. Zwei Reihen spannenhoher Sitze, für die Mönche beim Gottesdienst bestimmt, hockten auf steingepflastertem Boden. Vor jeder Reihe derselben protzte mächtig eine große Trommel. Über den Spitzen der rechten Seite baumelten an horizontaler Stange eine große Anzahl lachender, grinsender, drohender Teufelsmasken in allen Größen. Raum für andächtige Gläubige war keiner vorhanden. Sonst war nichts Erwähnenswertes zu erblicken.

Die Mönche waren noch immer zurückhaltend. Erst als jeder von mir einen Meter blauen Samt und eine Brille zum Geschenk erhalten hatte, wurden sie lebendiger und willfähriger. Alles, auch von mir nicht beehrtes, sollte ich sehen.

So zog ich am Gebäude der Novizen vorüber, aus dem monotones Summen sickerte, guckte in Zellen für Büßer, sah die Küche des Klosters und zog, durch einen Irrgarten von Gäßchen, weiter auseinandertretenden, niederen Gebäuden zu. Kleine Häuschen gab es dort, die die Be-



## OM MANI PADME HUM!

hausungen heiliger Mönche waren. In jedem Häuschen wohnte einer. Gut gepflegte, umfriedete kleine Gärtchen bei jedem Hause, mit einem Blumenflor, der das Auge entzückte, zeigte, daß die Heiligen hier sich doch noch nicht ganz von irdischer Schönheit und irdischen Genüssen befreit hatten.

Als wir in den inneren Hof zurückkamen, trat mir der Abt des Klosters, der inzwischen angekommen war, entgegen und begrüßte mich recht freundlich. Er war ein wohlgenährter, behäbiger, alter Herr, dessen Gesichtszüge mit den etwas gesenkten Mundwinkeln salbungsvolle geistliche Würde ausstrahlten. Er führte mich zu einem gedeckten Tisch, der auf einer Seitengalerie stand. Dort, bei einer Schale Tee und kleinen, sonnenblumenartigen Samen als Zuspeise, saßen wir noch lange beisammen und unterhielten uns über Tibet und selbstverständlich auch über Europa. Beim Scheiden begleiteten mich alle drei bis zum äußeren Tore und luden mich ein, von Weihsi doch in ihr Kloster zu übersiedeln.

Die wenigen Tage, die ich noch in Weihsi weilte, hatte ich immer Besuch aus dem Kloster. Abwechselnd kamen die drei Würdenträger, so daß wir in der Tat gute Bekannte wurden. Beim endgültigen Scheiden erhielt ich von ihnen ein sehr schönes, auf Seide gemaltes Tempelbild. Das erste Zusammentreffen mit den in Tibet so mächtigen Lamas war, gegen alle Erwartungen, sehr gut ausgefallen.

Eine Woche später, weiter im Norden im Tal des Mekong, geriet ich in eine Regenzone. Seit Tagen goß es

ständig vom Himmel. Hinter dem Dörfchen Schamba zwang eine wuchtige Felswand den Fluß zu einer Biegung. Ein in Serpentin angelegter schmaler, durch seine Exposition gefährlicher Felsensteig führte uns hoch die Wand empor. Mit meinen am Körper klebenden Kleidern, die ein rasches Abspringen unmöglich gemacht hätten, mußte ich mich auf Gnade und Ungnade meinem Muli überlassen. Oft hing der Körper halb über dem Abgrund, in dessen Tiefe die Wirbel des eingezwängten Mekong brodelten. Endlich waren wir oben. Eine Gruppe rastender Tibeter befand sich dort. Neben ihnen gabs die ersten Dobos, Manisteine. Der erste steinerne Gruß Tibets. Diese Dobos sind Anhäufungen von herbeigeschleppten flachen Steinen, von denen jeder einzelne entweder ein Wort oder die ganze tibetische Gebetsformel „Om mani padme hum“ trägt. Sie werden meistens an hochgelegenen Stellen des Weges errichtet. Dort oben, wo sie nach dem Glauben der Tibeter der Gottheit am nächsten, wo sie die Allmacht ständig vor Augen haben, sind sie ganz besonders wirkungsvoll und das Hinauftragen derselben ist ein sehr verdienstvolles Werk. So haben sich, besonders an hohen Pässen, im Lauf der Zeiten derartige Mengen von Manisteinen angesammelt, daß sie oft ganze Mauern bilden. Kein Tibeter versäumt, der Gnaden, die solche Dobos ausstrahlen, teilhaftig zu werden. Er geht rund um sie herum und schließt so ihre Wirkung in seine Reise ein.

Diese ersten Dobos hier schienen mich trotz des schlechten Wetters anzulachen und mir war, als hätte ich damit die Grenzen des geheimnisvollen Landes erreicht.



## OM MANI PADME HUM!

Einige Tage später hielt ich Einzug in dem sehr großen Hause des reichen Mosofürsten von Jedsche. Als Begrüßungsmahlzeit sandte er mir Tsamba, Miätschah und ein gebratenes Huhn. Besonders über die zwei ersten Gerichte war ich hochofrenut, waren sie doch die Nationalspeisen der Tibeter. Tsamba sind Klösse aus geröstetem Gerstenmehl und Miätschah ist Tee, in welchem Butter durch Schlagen in innige Vereinigung mit dem Tee gebracht wird. Ich war bemüht, diese echt tibetischen Speisen hinunterzuwürgen. Es war vergebene Mühe.

Am nächsten Mittag gab es im Hofe draußen lebhaftes Stimmengewirr. Das Tor flog auf und an der Seite unseres Hausherrn schritt ein junger Mönch von etwa 18 Jahren, dem ein prächtiges Maultier folgte, in den Hof. Neun rote Lamas zogen würdevoll hinter ihm her. Den Nachtrab bildete die Frau des Tussu mit all den zahlreichen Dienern und Dienerinnen des Haushaltes. Durch die Tür, die in den Garten führte, verschwanden sie alle. Dort befand sich ein tibetischer Tempel. Und bald darauf erschallte, zum erstenmal für mich, tibetische Tempelmusik, die stark gedämpft über die Dächer in unseren Hof sprang, den Hof mit geheimnisvoller Romantik füllte und in meinem Herzen ein Erfülltsein eines heißen Wunsches hervorrief. Ich wagte nicht, mich zu rühren, so mächtig war ihr Eindruck. Nach wenigen Minuten trat Stille ein. Die Tempelgötter waren begrüßt und alle Teilnehmer, mit Ausnahme der Mönche, wanderten durch unseren Hof wieder zurück.

Bald darauf wurden Schüsseln in schwerer Menge in

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

den Tempelgarten getragen. Die Mönche erhielten ihr Begrüßungsmahl.

Den ganzen Nachmittag lockten die Tempelmusik und die Gesänge der Mönche. Gegen Abend machte ich mich zum Tempelbesuch auf. Seine Tore standen weit offen. Zwei Räume gab es dort, einen großen, der die Mitte und die linke Seite umfaßte, und rechts einen kleineren Seitenraum, in dem die Mönche gegenwärtig ihren Gottesdienst abhielten. Auf dem Altare saß eine vergoldete Gestalt, die Buddha darstellen sollte. Zahlreiche kleine Opferschalen und drei brennende Kerzen waren vor ihm aufgestellt. Auf spannhohen Sitzen saßen acht Mönche. Den Abschluß gegen das Tor bildete eine hohe Querbank, auf welcher der junge Mönch neben einem alten thronte. Tändelnd spielte er mit den Zeichen äbtlicher Würde, „Glocke und Donnerkeil“, und sah sehr gelangweilt aus. Wahrscheinlich weilte er in Gedanken bei ganz anderen Dingen. Alle seine Bewegungen und das Mienenspiel seines Gesichtes deuteten an, daß ihm das feierliche Gehaben der Mönche und die Handlung selbst unendlich gleichgültig seien. Wie ein Junge in den Flegeljahren sah er aus. Und doch war er Huo-Fu, der lebende Gott, eine Inkarnation Buddhas, von denen es in Tibet eine größere Anzahl gibt. Er trug zum Unterschied seiner Kameraden, die in rotbraune Wollmäntel gekleidet waren, einen seidenen, dick wattierten Rock, der ihn ungemein plump erscheinen ließ.

Jeder der Mönche hatte ein Buch auf den Knien liegen und einen Rosenkranz um die Hände geschlungen. Zu



## OM MANI PADME HUM!

dem Takte einer großen Trommel und zweier Becken sangen sie ihre Gebete, die zeitweise ganz unseren Litaneien ähnelten. Jeden Absatz beschlossen rasche Schläge der Instrumente. Drei Posaunenstöße leiteten neuen Gesang ein.

Jeder Lama hatte eine Schale Tee neben sich, die ein Diener immer wieder füllte.

Am nächsten Tag besuchte ich den Morgengottesdienst. Er wich vom gestrigen bedeutend ab. Das laute Singen im Rhythmus der großen Trommel und der Becken war dasselbe. Auch nach jedem Abschnitt gab es drei Posaunenstöße auf zwei langen Instrumenten. Neu waren größere Intervalle, in welchen hellklingende Glocken geläutet wurden. Der junge Huo-Fu betätigte sich dabei besonders lebhaft, indem er Glocke und eine Doppeltrommel von der Gestalt einer großen Sanduhr hin- und herschwang. Nach etwa einer Minute sank das Getön, langsam schwindend, zusammen und drei oboenartige Instrumente begannen in Trillern keifenden Lärm. Sie schienen miteinander wetteifern zu wollen und als ihre Töne, immer leiser werdend, schließlich eingeschlafen waren, herrschte lautlose, nach all dem Lärm doppelt stark wirkende Stille. Wie fernes Murmeln eines Baches begann dann stilles Beten der tiefgebeugten Lamas herüberzukriechen, deren Finger geschäftig die Perlen ihrer Rosenkränze hinabgleiten ließen. Der Tempel schien einschlafen zu wollen. Auf einmal fuhren, im gleichen Augenblick, als hätte eine ungesehene Kraft sie emporgerissen, mich fast erschreckend, die Oberkörper der Betenden in die Höhe,

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

ihre Hände machten in gleichem Rhythmus mehrere drehende Bewegungen in Kopfhöhe und — während meine Augen voller Spannung weitere Überraschungen erwarteten, löste ein dreimaliges Schnalzen mit den Fingern dieses theatralische Gehaben humorvoll auf. Ein runder, behäbiger Mönch, dem Gutmütigkeit das ganze Gesicht ausfüllte, erhob sich dann schwerfällig von seinem Sitz, ging zum Altar, nahm aus der Opferschale einige aus Tsamba geformte pagodenartige Kegel und warf sie über die Bank des Huo-Fu, dem lebenden Gotte zum Opfer, zum Tempeltor hinaus. Und dann begannen Trommel und Becken wieder ihr ebenes Tönen und verwebten sich mit dem monotonen, betenden Singen der andächtigen Lamas.

Abends um 8 Uhr besuchte ich wieder den Tempel. Als ich das Tor unseres Hofes durchschritt, lag der offene Raum mit seinem Blumenduft wie ein verwünschter Garten da und ließ in tiefer Dunkelheit den Weg nur schwer erkennen. Magischer, flackernder Lichterschein kroch aus dem breiten Tor des Heiligtums und hob die endlich aufgewachten, im Abendhauch flatternden Gebetsfahnen aus der Schwärze der Umgebung. Und das ganze, schwere Romantik ausatmende Bild war erfüllt mit dem dunklen Murmeln der betenden Lamas. Wie das Murmeln eines fernen Brunnenrohres, das sein Wasser in schweren Holztrog goß, schwamm es von allen Seiten heran.

Lange stand ich an der Tür und fühlte das Erlebnis.

Als ich in den Lichtschein trat, den die drei Kerzen des Altares und die winzig kleinen Lämpchen, die vor jedem Mönche standen, ausstrahlten, murmelten die tiefgebeug-



## OM MANI PADME HUM!

ten Lamas noch immer ihre Weisen. Nach einiger Zeit hoben sich ihre Oberkörper, die rechte Hand griff langsam in eine Schale, die mit Reiskörnern gefüllt war, faßte einige davon und warf sie gegen den Altar. Dann sanken ihre Köpfe wieder herab und das dunkle Murmeln füllte wieder den Tempel und Garten.

Am nächsten Morgen hörte ich beim Aufwachen zum erstenmal dunkle Muschelhörner aus dem Tempel tönen. Immer neue Überraschungen schienen die Lamas bereiten zu wollen. Obwohl heute der Tag des Aufbruches war, lockten diese Töne mich noch einmal in den Tempel.

Heute wurde der Gottesdienst im großen Tempelraum abgehalten. Die Statue des Altares war sechsarmig und hatte mit reinem Buddhismus nichts zu tun. Sie wies mit ihren bizarren Formen deutlich in das Pantheon des Hinduismus. Nur in sonnendurchglühten brahmanischen Gehirnen konnten solche Formen erdacht werden.

Die Mönche schienen während der Nacht sich in Bassisten verwandelt zu haben, denn ihr leises, betendes Singen bewegte sich fast ausschließlich in den tiefsten Baßtönen. Nur von Zeit zu Zeit sprang es plötzlich über die Stufen der Tonleiter empor, als wehre es sich gegen die erdrückende Tiefe, und sank im nächsten Augenblick wieder müde und kraftlos zurück. In Intervallen kamen Trommeln, Posaunen, Oboen, Becken, Muschelhörner und Glocken zu Worte, die, einer wilden Rotte gleich, die andachtsgefüllte Atmosphäre mit wüstem Lärm hinwegfegten.

Der junge Mönch, der lebende Buddha, verrichtete

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

heute selbst den Dienst an diesem Altar. Wahrscheinlich war die Gottheit dieses Raumes von höherem Rang als der simple Buddha des Seitentempels. Wie hätte er, der lebende Buddha, auch dort den Gottesdienst ausüben können, war er es doch selbst, dem dieser Gottesdienst galt. Wie blasiert, wie gelangweilt er nur immer ausgesehen hatte, wenn die Opfertgaben über seinen Kopf ins Freie flogen. Er war eben ein von zahllosen Gebeten der Menschheit müder, lebender Gott. Heute trug er immer wieder, wenn die Instrumente tobten, neue Schalen mit pagodenähnlichen Tsambakegeln, neue Schalen mit Reis, Mais und Mehl zu dem Altar und stellte sie dort spielerisch, wie ein Junge etwa Zinnsoldaten aufstellen würde, in Reih und Glied vor die Gottheit.

Ungern schied ich von dem Tempel und seinen Mönchen, als die Nachricht kam, daß die Maultiere angekommen seien.

Zwei Wochen später war ich bereits in ausschließlich von Tibetern bewohntem Gebiet, in Jangtse. Dieser Ort erfreut sich besonderen Ansehens bis weit nach Tibet hinein. War doch hier der östlichste Punkt des hundert-tägigen Pilgerweges, der hier den Mekong querte und über den heiligen Dokerla zurück nach Lhasa, dem Sitz des Dalai-Lamas, führte. Zwei doppelte Seilbrücken führten über den Strom. Vor jeder derselben schwebte ein mit flatternden Gebeten dicht besetztes Seil. Lebendig knatterten die vielen hundert Gebetsfähnchen im lebhaften Abendwind und schickten zahllose „Om mani padme hum“ zum Himmel empor.



## OM MANI PADME HUM!

Im größten, auf schroffem Abhang hockendem Gebäude bezog ich Nachtquartier. Oben gab es einen gäländerlosen Balkon. Die Aussicht von dort war packend. Aus dem tiefen Grün der Weizenfelder und der zahlreichen Nußbäume hoben sich auf beiden Seiten des Stromes die solid aussehenden Häuser. Wie kleine Festungen in der sich feindlich gebärdenden Natur sahen sie aus. Vor jedem flatterten mehrere bis 10 m hohe Gebetsfahnen. Fast kahle Steilhänge krochen von ewigem Schnee zum lebenden Grün herab. Ein tiefer Riß durchzog, wie eine offene Wunde, ihre breite Flächen. Der heilige Pilgerweg stieg aus ihm empor und kletterte nach Süden in die Wände.

Als längst Dunkelheit über dem seltsamen Lande lag, saß ich immer noch oben und konnte mich an seiner Majestät nicht sattsehen. Längst waren alle flatternden Gebete eingeschlafen. Nur das Brausen des Stromes schwebte wie ferner Orgelklang zu mir herauf. Leuchtend stießen noch einige eisige Gipfel in das Sternenheer des Nachthimmels. Träge, als schwarze ungeheure Massen, lagen die 4000 m hohen Abhänge vor mir. Sie schienen das Tal mit ihrer Wucht erdrücken zu wollen. In der Dunkelheit rückten sie immer näher heran. Wie klein, wie unbedeutend waren wir Menschenkinder doch in diesem grandiosen Bilde!

Durch die leisen Orgeltöne des Stromes griffen plötzlich Rhythmen von Trommel, Posaunen und Glocken aus dem gegenüberliegenden Kloster herüber und schnitten helle Löcher in die bedrückende Majestät des Bildes. Und

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

dann schwamm, wie begütigende Worte einer Mutter, feierlicher Mönchgesang durch die Stille der Nacht und schuf aus bedrückendem Bilde unvergeßliches Erlebnis.

Seit ich unter Tibetern weilte, gab es morgens wieder Milch. Die Milch in Jangtse wollte mir durchaus nicht munden, denn abgesehen von einem Gewirr von Jakhaaren, die träge darin badeten, schmeckte sie zu stark nach Tibet. Meine Geschmacksnerven hatten noch nicht genügend Zeit gefunden, ihre in diesem Lande lästige Feinheit aufzugeben und gebärdeten sich immer noch anspruchsvoll. Die klügere Vernunft hatte längst einsehen gelernt, daß zu tibetischer Milch auch tibetischer Gaumen gehöre.

Durch wilde Schluchten, in denen der Mekong zwischen dunklen Wänden ganz zu versinken schien, in denen er, wie ein furchtsames Kind, sich zusammenhuschelte, um nicht von der Wucht der kahlen Wände zerquetscht zu werden, durch Schluchten, in denen tagsüber höllische Glut lagerte, ging es weiter nach Norden. Abseits vom Mekong, hinter dem Sattel eines scharfen Grates, gabs ein Bild, das durch seine Kontraste auf allen Gefühlssaiten des „Ich“ spielte. Vor mir wuchteten steile Hänge schroff empor. In den zerquetschten mürben Schiefeln hatten die wenigen Regen dieser Gebiete abenteuerliche Rinnen gerissen. Als bunte Masse, mit allen Tönen zwischen Blau, Braun und Rot spielend, sanken sie als wüstes Land träge in die Schlucht. Und in dieser Schlucht, die überall kahl und öde mir entgegenstarrte, lag auf leuchtend grünem Polster eine Oase mir zu Füßen.



## OM MANI PADME HUM!

Aus dem grünen Paradies, das von saftigen Weizenfeldern, lachend grünen Nußbäumen und dekorativen Trauerweiden gebildet wurde, winkten die flachen Dächer menschlicher Behausungen verheißungsvoll mir Ruhe zu.

Ein kleiner Tempelraum auf dem flachen Dache eines Hauses, dessen reiner Fußboden und dessen Vertäfelung Behaglichkeit ausstrahlten, wurde mein Nachtquartier. Ein alter Lama saß tief versunken in Meditation vor seinem Buddha und drehte mechanisch seine silberne Gebetsmühle. Als undeutliches Murmeln floß eintönig das „Om mani“ von seinen Lippen. Nicht einen einzigen Blick warf er mir beim Eintreten zu. Erst als mein Bett neben seinem Lager aufgeschlagen wurde, verfinsterten sich seine Gesichtszüge und weckten ihn aus seiner Versunkenheit, in die er aber bald wieder versank, als er eine passende Brille als willkommenes Geschenk erhalten hatte. Am Abend, als die Dunkelheit hereinbrach, erhob er sich zum erstenmal von seinem Sitz, goß aus silberner Opferkanne klare Flüssigkeit in neue Opferschalen und beräucherte den Altar und seine Umgebung so gründlich, daß auch ich, der ich bereits auf meinem Bette lag, den alle bösen Geister bezwingenden Rauchschwaden weichen mußte. Und dann saß ich lange noch draußen am Rand des Daches, schwelgte in ozonreicher Luft und, bei dem Plaudern des kristallinen Bächleins unten, das ganz toll aus toter Einsamkeit ins grüne Leben sprang, träumte ich mich hinter jene fahlbeleuchteten Bergtitanen, die im Nordwesten in den Himmel wuchsen, träumte von heiligen Bergen und verschlossenen Tälern, sah geheimnisvolle

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Klosterbauten, die in ihrer Wucht europäische Architektur wie Filigranarbeit über den Haufen stießen und war, ganz plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, nicht im Geiste nur, sondern in Wirklichkeit in Tibet.

Durch die glaslosen Fensteröffnungen schwebten mit den letzten Rauchfäden dunkle Gebete des Lamagreises zu mir herüber, Gebete, die so dunkel, wesenlos und müde waren wie die Finsternis, die in den Schluchten brütete. Und wieder war es mir, als sei die Luft erfüllt mit drängelndem Summen, hervorgerufen durch Hunderttausende betender Menschenkinder — als steige unaufhörlich das heiße Flehen der leidtragenden Menschheit aus Millionen flatternder Gebetsfahnen, rollender Gebetsmühlen und aus den in Himmelsnähe angehäuften Manisteinen empor zum Allmächtigen:

„Om mani padme hum!“



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

Giftschlangen! Was für gefürchtete, gehaßte, gemiedene Geschöpfe es doch sind!

Die furchtbare Macht, die ihnen von der Natur verliehen wurde, ist Ursache geworden, daß sie häßlich, verabscheuungswürdig, heimtückisch genannt werden. Und doch sind sie in ihrem naturverbundenen Leben oft von wunderbarer Schönheit. Wer einen Baum, behängt mit beryllgrünen Baumschlangen und deren wunderbar elegantes Spiel gesehen; wer der Daboia (*Coluber Russellii*) im sonnendurchleuchteten Dschungel begegnet und das Spiel tanzender Sonnenflecken auf ihrem so schön gezeichneten, eleganten Körper geschaut; wer die anmutigen Bewegungen der perlenumrandeten dunklen Krait (*Bungarus Wallii*) beobachtet, wenn sie an der Wand einer Hütte mit bewundernswerter Eleganz sich emporwindet; wer dem leisen singenden Zischen der *Echis carinata* gelauscht, das zwischen sonnendurchglühten Steinplatten wie dazugehörig erklingt, und dabei ihrem Körperspiel, das die Töne hervorbringt, zugesehen; wer der Kobra (*Naja tripudians*) in Kampfstellung oft begegnet und das Kraftbewußtsein, das sie ausstrahlt, zu fühlen bekam; wer

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

schließlich der Königin der Giftschlangen, der Königskobra (*Naja bungarus*), fasziniert gegenüberstand, der wird schließlich all die instinktartigen Gefühle des Abscheues überwinden und diesen Tieren seine Bewunderung nicht versagen können. Ja, schließlich wird er sich gedrängt fühlen, immer und immer wieder sie aufzusuchen, um sich an ihrer eigenartigen Schönheit zu erfreuen.

Leider liegt ein dunkler Schatten auf dieser Freude an eigenartiger Schönheit, nämlich die traurige Pflicht — zu töten. Wenn die Statistik uns berichtet, daß zum Beispiel in der Provinz Bengalen allein im Jahr durchschnittlich 10.000 Menschen an Schlangenbiß zugrundegehen, von denen drei Viertel in der eigenen Hütte gebissen werden, so bleibt nichts anderes übrig, als zu töten, wenn immer man Gelegenheit dazu hat.

Ein Tag im Tropenlande Indien neigt sich dem Ende zu. Als glühend roter Ball, nur noch matt durch die Dunstschwaden des Horizontes leuchtend, sinkt die Sonne hinter die zackigen Konturen der Westghats in wunderbar stiller majestätischer Bewegung. Über das noch helleuchtende, wolkenlose Himmelsgewölbe zieht langsam ein buntfarbiger Schleier und erlöst es von seiner blendenden, ermüdenden Helligkeit.

Der Abend senkt sich belebend über das durch die Sonnenglut gelähmte Land.

Tiefe Stille liegt noch über der Erde. Die schlaff herabhängenden Blättchen der *Acacia arabica* richten sich lang-



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

sam auf, als erwache der Baum soeben aus seinem lethargischen Tagesschlaf.

Unter seinen weitausgreifenden Ästen erhebt sich eine niedere, sandige Bodenwelle. Eine Anzahl Löcher, als hätte eine Wühlmaus dort ihre Behausung aufgeschlagen, durchsetzt sie.

Soeben zucken die letzten Strahlen des Tagesgestirnes über das aufflammende Firmament. Da füllt sich die schwarze Öffnung des am Fuße der Bodenwelle liegenden Loches mit einer hellbraunen Masse. Im nächsten Augenblick ist das Loch wieder leer. Nach einer Minute etwa ist die schwarze Öffnung, ohne daß man eine Bewegung wahrgenommen hätte, wieder gefüllt. Nicht das geringste deutet auf ein lebendes Wesen. Wie ein glatter Stein sieht im Dämmerlichte die Lochfülle aus. Da fliegt ein Zucken über die Öffnung und dann — steigt langsam ein Schlangenkörper daraus empor, bis zu einer Höhe von etwa 25 cm. Der Kopf stellt sich horizontal und unter ruhigem Drehen und züngelndem Hervorstößen der Zunge hält das Tier Ausschau. Inzwischen hat sich auch die Öffnung auf der Spitze des Hügels mit einem sich orientierenden Schlangenkörper gefüllt. Nach etwa einer Minute senken sich die Köpfe auf die Erde. Aus den Löchern quellen geräuchlos lange, glatte Schlangen. Sie schlagen verschiedene Richtungen ein.

Verfolgen wir das größere Tier!

Nach einigen Metern unhörbaren Dahingleitens macht die Schlange halt. Wieder erhebt sich ihr Kopf mit der züngelnden Zunge und hält Ausschau. Langsam gleitet

sie dann weiter. Sie hat es durchaus nicht eilig, denn immer wieder erfolgt das Stillhalten und witternde Auspähen. Nun hat sie eine der zahlreichen, durch die regenlose Zeit und die Sonnenglut hervorgerufenen Erdspalten erreicht. Der Schlangenkopf sinkt einige Zentimeter hinab. Wohl zwei Minuten verbleibt das Tier in dieser Stellung. Dann gleitet es mühelos über die etwa einen halben Fuß breite Spalte hinweg. Eine zweite Erdspalte hält die Schlange auf. Wieder senkt sich ihr Kopf hinab. Nach einigen Sekunden sinkt ihr Körper nach und verschwindet.. Ein leise raschelndes Geräusch ist hörbar. Die Schlange taucht aus der Spalte auf und zieht weiter. Wahrscheinlich hat die Eidechse, die sie irgendwie witterte, sie rechtzeitig gehört und ist geflohen.

Nun geht ihr weiterer Weg schnurstraks auf die nahe Hütte zu. Der zunehmende Mond ist inzwischen am Himmel emporgestiegen und beleuchtet schwach die zwei Tscharpai — die vierbeinigen Bettgestelle —, auf welchen die Bewohner der Hütte im Freien schlafen. Von einem der beiden Bettgestelle hängt ein nackter Kinderfuß herab und berührt fast den Boden. Hart daran schlängelt sich die Schlange vorbei, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Plötzlich wird ihre Bewegung noch langsamer. Sie verläßt die gerade Richtung, die sie bisher eingeschlagen hatte, und sucht Deckung hinter den kurzen Grasbüscheln und im Schatten der herumliegenden Steine. Unhörbar und mit kaum merkbarer Bewegung windet sie sich im Bogen um die Ecke der Hütte.

Prall liegt das Mondlicht auf der Lehmwand der Hütte



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

und wird von dort auf die Erde geworfen. Neben einem Haufen getrockneter Kuhfladen sitzt, übereifrig an einem Maiskolben knabbernd — eine Ratte. Wie hungrig das Tier wohl sein mag, denn es zeigt nicht die geringste Wachsamkeit. Welche Gefahr sollte ihm auf der offenen, beleuchteten Fläche auch drohen?

Einige Meter von der Ratte liegt, zum Teil im Grase, zum Teil auf der freien, festgetretenen Erde, ein nahezu zwei Meter langer Stecken.

Wie unvorsichtig die Ratte ist! Ihr Knabbern am harten Maiskolben ist weithin hörbar.

Nun fällt unser Blick wieder auf den Stecken. Der Stecken ist nicht mehr dort, wo er vor wenigen Augenblicken noch lag. Er liegt nun mitten in der mondbeleuchteten Hoffläche. Wir fassen ihn scharf ins Auge. Langsam, wie von magischer Kraft gezogen, ohne scheinbar seine Gestalt zu ändern, schiebt er sich, wohl auch für die Ratte unhörbar, näher und näher heran.

Der Anblick regt auf. Was wir zu sehen bekommen, ist vollkommene Kunst im Anschleichen. Merkt denn, ahnt denn die Ratte gar nichts? Nur einmal hält sie mit dem Fressen inne und fährt mit ihren Pfötchen über ihre Schnauze. Dann knabbert sie weiter.

Jetzt liegt der Stecken nur noch einen Fuß hinter dem Rücken des Tieres. Dort kommt er zum Stillstand. Doch plötzlich sehen wir, wie die Spitze desselben sich umlegt, langsam über den Rücken zurückgleitet, während der übrige Stab sich vorschiebt. Zuckende Verbreiterung fliegt über den zurückgleitenden Teil.

Ein blitzartiger Reflex des Mondlichtes trifft unser Auge. Ein kurzer Aufschrei der Ratte schlägt an unser Ohr. Das Tier fällt auf die Seite, sein Nacken krümmt sich widernatürlich, seine Beine verkrampfen sich, als sei eine unsichtbare Gewalt tätig, ein Zittern läuft über den Körper — das Tier ist tot. Die Naja tripudians — die Kobrabrillenschlange, von den Eingeborenen Naja, auch Nag, Naga, Nagaia genannt —, hat eine erfolgreiche Jagd hinter sich.

Ein beginnender Tag im Mai. Ein samtartiges, sternenfunkelndes Himmelsgewölbe liegt noch über dem flachen Plateau von Dekkhan. Der nahezu volle Mond, tief am Horizont stehend, gießt sein bleiches Licht über das Land und malt gespenstige Schatten von Stein, Busch und Baum auf die vertrocknete Erde.

Neben den Lehmhütten eines Dörfchens zieht eine Anzahl Buckelkühe weidend, jedes vertrocknete Hälmchen, jedes dürre Blatt aufklaubend, langsam dahin. Es sind die genügsamsten Haustiere unserer Erde. Der Inder behauptet von ihnen, daß sie Steine fressen, Holz misten und ihn außerdem noch ernähren. Das gemeinsame Leben mit den Menschen hat die Tiere wichtiger Eigenschaften, die im Kampfe ums Dasein notwendig sind, beraubt, nämlich der Vorsicht und der Wachsamkeit.

Vollkommen sorglos suchen sie die fast kahle Erde ab.

Hinter einem dünnen Grasbüschel, wenige Meter von einer Kuh entfernt, steckt ein kurzer Stecken mit schein-



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

bar keulenartiger Verdickung in der Erde. Nicht die geringste Bewegung deutet sein Leben an.

Die daneben suchende Kuh hat endlich die Halme wahrgenommen und nähert sich ihnen. Ihr Maul erreicht die dürren Stengel nicht, denn plötzlich fährt es in die Höhe und das Tier beutelt, leise schnaubend, seinen Kopf. Einige Meter davon entfernt grast es dann ruhig weiter. Nach einer Viertelstunde etwa hat die Kuh ihre Freßlust verloren. Mit gesenktem Kopf steht sie, ihren Kameraden nicht mehr folgend, allein auf der weiten Fläche. Nach einer Stunde legt sie sich. Von Zeit zu Zeit ist leises Schnauben hörbar. Einigemal versucht das Tier aufzustehen. Es gelingt ihm aber nur, auf die Hinterbeine zu kommen. Über seine Vorderbeine, die krampfhaft verzogen sind, hat es keine Kontrolle mehr. Nach einiger Zeit krümmt sich auch der Rücken und die Hinterbeine verkrampfen sich. Der Atem wird unregelmäßig. Nach 2½ Stunden, als eben die Sonne über den Horizont sah, streicht ein letztes Zucken über den Körper des Tieres. Es ist tot. Es wurde das Opfer einer auf ihrer Jagd gestörten Kobra.

Es ist neun Uhr vormittags. Ich wandere im Norden der Provinz Bengal, hart am Fuße der Terais, der Vorberge des Himalajas, mit Insektenfang beschäftigt, dahin. Neben mir der Rand beginnenden, niederen Dschungels. Ein hoher, mächtiger Baniabaum (*Ficus bengalensis*) unterbricht die langweilige Kontur des Dschungels. Von einigen hohen Ästen des Riesenbaumes hängen grüne, scheinbar im Winde schwankende Ranken herab. Bei

scharfem Hinschauen glaube ich, in ihnen Baumschnüffler zu erkennen, ungefähr ein Meter lange, zierliche Schlangen mit rüsselartiger Verlängerung der Schnauze. Sie zählen zu den Giftschlangen, denn sie besitzen am Ende des Kiefers je einen gefurchten, kurzen Giftzahn. Obwohl sie sehr angriffslustig sind, können sie doch nur kleinen Tieren schaden. Auch Chamäleone glaubte ich auf dem Baum zu bemerken. Das waren Beweggründe genug, um hinaufzusteigen. Ich entledigte mich meiner Schuhe und mit Hilfe eines dünnen gabeligen Astes, den ich an den Stamm lehnte, kam ich mühelos hinauf. Als ich mich den Baumschlangen näherte, schlugen die kreischenden Warnungsschreie einer Schar Mainas an mein Ohr.

Die Maina sind starartige Vögel, deren Gesang am frühen Morgen mich immer an der Amsel Frühlingslied erinnerte. Sie sind die Warner der Tierwelt bei Schlangengefahr. Da die Mainas nur Schlangen anzeigen, die sich auf der Erde bewegen, so mußte ich die Ursache des Lärms unten suchen. Von meiner weitausschauenden Höhe hatte ich die Vögel, deren Geschrei soeben wieder heraufschlug, bald entdeckt. Auf der offenen Fläche vor dem Dschungel, etwa 70 m vor dem Baum, sah ich sie im Kreis auf der Erde sitzen. Baumschlangen und Chamäleone im Stich lassend, denn die konnte ich auch später bekommen, turnte ich so schnell als möglich über den Ast hinab und sprang auf die Erde. Meinen Stock aufhebend, eilte ich gegen die von Zeit zu Zeit aufkreischenden Mainas.

Dort gab es ein interessantes Schauspiel zu sehen. Die



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

Maina bildeten einen nahezu vollkommenen Kreis von etwa zehn Meter Durchmesser. Und im Zentrum dieses Kreises saß, mit aufgerichtetem Körper und weitgebläh-tem Halse eine große Kobra. Als sie mich herankommen sah, schickte sie mir ein warnendes, sehr lautes, scharf tönendes Zischen entgegen. Es war das erstemal, daß ich dieses Zischen bei einer freilebenden Kobra zu hören bekam. Auch später, obwohl ich während meines fast zehnjährigen Aufenthaltes in Indien noch sehr oft mit Kobras zusammenkam, habe ich dieses scharfe Zischen nie mehr zu hören bekommen. Gefangene Kobras lassen es regelmäßig ertönen, wenn man sich ihrem Käfig gar zu sehr nähert. Vielleicht lag die Ursache hier darin, daß die Schlange sich von zu vielen Feinden umgeben sah.

Etwa fünf Meter vor dem Kreis blieb ich stehen. Daraufhin ließ sich die Naja auf die Erde nieder, um ihren Weg fortzusetzen, der nach der Lage ihres Körpers gegen den Dschungelrand wies. Daß ich als Hindernis auf diesem Weg stand, schien das Tier nicht im geringsten zu stören, wußte es ja, daß jedes Lebewesen ausweicht.

Kaum begann die Schlange sich zu bewegen, so hob das lärmende Schreien der flügelschlagenden Maina wieder an. Sofort stieg die Naja mit geblähem Hals wieder in die Höhe. Die Maina schwiegen. Ruhig machte der Schlangenkopf drehende Bewegungen, als wolle er die Schar der Feinde zählen. Dann sank er wieder auf die Erde. Wieder begann das Kriechen und wieder setzte das Schreien der Vögel ein, das die Schlange zum Stillhalten zwang. Und das ging so weiter, bis ich, vor der Schar

zurückweichend, an den Rand des Dschungels stieß. Nun durchbrach ich den Kreis der Vögel, die sofort auf die umliegenden Bäume flogen. Langsam schritt ich auf die Schlange zu. Mit ausgebreiteter Haube erwartete sie mich. Als ich noch etwa drei Meter von ihr entfernt war, fiel mir erst ein, daß ich bloßfüßig war. Das hatte hier aber nichts zu bedeuten, denn so nahe, daß meine Füße in Gefahr kämen, durfte mir die Schlange natürlich nicht kommen.

Langsam näherte ich die Stockspitze dem Schlangenkopf. Starr war ihr Blick darauf gerichtet. Ich bewegte die Spitze nach links, nach rechts, nach oben und unten, immer zielte ihr Blick, ihr Kopf darauf. Als ich versuchte, ihre breite Haube von unten zu berühren, erfolgte ihr Biß, ein so kräftiger Schlag, daß davon die den Stock haltende Hand erschüttert wurde. Sie biß nur dieses eine Mal. Obwohl sie die Stockspitze mit ihren Augen weiter verfolgte, schlug sie nicht mehr zu, selbst als ich damit ihren Kopf, ihren Körper berührte.

Wir hatten einander nun nichts mehr zu sagen. Sausend flog mein Stock horizontal durch die Luft und traf ihre Haube.

Die Kobra hatte 8 mm lange Giftzähne. Hinter denselben befanden sich je fünf unentwickelte Ersatzgiftzähne.

Es ist erste Hälfte Juni. Die vor einigen Tagen einsetzende Regenzeit hat im Verlauf von 24 Stunden alle



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

die zahllosen Erdsalten geschlossen. Die Erde beginnt bereits sich mit zartem Grün zu überziehen. Im Dschungel setzt das prächtige Blühen ein. Die Spitzenblättchen der Bougainvillea färben sich purpurrot, die handgroßen roten Blüten der hohen, noch blattlosen Baumwollbäume leuchten durch das dürre Geäst und die schönsten Bäume unserer Erde, die Gold Mohurs, stehen in ihrer überwältigenden Blütenpracht und wollen das Auge nicht freigeben.

Mein Zelt stand am Rand eines kleinen Dörfchens Südindiens. Am frühen Morgen machte ich, wie jeden Tag, meinen Morgenspaziergang. Ich hatte diese Sitte von den Indern übernommen, die diesen Gang ins Freie mit dem anglo-indischen Ausdruck „bara fadschr Walk“ nennen.

In einer alten indischen Zeitung lesend, verfolgte ich sorglos einen schmalen, über Wiesengelände führenden Fußsteig. Eine Wortverbindung in der Zeitung, die ich irgendwo schon gehört hatte, fiel mir auf. Ich ließ die Zeitung sinken, blieb stehen, um nachzudenken, wo mir dieser Ausdruck schon untergekommen war. Mein müßig den Boden abstreifender Blick blieb plötzlich gebannt hängen, ein Frösteln überlief mich und dann schoß eine Blutwelle über mein Gesicht. Nur zwei Meter vor mir, mitten auf dem schmalen Fußsteig, stand, mich erwartend, eine Kobra, wie aus Erz geformt. Der durch mein Erschrecken plötzlich aufwallende, lächerliche Zorn über die vermeintliche Frechheit des Tieres, wich bald ruhiger Überlegung. Wie prächtig die Schlange im Bewußtsein ihrer Macht, in ihrer überwältigenden Ruhe aussah. Ein

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

ungeheures Selbstbewußtsein schien sie auszustrahlen, das zur Bewunderung zwang. Ich fühlte es als selbstverständlich, daß Tiere durch ihren Anblick gebannt werden.

Als zwei ihrer eigenen Kraft bewußte Lebewesen standen wir uns regungslos gegenüber. Wer von uns beiden wird das Feld räumen müssen?

Eine, zwei, drei Minuten verstrichen. Noch immer hatte ich nicht die geringste Bewegung des Schlangenkörpers wahrnehmen können. Auch die vierte Minute verstrich. Da anerkannte ich ihren Willen, bei dieser Geduldprobe Sieger bleiben zu wollen.

Nun mußten Machtmittel in Anwendung kommen. Da ich waffenlos war, bückte ich mich und hob eine Handvoll Erde auf, die ich gegen das Tier schleuderte. Eine derartige Mahnung, aus dem Weg zu gehen, war der Kobra gewiß noch nicht vorgekommen. Scheinbar vollständig überrascht sank ihr Kopf zur Erde und, im rechten Winkel vom Fußsteig abbiegend, gab sie den Weg frei.

Ich folgte ihr. Bald stieß sie auf ein Loch, in welchem sie langsam versank. Von oben sah ich, daß das Loch ein höhlenartige Erweiterung bildete, auf deren Grund die Schlange zusammengeringt lag. Über die Öffnung deckte ich einen Stein und ging dann rasch ins Zelt, um mir einen Stock zu holen. Einige Stöße in die Tiefe brachten Bewegung in den wahrscheinlich schon schlafenden Schlangenkörper. Als ihr Kopf beim Heraus kriechen flach auf der Erde lag, machte ein Schlag ihrem Leben ein Ende.



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

Ihre Haut hängt heute noch in meinem Bücherkasten als mahndes Zeichen unvorsichtigen Handelns, das in den Tropen, auch unter scheinbar harmlosen Umständen, sich als verhängnisvoll erweisen kann.

Kriegsgefangen in Indien. Als Vertreter der Österreicher des sogenannten Parollagers in Ahmednagar, Plateau von Dekkahn, hatte ich die Begünstigung, ein kleines Zimmerchen der großen Baracke bewohnen zu dürfen. Dorthin kamen meine Kameraden mit ihren großen und kleinen Beschwerden und Leiden. In Schlangenangelegenheiten, die im Lager wahrlich nicht selten auftauchten, galt ich als Experte.

Eines Tages kam ein Deutscher mit dem poetischen Namen Gutherr zu mir. Er war frühzeitig ein Sonderling geworden. Wir anderen wurden es größtenteils erst später während der sechsjährigen Kriegsgefangenschaft in tropischem Lande. Gutherr war als Kriegsgefangener aus Deutsch-Ostafrika hierhergekommen. Nie sah ihn irgend jemand mit gesenktem Kopf einhergehen. Immer trug er seinen Kopf so hoch, als sei er dem irdischen Jammertal weit entrückt.

„Ich glaube“, sagte er beim Eintreten, „ich bin von einer Schlange gebissen worden.“

Ganz erschrocken sprang ich auf.

„Wo?“

„Hier“, meinte er und zeigte auf sein rechtes nacktes Schienbein. Dort gab es, fast zwei Spannen hoch vom

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Boden, zwei über einen halben Zentimeter voneinander entfernte rote Punkte. Die Höhe der Bißstelle sprach sofort für eine Kobra. Als ich die Stelle sah, fühlte ich Erleichterung, denn dort gab es nur eine dünne Hautschicht und harten Knochen.

„Wann wurden Sie gebissen?“

„Das weiß ich eigentlich nicht“, meinte er sorglos, „jedenfalls ist es schon länger als eine halbe Stunde, seit ich den brennenden Schmerz wahrnahm. Ich ging draußen über die Wiese und dann auf der Straße spazieren und habe die Schlange gar nicht gesehen.“ Ich ließ das Messer, das ich bereits zum Öffnen der Wunde in der Hand hatte, sinken. Es wäre zwecklos gewesen. Da er über leichtes Brennen in den Leistendrüsen klagte, schickte ich ihn sofort ins Spital. Auch der Spitalsarzt unterließ jede Behandlung in Anbetracht der bereits verstrichenen Zeit und mit Rücksicht auf die so günstig gelegene Bißstelle. Gutherr hatte die Nacht hindurch leichtes Fieber. Am nächsten Morgen wurde er als gesund entlassen. Er zählt somit zu jenen wenigen Menschen, die nach einem Kobrabiß, ohne ärztliche Behandlung, am Leben blieben. Hätte Gutherr nicht nackte Beine gehabt, hätte er Strümpfe getragen, wodurch auf die Giftdrüsen der Schlange Druck ausgeübt worden wäre, wäre er gewiß nicht so glimpflich davongekommen.

Eines Abends, es war im fünften Jahr unserer Kriegsgefangenschaft, saß ich, wie gewöhnlich, mit mehreren Kameraden vor unserer Baracke. Die Sonne war gerade als dunkelroter Glutball hinter einem für das Plateau von



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

Dekkhan so charakteristischen Tafelberg hinabgestiegen. Rasch sank die quälende Helligkeit des Firmaments und fühlbar nahm die lähmende Hitze ab. Immer wenn in heißer Zeit die Außentemperatur unter die Bluttemperatur des Körpers sank, also unter 37 Grad, erfaßte uns übermütige Stimmung und wir wußten von nichts anderm zu sprechen als von der Heimat und von jener Zeit, wenn wir wieder frei sein würden. Heute äußerte sich diese Stimmung in dem Lautwerden von je einem besonderen Wunsch jedes einzelnen. Was für sonderbare Wünsche gab es da zu hören.

„Ich möchte wieder einmal ein Glas kaltes Wasser trinken!“ (Unser Trinkwasser sank nämlich selten unter 27 Grad.)

„Ich möchte wieder einmal eine Eisenbahn sehen!“

„Ich möchte wieder einmal in einem regelrechten Zimmer schlafen!“

„Und ich“, meinte ein verträumter Wiener, „ich möchte so gerne einmal die Hand eines Mädchens streicheln, wißt ihr, nur ein einziges Mal möchte ich mit den Fingerspitzen darüberstreicheln, so ganz leise!“

Wir alle schwelgten in der ausgemalten Erfüllung dieser vermessenen Wünsche.

Da gab es hinter unserem Rücken einen klatschenden Aufschlag. Wir fuhren in die Höhe. Wenige Meter hinter unseren Stühlen lag auf der Erde eine anscheinend betäubte Schlange. Wir sprangen hin. Da versuchte das Tier, sich aufzurichten. Es war eine junge, nicht ganz einen Meter lange Kobra. Hoch oben zog eine Schar

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Milane ihre Kreise. Von dorthier war die Schlange gekommen.

Träge wälzt der Tungabhadra seine Gewässer in der südindischen Ebene um das hochaufsteigende Ringgebirge, auf dessen Kamm Ramandroog liegt. Hoher Urwald sinkt über die Steilhänge zur heißen Ebene herab und geht dort in niederen Buschdschungel über, der zur Hauptsache aus Akazien, Mimosen und Zwergpalmen besteht.

Früh morgens, unmittelbar nach Sonnenaufgang, war ich allein aus meinem Lager bei einem am Fluß gelegenen Dörfchen fortgeritten, um die alte, abseits gelegene Ruinenstadt Vijayanagar aufzusuchen.

Der Morgen war so herrlich, die Kühle so erfrischend, der Gesang der Maina so anheimelnd, daß ich mich ganz dem Genuß des Morgenritts hingab, dem Pferd freien Zügel ließ, in träumerischer Gedankenwelt schwelgte und des Weges nicht achtete. Plötzlich blieb das Tier stehen und stieß ein leises Schnauben aus. Instinkartig fuhr ich auf. Etwa zehn Meter vor uns, unter einer Tamarinde, auf dem schmalen, sandigen Pfad, lag eine mächtige Schlange. Ein halbes Meter über dem Boden pendelte ihre breite Haube hin und her. Königskobra!

Kaum hatte ich diesen Gedanken gedacht, machte mein Pferd einen gewaltigen Seitensprung. Ich flog aus dem Sattel und schlug hart mit dem Hinterkopf auf dem Boden auf.



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

Glühend heiße Sonnenstrahlen, die auf mich herabbrannten, weckten mich aus tiefer Bewußtlosigkeit. Langsam schälten sich meine Gedanken aus dem bisherigen Nichts. Erst dann, als ich das Wiehern meines Pferdes aus einiger Entfernung hörte, kam mir voll zum Bewußtsein, was sich ereignet hatte. Ich wagte anfangs nicht, mich zu rühren, denn die Schlange konnte ja noch immer in der Nähe sein. Und die Königskobra soll, nach Angabe der Eingeborenen, alles Lebende angreifen. Erst als ich die Sonnenstrahlen nicht mehr ertragen konnte, suchte ich in unmerklich langsamer Bewegung des Kopfes die Umgebung ab. Von der Schlange war nichts mehr zu sehen. Ein Schüttelfrost überlief mich, als ich im Sande die Spuren der Königskobra sah. Sie führten unmittelbar an meinem Körper vorüber. Die geringste Bewegung meinerseits, während der Bewußtlosigkeit, hätte wahrscheinlich den todbringenden Biß verursacht.

Ein zum Erbrechen reizender Geruch lag auf mir. War er von der Schlange verursacht, oder war es eine Sinnes-täuschung, durch den schweren Sturz hervorgerufen?

Taumelnd wankte ich dann gegen das nahe Ufer des Flusses und steckte meinen Kopf in das erfrischende Wasser, lag dann noch eine Zeitlang im Schatten, mit dem Hinterkopf im Wasser, bis das Wiehern des Pferdes wieder herübertönte. Mit dem Zügel hatte es sich im Busch verfangen.

Vijayanagar hatte für heute seine Anziehungskraft verloren. Dieses Erlebnis bedeutete aber für mich eine mächtige Warnung. Ich nahm mir vor, mich nie mehr von der

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Schönheit und der scheinbaren Harmlosigkeit einer Gegend so gefangennehmen zu lassen wie heute.

Ist dieses Indien ein unheimliches Land, werden Sie, meine Leser, wohl denken. Nun, gar so schlimm ist es eigentlich damit nicht bestellt. Sie können monatelang das Land durchziehen, Sie können Wüste, Heide und Dschungel durchstreifen und werden, mit aller Wahrscheinlichkeit, nie eine Kobra, ja nur selten eine Schlange überhaupt zu Gesicht bekommen. In Indien wohnen tausende Europäer, jahrzehntelang, die nie in ihrem Leben einer freilebenden Kobra begegnet sind. Es ist in Indien ähnlich wie bei uns. Wie wenige unserer Mitbürger haben in ihrem Leben je eine freilebende Kreuzotter gesehen, obwohl diese Tiere in vielen Gegenden durchaus nicht selten sind.

Um mit Schlangen zusammenzutreffen, muß man ihre Lebensgewohnheiten kennen, scharfes Auge besitzen, viel Geduld haben und furchtfrei sein. Dann ist es, als würde die Natur einen für so viele Menschen undurchsichtigen Schleier hinwegziehen und das Treiben dieser Geschöpfe bloßlegen.

Über den Schlangenreichtum in Indien gibt uns die Statistik nur ein unklares Bild. Wenn wir lesen, daß zum Beispiel im Jahre 1911 für 192.000 getöteter Giftschlangen Prämien gezahlt wurden, so sagt uns das nicht viel, denn die Einlieferung getöteter Tiere aus entlegenen Landesteilen, in welchen Schlangen besonders häufig sind, ist



## DIE HEILIGE SCHLANGE DER INDER

unmöglich und außerdem werden vier Fünftel der Bewohner des Landes unter gar keiner Bedingung die für sie heilige Kobra nicht nur nicht töten, sondern sie werden ihre Tötung sogar verhindern. Wenn wir die Zahl der durch Schlangenbiß im Jahre zugrunde gehenden Menschen in diesem ungeheuren großen Lande mit seinen 300 Millionen Einwohnern mit 100.000 annehmen, so werden wir nicht viel fehlgehen. Die Zahl der getöteten Haustiere ist natürlich eine viel größere.

Was die Kobra, die Brillenschlange, gar so gefährlich macht, ist, neben der Virulenz ihres Giftes, ihre Eigenschaft, nie einem Lebewesen auszuweichen und ihr harmloses, ja, ich fühle mich fast gedrängt zu sagen, ihr anmutiges Äußere. Da ihre Haube mit der brillenartigen Zeichnung in normalem Zustand unsichtbar ist, so ähnelt sie ganz unserer harmlosen Ringelnatter oder, noch besser, unserer Äskulapschlange, nur fehlen ihr die gelben Flecken auf beiden Seiten des Kopfes. Europäer sind immer geneigt, sie bei ihrem Anblick als harmloses Tier zu bezeichnen.

Einen typischen Fall erlebte ich im ersten Jahr der Kriegsgefangenschaft. In einer Baracke, unter dem Koffer eines Matrosen, wurde eines Morgens eine Schlange gefunden. Ein Schlag mit einem Stock brach ihr das Rückgrat. Die Mehrzahl der Leute erklärten sie als harmlos. Nur einige warnten vor dem harmlosen Aussehen mancher Giftschlangen in Indien. Um Gewißheit zu erlangen, wurde die Schlange zu mir gebracht. Ein Mann hielt das sich noch immer bewegende Tier in seiner Hand. „Lassen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Sie die Schlange fallen“, schrie ich den Mann an. Der durch den Ruf erschreckte Matrose öffnete seine Hand. Klatschend fiel das Tier auf die Steinfließen der Baracke. Ich tötete es und zog dann schweigend die Haube auseinander. Als die Leute die Brille sahen, wichen sie erschreckt zurück. Der Mann aber, der die Schlange so unvorsichtig getragen hatte, wurde fahl in seinem Gesicht.

Im Verlauf der sechsjährigen Kriegsgefangenschaft lernte jeder im Lager die Kobra kennen, denn es wurden während dieser Zeit bestimmt mehr als einhundert Kobras von Gefangenen getötet.

Und die Eingeborenen!

Sie sehen in den Schlangen eine gottgegebene Angelegenheit.

Es wird wohl kaum ein indisches Dörfchen geben, in dessen Gemarkung sich nicht Kobras aufhalten. Wo Menschen wohnen, gibt es immer Ratten und Mäuse. Dort mangelt es der Kobra nie an Nahrung. Ja, inmitten vieler Dörfer wohnen Kobras, mit Wissen der Bewohner, unter dem Wurzelwerk großer Bobbäume. Man baut ihnen kleine Altäre und bringt ihnen, täglich opfernd, eine Schale Milch, obwohl Milch, wie ich durch wochenlange Versuche fand, von den Kobras nie angerührt wurde. Als heilige Schlange Vishnus wäre ihre Tötung, ja selbst ihr Verjagen eine schwer sühnbare Sünde.

Und Tod durch Kobrabiß!

Dschou kutsch taktir men likha hoga, wuh hoga!

Was im Buch des Lebens verzeichnet steht, das geschieht!



## LAGAMI

Vier Wochen abenteuerreicher Wanderung am Fuße des Sikkhimhimalajas lagen hinter mir.

Ich war von Dardschilling aus aufgebrochen, hatte Kalimpong an der tibetischen Grenze passiert und mich dann nach Südost gewendet. Den wundervollen Vegetationsgürtel, die Terais, die aus dem von den Bergen herabgeschwemmten und unten abgelagerten fruchtbaren Boden emporschießen, hatte ich nicht wieder verlassen.

Gestern hatte ich Radscha-Bhatkhawa, eine kleine Station der Kutsch-Bihar-Eisenbahnlinie erreicht und dasselbst meine Sammlungen und das entbehrliche Gepäck nach Kalkutta aufgegeben. Meine kleine Karawane, die aus Koch, Diener und acht Trägern bestand, konnte ich so um vier Mann verringern. Dadurch erhielt ich wieder jene Leichtbeweglichkeit, die ich über alles liebe, die das Wandern zu dem köstlichsten Genuß des Lebens macht.

Heute befand ich mich mit meinen Leuten bereits acht Marschstunden von jener Station entfernt, in einem kleinen Dörfchen am Fuße der Berge. Es bestand aus elf armseligen Hütten.

Mein Zelt war auf einem leeren Feld außerhalb des

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Dörfchens aufgeschlagen worden. Wie immer, hatte sich gleich nach meiner Ankunft eine Anzahl Kranker eingefunden. Es gab böartige, schlecht gepflegte Wunden und Fieberkranke. Wie immer, gab es auch heute eine interessante Stunde, denn dem Hakim, dem Arzte, öffneten sich alle Herzen.

Nicht Mitleid mit den hilflosen Eingeborenen allein bewog mich zu unentgeltlicher Hilfe. Der Hauptzweck meiner Handlungsweise war, mein Weiterkommen zu erleichtern. Der Helfer ist an allen Orten willkommen.

Mein Medizinkasten war darnach auch ausgestattet worden. Er bildete eine gute halbe Trägerlast.

Die Sonne neigte sich gerade zwischen zwei bewaldeten Bergkegeln gegen den Horizont, als der letzte Kranke abzog. Ich streckte mich in meinen Feldstuhl, zündete meine Pfeife an, sah dem Koch zu, der bei einem prasselnden Feuer einen Koklas, einen Berghahn, rupfte, den ich nachmittags geschossen hatte, und pflegte der wohlverdienten Ruhe.

Die Mehrzahl der Neugierigen, die sonst immer den Lagerplatz umstehen, war bereits verschwunden. Unter den wenigen, die noch aushielten, befand sich ein wohlgenährter, weißgekleideter Bengali, der sehr nervös zu sein schien, es an keiner Stelle aushielt und ruhelos umherwanderte.

Der Mann störte mich mit seiner Ruhelosigkeit. Ich schickte deshalb Gopal hin, um zu fragen, welcher böse Geist ihn hin und her treibe.

„Sahib“, berichtete bald darauf der Diener, „der Mann



hat eine große Bitte. Er fürchtet sich, dich damit zu belästigen und wagt deshalb nicht, zu dir zu kommen.“

Ich rief den Mann her. Sich tief verbeugend, die Hand an die Stirne hebend und sie dann auf die Brust legend, blieb er wortlos vor mir stehen.

„Kja mangte?“ (Was willst du?)

Erst jetzt fand er die Sprache wieder.

„Salam Chudawand, Salam Maharadsch“, begrüßte er mich überschwenglich. (Friede sei dir, Gottheit, Friede, du großer König.)

Wenn ich nicht derartige Begrüßungen gewohnt gewesen wäre, hätte ich dem Manne ins Gesicht lachen und ihn dadurch auf das tiefste beleidigen müssen. So huschte nur ein Lächeln über meinen Mund und mit „Salam Babudsch! Baitho!“ (Friede sei dir, du ehrwürdiger Babu) gab ich ihm den Gruß zurück.

„Setze dich!“

Er hockte sich auf seine Fersen nieder und begann: „Hazur, ich bin ein kleiner Kaufmann. Mein Laden befindet sich in der dritten Hütte, dort rechts. Ich habe viele Dinge, die du brauchen wirst, den besten Kahwa und Tscha Indiens, Swiss milk, den allerbesten Plan Bengalens und . . .“

„Bahut atscha, Babudsch!“ (Wenn ich etwas brauche, komme ich zu dir!)

Hätte ich ihn nicht unterbrochen, so hätte er mir sämtliche Dinge aufgezählt, die in seinem Laden aufgestapelt waren.

„Sonst hast du mir gar nichts zu sagen?“

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

„O Gharib parwar!“ (Du Tröster der Armen!) „Meine Bitte ist sehr groß. Ich hatte einen Sohn und eine Tochter. Mein Sohn, der klügste aller Männer, ist in Khasi dschi, dem heiligen Benares, verheiratet. Meine Tochter! O meine phul si meri larili, mein blumengleicher Liebling! Vor sechs Jahren hat sie der Sohn meines Freundes geheiratet. Im nächsten Dorfe, eine halbe Stunde von hier, wohnen sie.“

„Ihrer Vereinigung entsproß Rama, das Licht meiner alten Tage. Er ist fünf Jahre alt.“

„O Tag des Unglücks, o Tag der bösen Geister!“

„Heute morgen fiel er beim Spielen und schreit seit dieser Zeit. Ein Arm ist ganz krumm geworden!“

„O großer Hakim, willst du ihm nicht helfen? Die Götter würden dir diese Tat tausendfach zurückzahlen.“

Mit seiner Stirn den Boden berührend, verfiel der Mann in lautes Jammern.

„Stehe auf, Babudschi! Komm, wir wollen zu ihm gehen!“

Mit einem Freudenruf sprang er auf.

Der Abend war herrlich, die Luft so kühl und erfrischend. Ein Spaziergang von einer halben Stunde durch den prächtigen Wald war gewiß ein köstlicher Genuß. Ich nahm mein Gewehr, der Diener die Verbandtasche. Den Alten schickte ich zum Töpfer des Dorfes, um Ton zu holen. Da es sich wahrscheinlich um einen Armbruch handelte und Gips zum Verband nicht zu haben war, mußte Ton seine Stelle ersetzen.

Vor dem Dorfe trafen wir wieder zusammen. Nach



wenigen hundert Schritten waren wir mitten im Dschungel.

Der Abendfrieden begann sich bereits bemerkbar zu machen. Aus dem Laubdome noch müder, verklingender Vogelgesang. In großer Höhe zogen drei Aasgeier ihre Kreise. Auf den unteren Ästen der Bäume saßen müßig die zierlichen, gestreiften Eichhörnchen und gaben durch nervöses Zucken ihrer Schwänze ihren Unwillen über die Störung zu erkennen. Kein Lüftchen regte sich. Ganz dünn, wie aus großer Entfernung, begann leise das Knarren, Sägen, Trommeln und Feilen der Zikaden und setzte oft ganz aus. Am Himmel stand eine purpurrote Wolke.

Wortlos schritten wir alle durch die wundervolle Abendschönheit.

Nach einer kurzen Wanderung hatten wir den Wald gequert und kamen schließlich in offenes Feld, in dessen Mitte, ganz in Bambus versteckt, das Dörfchen lag.

Der Alte führte mich in die beste Hütte. Klagend und weinend fiel ihm ein junges Weib, seine Tochter, um den Hals. Aus einer Ecke tönte das Wimmern des Kindes herüber.

Unter lebhaftem Protest wurde die Mutter des Kindes dann aus der Hütte gebracht. Ich ging mir den kleinen Patienten ansehen. Mit geschwollenen Augen und noch mehr geschwollenem Oberarm lag, ganz zusammengerollt, der prächtige braune Bengel auf dem Tscharpai, dem mit Bändern bespannten Bettgestell. Ein Wink an meinen geschulten Gopal, ein schrilles Aufschreien des Kindes und das Werk war getan. Aus Ton mit dazwischen eingebetteten Bambusruten wurde dann ein Verband an-

gelegt. Während ich den Leuten noch weitere Verhaltensmaßregeln gab, zeigten die Atemzüge des Jungen bereits an, daß er schlief.

Auf der Plattform, die sich rund um den gewaltigen Banianbaum des Dorfplatzes befand, ließ ich mich dann nieder, um eine Weile auszuruhen. Meinen Diener und den Alten schickte ich nach Hause. Ein großes Feuer beleuchtete malerisch den Platz. Alle Männer des Dorfes hatten sich eingefunden und saßen im Kreise herum. Und dann wurden sämtliche Ereignisse im Dorfe und der Umgebung gründlich besprochen. Später gabs einige Märchen und ein paar gruselige Dschungelgeschichten. Damit waren wir bei ernstem Gegenstand angelangt, der uns schließlich ins religiöse Gebiet hinüberführte. Der Dorfälteste, ein hochgewachsener Mann mit schneeweißem Bart, wußte besonders anregend zu plaudern, so daß ich ihm mit Vergnügen zuhörte und der verstreichenden Zeit nicht achtete. Als ich endlich an den Aufbruch dachte, war es spät geworden.

Die Leute suchten mich zu bewegen, im Dorfe zu übernachten. Jeder wußte von der Wildheit des Dschungels und seiner Bewohner einiges vorzubringen. Es war vergebene Mühe. Ich mußte ins Lager.

Als die Leute die Nutzlosigkeit ihres Bemühens einsahen, wollten mich einige mit Fackeln begleiten. Auch das lehnte ich dankend ab.

Die Nacht war sternenklar und der zunehmende Mond leuchtete hinreichend, um den Weg erkennen zu lassen. Ich hing mir die Tasche um, die mein Diener vergessen



## LAGAMI

hatte, nahm das Gewehr unter den Arm und machte mich auf den Weg. Sämtliche Männer gaben mir bis zu den ersten Bäumen das Geleite. Unter herzlichen Worten schieden wir dann.

Ich war allein. Langsam wanderte ich auf dem schmalen Pfad durch die Bäume. Es war ein Wagnis, nachts durch den Dschungel zu ziehen, das wußte ich. Aber etwas Gefahr war zu meinem Leben, zu meinem Wohlbefinden notwendig. Ohne Gefahr schien mir das Leben öde und langweilig.

Die Sinne gespannt, doch die Gedanken bei den Leuten im Dorfe und bei dem, was sie erzählten, zog ich dahin. Die Nachttöne des Waldes waren mir schon lange vertraut und ich wußte alle zu deuten. Sie fielen mir gar nicht auf.

Pfade hatten sich abgezweigt. Ich hatte ihrer nicht geachtet.

Ich kam von einigen Sätzen des Dorfältesten nicht los!  
„Es gibt weder Glück noch Unglück als Zufallsäußerung. Alles Geschehen unterliegt ehernen Gesetzen. Wir im Kreislauf der Dinge Stehenden können nichts tun, um unser Leben zu ändern, ihm eine andere Richtung zu geben. Alles Werden ist vorgeschrieben!“

„Karma!“

Wie bequem es sich diese Inder machen! Ihr Leben setzt sich aus Passivität zusammen. Welche Verantwortungslosigkeit! Aber auch welcher Friede muß in derartiger Weltanschauung liegen!

Meine ganze Gedankenweise widersetzte sich solcher

Anschauung. Unsinn! Wie könnte ich mein Leben nicht ändern. — Mein Wille ist unlenkbar. Er kann mir alles Vernünftige, den Naturgesetzen nicht Widersprechende ermöglichen. Ich kann mein Leben wegwerfen, wenn ich will! In jeder Minute kann ich es tun!

„Hi-hi-hi!“ lachte eine innere Stimme. „Wenn du es tust, war es vorgeschrieben, war es dein Karma! Du kannst nur das denken, was du den Gesetzen zufolge denken mußt!“

Nun war ich dort, wo es kein Weiter gibt.

In der Nähe ließ sich das röchelnde Husten eines Panthers vernehmen. Er verließ wahrscheinlich gerade sein Lager, um seine nächtliche Wanderung zu beginnen.

Was ging mich der Panther an! Nicht ich, nicht er bestimmte, was geschehen sollte. Wir standen ja beide unserem Karma machtlos gegenüber!

Dieser verdammte Inder mit seinem Karma, das Weiber aus Männern macht!

Ich faßte meine Büchse fester und den Hahn spannend, ging ich leise weiter.

Der Wald mußte nun doch bald zu Ende sein. Ich mußte mich schon in unmittelbarer Nähe des Dorfes befinden.

Eine drückende Schwüle herrschte im Dschungel mit seinen Düften. Meinen leichten Abendhut hatte ich schon längst abgenommen und in die Tasche gesteckt.

Vor dem Denken hatte mich dieser Panther wenigstens errettet!

Von ihm selbst war nicht das Geringste zu bemerken.



## LAGAMI

Noch immer schlich ich langsam und leise weiter.

Nach zehn Minuten wurde der Wald sehr hoch und der Pfad verschwand vollständig in der tiefen Finsternis. Nun kam mir erst zu Bewußtsein, daß ich mich vergangen hatte, denn einen derartig hohen Wald hatten wir vorhin nicht passiert. Ich kehrte um, schlug dann den ersten Seitenpfad ein, der nach jener Richtung führte, wo ich das Dorf vermutete.

Wieder verging eine halbe Stunde. Vom Dorfe keine Spur. Ich hatte in der Dunkelheit jede Orientierung verloren. Etwas rascher schritt ich nun aus, denn der Pfad mußte mich in ein Dorf bringen. Als wieder eine Zeit verflossen war, sank vor mir der Wald, der Horizont wurde weiter und die Dunkelheit nahm ab. Nach einigen hundert Schritten stieß ich an eine lebende Hecke von Kandelabereuphorbien.

Der Eingang in den umhegten Raum war bald gefunden. Ich stieß einige Stangen zurück und öffnete das Tor. Ich befand mich in einer Bananenpflanzung. Von allen Seiten ragten die breiten Wedel gegen den Himmel und schlugen über mir zusammen.

Ein Hund schlug in der Nähe an. Ohne Rücksicht auf ihn schritt ich weiter. Indische Hunde gehen den Europäern meistens aus dem Wege. Wir schreiten ja als Fleischesser, nach Aussagen der Inder, beständig in einer Aureole von Leichengeruch dahin. Dieser Geruch scheint ihnen Furcht einzuflößen.

Der Hund hatte mich bald aufgespürt. In einer Entfernung von acht bis zehn Schritten umkreiste er mich

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

unter wütendem Bellen. Durch die Blätter leuchtete ein schwacher Feuerschein, der bald erlosch, doch gleich darauf zu heller Flamme aufschlug.

„Kaun hai?“ (Wer ist da?), schallte eine Stimme herüber.

„Ein Hakim“, rief ich zurück.

„Ich bedarf keines Hakims! Geh fort!“

„Ich kann nicht fortgehen, denn es ist finster und Baghera, der Panther, wartet draußen im Dschungel. Alle bösen Geister sind heute unterwegs.“

„Ich weiß es. So setze dich, wo du bist!“

„Ich darf nicht, denn soeben sah ich Naja, die Brillenschlange, und Krait, den Tod, vorbeischleichen.“

„So sage, was du willst!“

„Ich habe mich im Dschungel verirrt und bitte dich um einen Platz, wo ich ausruhen kann.“

„Ao! So komme!“

Nach wenigen Schritten trat ich in den Feuerschein. Jetzt erst wurde ich als Europäer erkannt. Zwei weibliche Gestalten lösten sich von einer niedrigen Hütte und verschwanden. Beim Feuer erhob sich die magere, hohe Gestalt eines Inders.

„Salam Hazur! Verzeihe dem Gharib Admi, dem armen Mann, daß er dich vorhin nicht erkannt. Alles ist dein! Ich bin dein Diener!“

„Wie heißt du?“

„Saduk ist mein Name.“

„Salam Saduk! Tum kaise ho!“, gab ich ihm den Gruß zurück.



## LAGAMI

Dankbar verbeugte sich der Mann und lud mich nochmals ein, am Feuer, in das er einige Äste schob, Platz zu nehmen.

Und dann erzählte ich ihm die Begebenheiten des Abends und mein Mißgeschick auf dem Heimweg.

In seiner Gastfreundschaft versuchte er, mir das Lager in der Hütte aufzunötigen. Dankend wehrte ich ab, denn ich wollte die zwei weiblichen Wesen, die ich vorhin gesehen, ihres Lagers nicht berauben.

Mit den Füßen gegen das Feuer lagerte ich mich nieder, schob ein Bündel Reisig unter den Kopf und war nach dem strapazenreichen Tag bald in tiefen Schlaf gesunken.

„Hazur! Hazur! Dschaldi uthao! Bahut se hathi hamare bagh men hain!“ (Herr! Schnell auf! Viele Elefanten sind in meinem Garten!)

Diese in Schrecken ausgestoßenen Worte rissen mich aus meinem tiefen Schlaf. Mir die Augen reibend, sprang ich auf. Elefanten im Garten! Das ist nachts ein sehr gefährlicher Besuch. Jede Störung bei der Mahlzeit wird von ihnen bestraft.

Der Inder versank nach meinem Aufspringen ganz in seine Passivität. Mit dem Gesicht auf dem Boden liegend, jammerte er laut. Erst ein ganz energisches „Tschup ra!“ machte seinem Jammer ein Ende.

Nun hörte auch ich die Tiere. Sie mußten, angelockt vom Dufte der großen prächtigen Pflanzen den dichten Zaun durchbrochen haben und ließen es sich nun gut gehen. Laut tönte das Brechen der saftigen Pflanzen, das Malmen und Kauen der Tiere und brummige Töne der

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Zufriedenheit herüber. Ich griff nach meiner Büchse, um zu versuchen, die Tiere mit einem Schuß zu verjagen. Da fiel mir der Inder in den Arm und bat, ja nicht zu schießen, denn sonst seien wir verloren. Seinem Vater sei es so ergangen. Die durch den Schuß erbosten Tiere seien in einer Schwarmlinie gegen den Störenfried losgerannt, hätten ihn zertreten und die Hütte dem Erdboden gleichgemacht.

„Bahut atscha!“ (Ich kann warten!)

Immer näher tönte das Brechen und Knirschen. Es mußte eine ganze Herde in dem Garten sein. Dem Inder schienen diese Töne ins Herz zu schneiden, denn jedesmal, wenn es gar zu laut wurde, zuckte er zusammen.

Nur wenige Minuten hielt er die Ruhe aus. Er warf sich vor mir nieder, suchte meine Füße zu berühren und flehte mich an, ihm doch zu helfen. Zweijährige harte Arbeit würde von den Tieren vernichtet. Die Hütte und wir alle würden zertreten werden. Und selbst, wenn es uns gelang, mit dem Leben davonzukommen, sei er ein ruiniertes Mann, dem nichts übrigbleibe, als mit den Seinen Hungers zu sterben.

In meinem Gehirn jagten sich die Gedanken, was zu tun sei, um die Tiere auf gefahrlose Weise zu verjagen. Der Gedanke, die Hütte anzuzünden und uns hinter das Feuer zu flüchten, ließ mich nicht los. Doch dann wäre der Mann mit den Seinen obdachlos gewesen.

Ich lag bereits ebenfalls am Boden, um von den Tieren nicht gesehen zu werden. Unruhig wälzte ich mich auf die andere Seite. Da stieß meine Hand an die Tasche, die Gopal mitzunehmen vergessen hatte.



## LAGAMI

Nun schoß ein rettender Gedanke durch meinen Kopf. In der Tasche befanden sich immer einige Blitzlichtpatronen, die ich zu photographischen Aufnahmen benötigte. Rasch erhob ich mich, nahm zwei der größten heraus und ehe der Inder begriff, was ich vorhatte, schlich ich vom Lagerplatz weg, gegen die Tiere. Etwa achtzig Schritte vor den Kolossen, von denen sich einige scharf gegen den Himmel abhoben, machte ich halt.

Wenn mich die Tiere bemerkten, bevor ich die Patronen entzündete, war ich verloren.

Dicht am Boden liegend, rieb ich das erste Streichholz an. Es erlosch. Trotz der drückenden Schwüle überlief mich eine Gänsehaut. Ich tastete nach einem zweiten. Sein Kopf brach beim erstmaligen Streichen.

Das Geräusch, welches die Tiere verursachten, verstummte. Kein Laut ließ sich hören. Sie mußten Gefahr wittern. Mein Herz hämmerte, als wollte es die Brust durchschlagen.

Da fielen mir die Sätze des alten Inders vom „Karma“ wieder ein. Ich mußte lächeln. In mir wurde es ruhig, als läge ich in einem Bette. Das nächste Streichholz brannte. Die kurzen Luntten der beiden Patronen wurden damit gleichzeitig entzündet. Dann sprang ich auf und die Patronen mit einem gellenden Freudenschrei gegen die Tiere werfend, rannte ich zurück.

Ich kam nur wenige Schritte. Zischen und blendende Taghelle sprühten hinter mir auf. Ein dumpfes Dröhnen und rauhe Trompetentöne, die ich noch nie gehört, erhoben sich. Ein Krachen und Brechen begann, als fahre

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

ein verheerender Wirbelsturm durch den Wald. Ich blieb stehen. In demselben Augenblick schlug mir die Finsternis wie ein schwarzes Tuch vor die Augen. Die Patronen waren verbrannt. Der Lärm der davonjagenden Tiere tönte schon aus größerer Entfernung herüber. Das blendende Licht hatte sie doch sehr erschreckt.

Ich ging zum Feuer zurück. Der Inder lag bei meiner Annäherung bereits am Boden. Etwas ihm Unerklärliches, etwas Wunderbares war geschehen. Unter stammelnden Dankesworten, die fast wie Gebete klangen, bat er mich nochmals, ihn und die Seinen als mein Eigentum zu betrachten.

Ich legte mich wieder beim Feuer nieder. Der Inder brachte aus der Hütte das Bettgestell und bat so lange, bis ich mich darauf legte.

Das Feuer war frisch entzündet worden. Die zuckenden Flammen warfen wundervolle Reflexe über die Umgebung. Eine Zeitlang beobachtete ich sie noch. Eine wohltuende Müdigkeit schien von ihnen auszustrahlen. Dann fielen mir wieder die Augen zu. Ich schlief.

Sonderbare Träume durchzogen meinen Schlaf. Anfangs hatte ich es noch mit Elefanten zu tun. Dann kam eine brennende Hütte mit nackten Frauengestalten. Zuletzt war ich in einer hohen weiten Kirche, deren Wände von Bananen gebildet wurden. Auch um den goldenen Altar standen in Doppelreihen diese prächtigen Pflanzen mit ihren breiten Wedeln. Ein herrlicher Duft durchzog den gewaltigen Raum. Ich saß mitten in der Kirche mit dem Dorfältesten vom Abend. Er hatte mich bei der Hand



gefaßt. Kein lebendes Wesen war sonst zu sehen. Wir sprachen kein Wort. Eine Orgel begann zu spielen, immer mächtigere Töne. Dann ein brausender Schlußakkord. Ein zartes Präludium begann und eine herrliche Mädchenstimme schwebte leise, leise durch den Raum.

„Batschpan men sone a, dschawanipan men khelne a — in der Kindheit habe ich geschlafen, in der Jugend gespielt und nun, als Jungfrau, brennt das strahlende Feuer der Liebe in mir und macht mich so müde.“

Die rührende, schwere, dunkle Melodie erfüllte den ganzen Raum. Ganz deutlich konnte ich jedes Wort verstehen.

Und dieser betörende Duft um mich!

Lied und Duft wurden mir schließlich zwei Bänder, die sich um den Altar zogen und dann gegen mich herankrochen kamen. Als sie mich zu umschlingen drohten, wachte ich auf.

Die Kirche verschwand, der Duft blieb und die Stimme tönte weiter:

„Wie sorglos waren die Tage der Kindheit, ein ewiges Fest meine Jugend, verworren, wie Lianen im Dschungel ist nun meine Seele! O Geliebter!“

Das Lied und der Duft waren Wirklichkeit und nicht Traum.

Ich schlug die Augen auf. Vor dem flackernden Feuer saß eine Gestalt, ganz in ein weißes Tuch gehüllt. Das konnte unmöglich der Inder sein. Diese Gestalt war es auch, die sang.

Ich setzte mich auf. Das Lied brach jäh ab.

Mein Bettgestell war rings herum mit dem stark duf-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

tenden indischen Jasmin besteckt, zwischen dem einzelne Granatblüten weit herausragten.

Was hatte das alles zu bedeuten?

Die Gestalt kniete beim Feuer, hatte die Hände über der Brust gefaltet und den Kopf gesenkt. Vom wechselnden Flammenschein magisch beleuchtet, war es ein Anblick, von dem ich mich nur zögernd reißen konnte.

„Wo ist Saduk?“ fragte ich barsch.

Die Gestalt zuckte zusammen.

„Mein Vater ging mit meiner Mutter fort.“

„Was willst du?“

„Mein Vater gab mir den Befehl, bei dir zu bleiben. Wir sind ganz allein!“

„Warum hat dir dein Vater befohlen, hier zu bleiben?“

„Sahib, du hast uns vom Tode errettet. Ich bin dein!“

Die drückende Schwüle der indischen Nacht lastete noch einmal so schwer auf mir.

„Scher dich zum Teufel, Mädchen, und laß mich schlafen!“ schrie ich sie an.

Langsam erhob sie sich. Die weiße Hülle fiel und, von zuckenden Flammen wundervoll beleuchtet, stand eine ideal schöne Mädchengestalt von jenem bezaubernden Wuchs und den herrlichen Formen vor mir, wie man sie in Indien zu hunderttausenden findet.

Wie eine wundervolle Blume!

Ein schmales Madonnengesichtchen, eine schwere schwarze Haarkrone um den Kopf, die Hände wieder über der Brust gefaltet.

„Sahib, wenn du mich verschmähst, tust du mir die



größte Schmach meines Lebens an! Dann will ich sterben!“ Leise und demütig kamen die Sätze über ihre Lippen.

Eine Blutwelle schoß in meinen Kopf.

„Wie heißt du, Mädchen“, fragte ich in bedeutend milderem Ton. Innerlich schalt ich mich einen Narren. Denn nun wußte ich, daß nicht das geschehen würde, was ich wollte, sondern, daß des Mädchens Wille für mich Gesetz sei.

„Lagami, ruft mich meine Mutter. Der gütige Vater nennt mich immer Bulbul — Nachtigall!“

„Der Vater hat recht, Lagami! Du kannst sehr schön singen! Mit deinem Singen hast du mir das Herz gefangengenommen.“

„Sahib!“

Laut jubelte es das Mädchen. „Das wollte ich, das wollte ich! Wie bin ich stolz, wie bin ich froh!“

Von ihrer vorigen Schüchternheit war nichts mehr zu bemerken. Schlank, wie eine Gazelle, stand sie mit über dem Kopf verschränkten Armen da.

„Sahib“, begann sie wieder, „als ich dich vorhin gegen die Elefanten schleichen sah und dann deinen Siegeschrei hörte, mußte ich dich bewundern. Und du sollst auch mich bewundern.“

Langsam, ohne im geringsten ihre Haltung zu verändern, tat sie einige Schritte gegen mich. Auf ihrem nackten Körper trug sie nichts als einen fingerbreiten Gürtel, der mit ungeschliffenen, unregelmäßigen blauen Türkisen besetzt war.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Zwischen meinem Lager und dem Feuer blieb sie stehen. Ihre Konturen hoben sich scharf gegen den hellen im Flammenschein zuckenden Hintergrund ab. Ein Bild von wunderbarer Schönheit.

Ich erinnerte mich einer der Dschungelgeschichten vom Abend. „Tropengespenst“, schoß es durch meine Sinne. „Du liegst im Fieber!“

Ich schlug mit den Fäusten an meine Brust, um mir klar zu machen, daß es Wirklichkeit und nicht Traum sei.

Ein glöckchenhelles Lachen, als fielen Tropfen in eine Metallschale, klang zu mir herüber.

„Sahib, Lagami ist Wirklichkeit! Ich bin hier!“

Einen Schritt nähertretend und sich etwas niederbeugend, so daß mich ihr heißer Atem streifte, flüsterte sie: „Sahib, heute bin ich noch eine ‚larki‘, eine ‚kunwari‘, ein Mädchen, eine Jungfrau. Wenn die Sonne aufgeht, will ich eine ‚Bibi‘, ein Weib sein!“

Wieder ein girrendes Lachen, das in einem hellen Jauchzen endete.

Ich griff nach dem Mädchen. Wie eine Stahlfeder flog ihre leichte Gestalt zurück. Dann beugte sie sich tief mit vorgehaltenen Armen vor mir und schnellte wieder in ihre frühere Stellung zurück. Als Silhouette gegen das Feuer stand sie bewegungslos.

Eine beängstigende schwüle Nacht. Schweißtropfen perlten auf jedem Fleckchen meines Körpers. Draußen das ständig gleichbleibende Fluten der Nachttöne des indischen Dschungels, das ununterbrochene Sägen, Feilen, Hämmern, Summen und Dröhnen der Zikaden, begleitet



## LAGAMI

von dem johlenden, klagenden Schreien der Schakale. Den Takt bildeten die dumpfen Trommelschläge, die aus den Dörfern herüberrollten. Einigemale gähnte röchelnd der Panther.

Was ging mich das alles an!

„Lagami!“, rief ich ihr drohend zu.

Blitzschnell flog sie her und ließ wieder das girrende, silberhelle Lachen hören. Sobald ich jedoch die Hand ausstreckte, stand sie wieder beim Feuer.

Ich sprang auf, um sie zu fangen. Sie war fort. Hinter einer Bananenstaude hörte ich ihr Lachen. Ich sprang hin. Keine Spur von ihr. Ihr lockendes Lachen tönte hinter mir beim Feuer. Ich stürzte hin. Wieder nichts. Die Jagd wurde immer toller. Ohne Rücksicht auf die in der Nacht häufigen Schlangen jagte ich sie durch den Garten. Es war ganz vergebene Mühe, sie fangen zu wollen.

Müde und schweißtriefend ließ ich von der Jagd ab, riß meine Kleider herab, um mich abzukühlen, warf einige Holzstücke aufs Feuer und legte mich keuchend auf mein Lager. Von Lagami war kein Ton mehr zu hören.

Heiße, berauschte Bilder begannen ihr Wirbelspiel, wurden immer undeutlicher und leiteten mich schließlich wieder in den Schlaf hinüber.

Ein heißer Körper schmiegte sich an mich.

Lagami war bei mir!

„Der Panther ist jetzt im Garten! Er hat mich hergetrieben“, flüsterte sie. „Laß dein Banduk sprechen und er geht wieder.“

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Drei Schüsse schallten durch die Nacht. Alle Töne im Dschungel verstummten mit einem Schlag. Es war, als wäre alles Leben gestorben.

Am nächsten Morgen verließ ich in Begleitung von Saduk die Bananenpflanzung. Leise schwebte aus der Hütte die einschmeichelnde Melodie des Liedchens vom Abend herüber und hemmte meine Schritte. Und als Saduk die Tür der Hecke zuschob, sprang verlangend mir der Ruf „Phir ao“ nach.



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Fünf Wochen sind vergangen, seit ich Europa verlassen. Fünf Wochen fast ununterbrochener Fahrt. Und nun befinde ich mich an dem Endpunkt europäischer Verkehrsmittel, an einem Orte, wo für Touristen und Globetrotter jene Welt anfängt, die mit Brettern verschlagen ist.

Meine Behausung hier in Bhamo, am Irawaddy gelegen, ein auf Pfählen zwei Meter über der Erde errichtetes geräumiges Holzgebäude, Eigentum der britischen Regierung, ist eines jener Häuser, die in englischer Schreibweise mit Dak-Bungalow bezeichnet und Dak-Bangla (Posthütte) genannt werden. Solche Dak-Banglas befinden sich in jedem größeren Ort der britischen Kolonien, wo kein Hotel vorhanden, auch längs der Landstraßen, und haben in erster Linie den Zweck, den englischen Beamten, in zweiter Linie den europäischen Touristen das Reisen zu erleichtern. Sie enthalten meistens neben Schlaf- und Wohnzimmer auch Baderaum, Küche und Stallungen und werden von Eingeborenen, die sich gewöhnlich aus ausgedienten Soldaten rekrutieren, überwacht. Jeder Reisende hat das Recht, daselbst 24 Stunden gegen Zahlung von einer Rupie zu wohnen.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Also ein solcher Bangla bildete meine gegenwärtige Behausung. Heute morgens waren wir vom Flußdampfer, der uns in siebentägiger Fahrt von Mandalay, der Hauptstadt Oberburmas, hergebracht hatte, hierher übersiedelt. Das schon etwas langweilig gewordene süße Nichtstun und die lukullischen Genüsse der Schiffsküche leichten Herzens hinter uns lassend, hatten wir es uns hier, nachdem wir einer Anzahl Ratten das Lebenslicht ausgeblasen, ganz wohnlich eingerichtet.

Mein Koch Munschi trat heute zum erstenmal sein Amt an. Der Khansaman, der Hauswart, ein alter Inder, der von seiner Umgebung „Babu Sahib“ (der Herr Beamte) genannt wurde, hatte gehofft, daß wir das Essen durch seine Vermittlung beziehen würden. Als dieser Fall nicht eintrat, hatte er brummig seinem Untergebenen, dem Tschota-Darwan, der sich „Hazur-Dschi“, etwa „ehrwürdige Gnaden“ nennen ließ, den Befehl erteilt, die Küche mit Brennholz zu versorgen. Und nun qualmte bereits zur Tür und allen Ritzen des Daches der Küche dicker Rauch heraus und das ängstliche Gackern einer Henne verriet, was uns zum „Tiffin“ erwartete.

Meine Begleitung, die ich aus Vorderindien mitgebracht hatte, bestand aus einem geborenen Steirer, Hans Posne, und aus meinem Koch Munschi.

Hansi, wie er von seinen Eltern genannt wurde, war ein 19jähriger, kräftig entwickelter junger Mann. Ich hatte ihn vor Jahren kennengelernt, als ich seine Eltern, die in Radschapur, am Fuß des Garhwal-Himalajas, wohnten, besuchte. Meine Zuneigung hatte er bald gewonnen. Es



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

war aber auch ein Vergnügen, den damals zwölfjährigen Jungen zu beobachten, wenn er mit seinem 9-mm-kalibri- gen Kapselgewehr, furchtlos wie ein alter „Schikari“, ganz allein durch den dicksten Dschungel seiner Um- gebung schlich. Er plauderte ein fließendes Hindostani, kannte alle Schliche der Eingeborenen und war so eine ganz vortreffliche Kopie von Kiplings „Kim“. Und nun sah ich ihn als 19jährigen jungen Mann wieder, der sich bereits ganz als Sahib fühlte und keinen kleinen Ehrgeiz besaß. Als ich ihm vor Monaten geschrieben hatte, ob er nicht Lust hätte, mich auf meiner neuen Fahrt durch ge- fährliche Gebiete zu begleiten, war er natürlich sofort mit ganzem Herzen dabei, und fragte von da ab jede Woche an, ob auch die Reise zustande käme und wie weit die Vorbereitungen vorgeschritten seien. Er selbst war bemüht, einen verlässlichen Mann als Koch anzuwerben. Als ihm dies gelungen war, schrieb er: „Einen Mann haben wir also schon, der die Reise mitmachen will. Es ist ein gereifter Mann, zwischen 30 und 40 Jahren. Ich kenne ihn schon drei Jahre. Er ist Christ und war früher Prediger einer Methodistenmission im Himalaja. Die Ge- schäfte gingen schlecht und er verlor seinen Posten. Seine Kinder, die nicht viel taugten, sind ihm beide durch- gegangen und nun liegt ihm nichts mehr am Leben. Kochen kann er freilich nicht, aber ich werde ihm am Anfang schon zur Hand gehen. Hauptsache ist, daß er kein solcher Dieb ist, wie es die meisten Eingeborenen sind.“

Also Hans war ein prächtiger Junge, wie ich mir ihn gar nicht besser hätte wünschen können. Immer munter

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

und guter Dinge. Erst wenn die Strapazen gar zu toll wurden, wurde er schweigsam und in sich gekehrt. Sonst ließ er sich seine gute Laune höchstens noch von dem Koch Munschi verderben, mit dem er so manches Wortgefecht abhaspelte, dabei stets als Sieger hervorging und dann seine gute Laune wieder hatte. Sein Sprachtalent war bewundernswert. Schon nach wenigen Tagen fing er an, sich mit den chinesischen Treibern zu unterhalten. Später brachte er es immer fertig, die ermüdeten Leute bei guter Laune zu erhalten. Beim Rückmarsch von Tengyueh nach Burma war er bereits der Dolmetsch der Karawane.

Und nun zu Munschi, dem Koch. Er hieß mit seinem Taufnamen Paul. Niemand nannte ihn jedoch so. Auch wir zwei riefen ihn stets bei seinem Gelehrtentitel. Und ein Gelehrter war er auch. Er konnte lesen, schreiben und predigen. Kochen konnte er nicht und hat es auch nie erlernt. An seine Kochkunst habe ich auch nie Anforderungen gestellt. Ich war immer zufrieden, wenn Suppe, Reis und die gelegentliche Jagdbeute nicht angebrannt waren. Und da dies sich nur selten ereignete, so kam ich mit Mundschi immer recht gut aus. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie sein dunkelbraunes, etwas misanthropisches Gesicht aufleuchtete, als ich ihn in Bombay in seiner Muttersprache begrüßte. Er trug ein kurzes, schwarzes Röckchen, weite weiße Hosen, einen weißen Turban, war bloßfüßig, und hatte sein Hemd, wie die meisten Eingeborenen, unterhalb seines Jäckchens heraushängen.

„Munschi, tumhara Kamis patlun ke nitsche karo!“  
(Steck doch dein Hemd in die Hosen) war mein erster



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Befehl, den ich für ihn hatte. Dieses herabhängende, herumflatternde Kleidungsstück der Eingeborenen, mit dem vom Sitzen auf den Fersen schmutzigen Fleck rückwärts, war mir immer ein Greuel. Das Hemd verschwand und Munschi sah bedeutend appetitlicher aus. Wenige Stunden später kam er wieder mit heraushängendem Hemd daher. Auf der ganzen langen Reise habe ich es nicht fertiggebracht, ihm diese Sitte abzugewöhnen. Munschi war und blieb in dieser Angelegenheit konservativ wie alle seine Landsleute.

Die Fahrt bis hierher verlief recht angenehm. Am 17. Dezember abends verließen wir Bombay mit dem Nachtschnellzug und trafen am 19. morgens in Madras ein. Schon um neun Uhr vormittags gings mit dem englischen Dampfer wieder zum Hafen hinaus. In dreitägiger Fahrt wurde der Meerbusen von Bengal gequert und am 22. Dezember vormittags liefen wir in den Rangunriver ein. Wir waren im Pagodenlande. Von dort führte uns der Schnellzug in 21stündiger Fahrt nach Mandalay, der Hauptstadt Oberburmas.

Der Flußdampfer Mogaung, der bereits fällig war, sollte von hier aus unsere Weiterbeförderung übernehmen. Er saß aber gegenwärtig noch eine Tagereise oberhalb Mandalay auf einer Sandbank des Irawaddy fest und wurde vor zwei Tagen nicht erwartet. Derartige Verspätungen ereignen sich auf dem Irawaddy sehr häufig, da seine Tiefe durch die aus der Bergwelt Tibets mitgeführten Sand- und Schlammassen sich oft von einem Tag auf den andern ändert.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Nach zwei Tagen traf er ein. Es war ein alter Rad-dampfer mit Holzfeuerung und durchgehendem Verdeck. An einer Seite führte er ein ebenso langes zweideckiges Boot bei sich, dessen beide Verdecke an einheimische Kaufleute ständig vermietet waren. Ein Kramladen reihte sich daselbst an den andern. Alles, wonach immer nur der Sinn eines Eingeborenen trachten mochte, war hier zu finden. Ein wandernder Basar also, der das obere Irawaddybecken mit Bedarfs- und Luxusartikeln versorgte. Auf der etwa 800 km langen Strecke Mandalay—Bhamo hält dieser wandernde Markt fast bei jedem Uferdorf. Auf Deck entwickelt sich dann ein Jahrmarkts-treiben von einer Buntheit, Lebendigkeit und Raschheit, wie man es wohl nur an wenigen Stellen des Ostens finden kann. Da der Aufenthalt nie länger als zwei Stunden dauert, müssen sämtliche Geschäfte in dieser Zeit abge-wickelt werden.

Diese Boote gestatten eine allerdings nur flüchtige Be-kanntschaft, nicht nur mit den Bewohnern des Irawaddy-beckens, sondern auch seiner Randgebirge. Neben dunkel-häutigen Burmesen drängen sich hier Thai mit unge-heueren Hüten, bunte, reichgeschmückte Palaung, weiß-gekleidete Karennis, blauhosige Chinesen und wild aus-sehende Marus und Tschingpaws.

Ein solch interessantes Verkehrsmittel nahm uns also für die nächste Woche auf. Das große Gepäck ließ Mundschi, der die Wärme über alles liebte, am unteren Deck in der Nähe der Kessel so aufstellen, daß es seinen Lagerplatz als Wall umgab und ihn von den überall her-



umlagernden Eingeborenen trennte. Dort saß er fast den ganzen Tag in tiefer Meditation. Er grübelte wahrscheinlich über die ihm unfaßbare Tatsache nach, daß es Eingeborene gab, die weder sein Hindostani noch sein Pahari verstanden.

Die kleinen, aber recht heimlichen, großfensterigen Kabinen 1. Klasse befanden sich am Oberdeck. Der vordere Teil des Deckes, das nach beiden Seiten offen, gegen den Bug des Schiffes durch eine Glaswand geschützt war, diente als Promenadendeck, Drawingroom und Speisesaal. Nach allen Seiten gabs prächtigen Ausblick.

Die einzigen Mitpassagiere waren zwei ältere Amerikanerinnen, deren zahllose „how darling“, „how lovely“ und „delicious“ den ganzen Tag in unsere Ohren tönnten.

Am Abend beim Dunkelwerden senkten sich immer schwere, undurchsichtige Nebel auf den Strom herab. Der große Scheinwerfer des Dampfers trat dann in Funktion, um das Erreichen des nächsten Anlegeplatzes noch zu ermöglichen. Nachts lag das Schiff am Ufer verankert.

Am Abend des siebenten Tages trafen wir in Bhamo ein. Die Sonne war bereits untergegangen. Zur Übersiedlung in den Dak-Bangla war es zu spät. Ein kleiner Abendspaziergang sollte uns noch mit der nächsten Umgebung vertraut machen. Unter Zuhilfenahme der Hände kletterten wir das schlüpfrige Lehmufer hinauf. Hinter uns bemühten sich je vier Eingeborene unter möglichst lautem Stimmaufwand die beiden mageren Amerikanerinnen herauf zu befördern. Die dunkelhäutigen Galgen-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

gesichter schienen die Absicht zu haben, diesen Vorgang möglichst lange hinauszuziehen zu wollen, um darnach das „Bakschisch“ bemessen zu können. Hätte ich ihnen nicht endlich einige lieblich tönende Namen an die Köpfe geworfen, so wären die unbeholfenen Ladies gewiß noch in unangenehme Situationen gekommen.

Oben auf der Straße wurden wir sofort von indischen „Gariwallahs“ umringt, die mit gewohnter Zudringlichkeit uns zum Einsteigen in ihre auf vier Rädern befindlichen Kasten bewegen wollten. Nun kam Hans ins richtige Fahrwasser. Einige im reinsten Landstraßen-Hindostani mit lächelnder Höflichkeit geflüsterten Worte verwandelten die Zudringlichkeit sofort in tiefe Unterwürfigkeit. Wir waren die Bande los. Noch lange tönte das Geschrei der Wagenführer herüber, die sich um die beiden Ladies stritten.

Am Ufer des Stromes führte eine der breiten, typisch indischen Straßen entlang. Von hohen, dichten Banianbäumen eingefasst, glich dieselbe in der einbrechenden Dunkelheit, ganz einem Tunnel. Hie und da leuchtete durch die Holzwände einer alleinstehenden Hütte matt ein einladendes Feuer herüber. Neben der Straße tiefe Bodensenkungen, aus denen oft Wasserlachen noch den Rest des Tageslichtes widerspiegelten. Alle abzweigenden Wege hoch aufgeschüttet. Unter Bäumen, ganz vergraben, schlummerten dunkle stille Regierungsgebäude, deren Leben schon seit Stunden erloschen. Dann eine lange Häuserreihe mit erleuchteten Kramläden. Einer reihte sich an den andern. Vor vielen derselben Lampions in allen



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Farben. China grüßte uns bereits. Eine sich drängende, buntgekleidete Menschenmenge schob sich an dieser male-  
rischen Häuserzeile vorüber. Oft zerriß der hellklingende  
Ton eines Gongs das Stimmengewirr. Eindringlich forderte  
auf solche Weise ein Bettler eine Handvoll Reis. Unter  
Schellengeläute zog im Gänsemarsch eine endlose, von  
schmierigen Gestalten begleitete Karawane vorüber. Er-  
mattet von langem Marsche hingen die Köpfe der schwer-  
beladenen Maultiere bis auf den Boden.

Dann ein chinesischer Tempel, dessen sanft geschwun-  
gene Dachkonturen sich schwarz am sternenflickernden  
Himmel abheben. Und dann nahm uns wieder tiefe Dun-  
kelheit auf.

Aus einiger Entfernung leuchtete hell ein großes Ge-  
bäude, inmitten eines weiten Gartens, herüber. Beim  
Näherkommen schallte uns lustiges Stimmengewirr, das  
Klappern von Billardbällen und die Töne eines Klaviers  
entgegen. Im „evening dress“ hin und her wandelnde  
männliche und weibliche Gestalten. Der englische Klub!

Sodann wieder doppelt stark wirkende Finsternis und  
Ruhe. Nach längerer Wanderung tauchte unter Bäumen  
ein auf Pfählen erbautes Haus auf. Der Dak-Bangla!  
Unsere Behausung für die nächsten Tage. Der Khansaman  
wurde von unserem morgigen Eintreffen verständigt und  
dann ging es wieder zurück auf den Dampfer, zum letzten-  
mal zu gedeckter Tafel und weichen Betten.

Bhamo ist seit 1885 im Besitz der Engländer. In frühe-  
ren Jahren war der Ort vielfach der Schauplatz größerer  
Kämpfe zwischen Burmesen und Chinesen und hat man-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

nigfache Schicksale mitgemacht. Hier war es auch, wo der große Chinareisende Cooper ermordet wurde und die deutschen Reisenden Dr. Brunhuber und Schmitz ihre letzte verhängnisvolle Reise antraten.

Das einzige Verkehrsmittel ist von hier aus das Maultier. Täglich kommen und gehen größere und kleinere Karawanen. Die Eigentümer der Karawanentiere sind fast ausschließlich Chinesen, die trotz der verhältnismäßig niederen Frachtkosten (eine Rupie täglich für das Maultier) ein recht beträchtliches Einkommen haben.

Meine erste Sorge betraf den Ankauf von Maultieren. Nun hatten aber die Engländer vor kurzem den großen Distrikt Putau bis zur tibetischen Grenze besetzt und waren eben dabei, eine Straße durch diese weiten Gebiete anzulegen. Alles halbwegs brauchbare Tiermaterial war zu diesem Zwecke von ihnen angekauft worden und wurde noch immer gekauft. Trotz vieler Bemühungen war es mir nicht möglich, etwas Brauchbares aufzutreiben. Und das war mein Glück. Denn wie ich später einsehen lernte, wäre ich mit Tieren unmöglich durch die Schluchten und über die Kämme einer Hochgebirgswelt, die auf Erden ihresgleichen sucht, gekommen.

Die langwierigen Verhandlungen mit Maultierbesitzern zum Zweck des Mietens von Tieren begannen somit. Mit einer Zähigkeit, wie sie nur Chinesen eigen, suchten sie so viel als möglich herauszuschlagen. Ich setzte ihnen gleiche Zähigkeit und viel größere Ruhe entgegen, als sie selbst am Schlusse der Verhandlungen noch besaßen. So einigten wir uns schließlich, nachdem der anfangs verlangte Be-



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

trag um mehr als die Hälfte herabgesetzt worden war, auf acht Trag- und zwei Reittiere.

Am Abend brachten sie die Sättel und begannen aufzupacken. Durch Vertauschen der bereits ausgewogenen und zusammengestellten Gepäcksstücke brachten sie es fertig, daß zum Schlusse eine kleine Last übrigblieb. Ein neuntes Tragtier sei noch notwendig, erklärten sie. Ich machte sie auf die zu kleinen Lasten aufmerksam, die durch Vertausch der einzelnen Stücke entstanden. Es nützte nichts. Sie bestanden auf dem neunten Maultier, für das sie wahrscheinlich keine Verwendung hatten. Da zerriß ich zu ihrem Erstaunen den chinesisch geschriebenen Vertrag und gab den Befehl, wieder abzupacken. Nun wars mit ihrer Ruhe vollständig vorüber. Unter mehr als lebhaften gegenseitigen Vorwürfen begannen sie die Riemen der Sättel zu lösen und verschwanden schließlich, noch immer streitend.

Nicht Sparsamkeit oder Knauserei waren es, die mich so handeln ließen. Nein, es galt eine Kraftprobe. Ist der Reisende nicht gleich beim ersten Anwerben von Leuten und Tieren auf seinen Vorteil bedacht, tritt er unberechtigten Forderungen nicht mit aller Zähigkeit gleich am Anfang der Reise entgegen, wo es leicht möglich ist, Ersatz zu schaffen, denkt er, gelegentliche Überzahlungen später wieder einzubringen, so wird er gar bald die für ihn unangenehme Erfahrung machen, daß die Forderungen der Eingeborenen als eine Schraube ohne Ende sich ständig vergrößern und daß er ihren Ansprüchen, bei dem Mangel an Konkurrenz im Innern, nichts entgegenzusetzen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

vermag, ihnen nachkommen muß, wenn er weiterkommen will. Bei jedem Wechsel von Leuten ist der Europäer ein Gegenstand genauester Beschreibung. Man kennt alle seine Eigenschaften und weiß ihn immer zu fassen.

Außerdem betrachtete ich das überflüssige Hinauswerfen des Geldes und allzu große Freigebigkeit, die den Europäern von allen Eingeborenen ohne Ausnahme nie als Tugend, sondern immer als Dummheit angerechnet wird, als Unverantwortlichkeit gegen spätere Reisende, die an den Sünden ihrer Vorgänger nur zu oft zu leiden haben.

Also meine Mulieigentümer waren fort, um . . . am nächsten Morgen natürlich wieder zu erscheinen und ihre Bereitwilligkeit zu erklären, den gemachten Vertrag einzuhalten. Ich dankte für ihre Bereitwilligkeit und complimentierte sie wieder zur Tür hinaus. Nachmittags hatte ich bereits einen anderen Chinesen, dessen Anwerbung sich mit großer Leichtigkeit vollzogen hatte. Und am Abend waren sämtliche Lasten auf die Sättel gepackt.

Ich machte noch meinen Abschiedsbesuch bei dem Deputy-Commissionar Mr. Levisohn, der mich ungerne ziehen ließ, denn der angrenzende Teil Chinas stand im Zeichen einer Provinzrevolution, die im Dezember ausgebrochen war, besuchte noch einmal den britischen Klub und hatte damit alle Brücken abgebrochen, die mich mit der Zivilisation verbanden. Hans lag bereits in tiefem Schlaf, als ich spät abends heimkehrte.

Durch die Fenster im Osten kündigten eben einige rötlich gefärbte Wölkchen die baldige Ankunft der Sonne



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

an, als ich durch das Knarren des Fußbodens geweckt wurde. Hans im Schlafanzug kroch bereits zwischen dem Gepäck herum. Er konnte nicht mehr schlafen. Der bevorstehende Aufbruch hatte ihn zu so früher Stunde aufgetrieben. Es kostete mich einige Überredung, um ihn wieder ins Bett zu bringen. Wir hatten ja Zeit. Um neun Uhr wollten die Maultiertreiber mit ihren Tieren erscheinen. Ich kannte aber die Eingeborenen. Eine indische Lebensregel, die mit „Kal karega adsch ka“ (Morgen besorge das Heutige und heute tue das Gestrige) beginnt, hat im ganzen Orient Gültigkeit. Ich erwartete die Leute daher erst gegen Mittag. So blieben wir also noch liegen, bis uns die Sonne durch die Moskitovorhänge ins Gesicht schien. Dann warf uns Munschis „Salam Sahib, tschota Hazri tayar“ aus den Decken. Das Frühstück, bestehend aus Speckeiern, Tee, Brot und Bananen war fertig und schmeckte vortrefflich. Die letzten Lasten, Bettzeug und Küchengegenstände wurden noch gepackt, und dann hatten wir hier in Bhamo nichts mehr zu tun, als zu warten.

Es wurde neun Uhr, zehn Uhr. Von Maultiertreibern ließ sich in der ganzen Umgebung nichts sehen. Mich erfüllte diese Wartezeit anstatt mit Nervosität mit Genugtuung, weil ich ja meine Erfahrung in bezug auf Eingeborene auch hier bestätigt fand. Kiplings prächtiges Gedichtchen sollte sich jeder Reisende zu Herzen nehmen.

It is not good for the Christian's health,  
To hustle the Aryan brown,

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

For the Christian rises and the Aryan smiles  
And he wearies the Christian down.  
And the end of the fight  
is a tombstone white,  
With the name of the late deceased.  
And the epitaph drear:  
„A fool lies here,  
Who tried to hustle the East.“ \*)

Ein aufgeregter Europäer ist für den Eingeborenen immer ein Schauspiel ersten Ranges, an dem er sich nie satt sehen kann. Die Mittel und Wege, den Sahib dahin zu bringen, wo er ihn haben will, lernt er gar bald kennen. Bei Reisenden ohne Erfahrung ist das ja eine leichte Sache. Nicht Böswilligkeit von seiten der Eingeborenen ist es, was derartige Erscheinungen hervorruft, sondern nur eine Art primitives Verlangen nach dem Schauspiel des gereizten Europäers. Ist der Reisende in seiner Aufregung einmal so weit gegangen, daß er die Leute verprügelt, so tritt ihm von demselben Tag an allerdings ausgesprochene Böswilligkeit und Rachsucht entgegen.

Es war elf Uhr vorüber, als die Maultiertreiber mit den Tieren erschienen. Mit einem Lächeln, als hätte mir ihr Zuspätkommen ganz besonderes Vergnügen bereitet, be-

---

\*) Es ist der Gesundheit der Europäer nicht zuträglich, die braunen Arier zur Eile anzutreiben; denn, während der Europäer sich immer mehr aufregt, lächelt der braune Arier nur und erweist sich so als der Stärkere. Und das Ende vom Lied ist ein weißer Grabstein mit der Inschrift: „Hier liegt ein Narr, der den Osten zur Eile antreiben wollte.“



grüßte ich sie. Dankend wurde es quittiert. In zehn Minuten hätte die Karawane bequem reisefertig sein können. Das wurde selbstverständlich weder von mir noch von Hans, am allerwenigsten natürlich von Munschi erwartet. Die Leute kauerten sich auf die Erde, zündeten sich ein Feuer an und begannen zu rauchen. Ich ließ mir von Munschi einen Liegestuhl in den Garten bringen, zündete mir ebenfalls eine Pfeife an, nahm Buschs Balduin Bähllamm zur Hand, unterhielt mich dabei köstlich und tat, als dürfte die ganze Gesellschaft mich nichts angehen. Ich wußte mich scharf beobachtet. Um zwölf Uhr begannen sie einige Mulis zu beschlagen. Um halb ein Uhr rückten sie an einigen Lasten herum und kauerten sich dann wieder nieder. Sieben Minuten vor ein Uhr wurden die gepackten Rahmen auf die Sättel gehoben und um ein Uhr waren wir bereits durch das Tor des Gartens draußen.

Wir waren nun endlich losgekommen. Seit zwei Jahren saß ich zum erstenmal wieder im Sattel. Bilder der Vergangenheit tauchten auf. Was waren das für köstliche Jagdritte, am Hofe des Saupas Mahawong von Hsein-Wi! Was waren die Schan für prächtige Reiter und wie herrlich waren immer die Wettritte nach der Jagd heimwärts, durch die hohen Bambusdschungel jener Gebiete! Der ewig lächelnde Mahawong tauchte vor mir auf, wie er bei einem solchen Wettritt im tollen Jagen sein Pony absattelte, den Sattel auf den Hals des Tieres schob und es wieder fertigbrachte, in den Sattel zu kommen. Mein Salto mortale fiel mir ein, den ich einst vom stürzenden

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Pferde machte, nachdem ein Katschin die Rache eines Dschungelgeistes über mich herabbeschworen hatte. Was waren das damals für prächtige Tiere und welch elende Klepper ritten wir nun! Tragtiere, die sich nur schwer aus dem gewohnten Karawanentrott bringen ließen.

Unser Auszug muß daher nicht sehr imposant aussehen haben. Ich an der Spitze des Zuges, Hans am Ende und Munschi zu Fuß als Nachzügler.

Auf guter Straße, die nach Sperrung des Verbindungsweges Rangun—Mandalay Tschiangkaischek und den Briten jenen Teil der Burmastraße ersetzen muß, ging es gegen Osten, wo gewaltige Bergurwälder uns lockend entgegenleuchteten. Das Dörfchen Momok, 15 km von Bhamo entfernt, war unser Nachtquartier. Hart am Fuße der Bergurwälder liegend, inmitten weiten, offenen Kulturlandes, war es das letzte freundliche Bild, das wir vom Irawaddybecken sahen.

Auf dem Dorfplatze gab es romantisches Lagerleben. Eine Karawane mit 46 Maultieren war noch eingetroffen. Oben der schwarzsaftene Himmel mit seinem Sternenhimmel, an dem sich Palmen, Opuntien, Euphorbien und die Pfahlbauten in scharfen Konturen abhoben, unten die zahlreichen, hellflackernden Lagerfeuer der lärmenden Eingeborenen. In Doppelreihen angepflöckt 56 stampfende und schreiende Maultiere, deren Stimmen zwischen Kindergeschrei und Löwengebrüll variierten. Nur schwer konnte man sich von diesem packenden Bilde losreißen.

Am nächsten Morgen stieg gerade die Sonne über die Berge empor, als wir loszogen. Es war empfindlich kalt.



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Das Thermometer zeigte nur neun Grad. Im Tal lagerten dichte Nebelballen. Als wir in sie eintauchten, mußten wir zähneklappernd von unseren Maultieren herab, um uns durch Bewegung etwas zu erwärmen. Als wir am Fuß der Berge und somit am Waldsaum angekommen waren, sahen wir die letzten Nebelballen sich empor-schwingen. In Tropenmorgenschönheit breitete sich zum letztenmal das Irawaddytal mit seinem weiten Horizont vor unseren Augen aus. Vor uns die weite, sumpfige Ebene mit Momok und dahinter eine am Horizont verschwindende Vegetationszone, mit einer Rauchsäule, die einen den Irawaddy hinabfahrenden Dampfer andeutete. Ich war zum letztenmal in so niederer Höhenlage, nur 115 m über dem Meere. Rings herum Vogelgesang wie im Mai. Die schrillen Schreie der chinesischen Maultiertreiber, die sich ununterbrochen, ganz gewohnheitsmäßig auf solche Weise mit ihren Tieren unterhielten, wollten damit gar nicht harmonieren.

Und dann tauchten wir in die gewaltigen Bergurwälder ein, die wir erst nach vier Tagen wieder verlassen sollten.

Um die Mittagszeit erreichten wir einen Dak-Bangla, bei dem die breite Straße ihr Ende fand. Ein schmaler Karawanenpfad, der gleich am Anfang mit bedeutender Steigung einsetzte, begann hier. In vielfachen Windungen schmiegte er sich an das Gelände. Das Passieren felsiger Höcker, die den schwerbeladenen Maultieren Gelegenheit gaben, Kletterkunststücke vorzuführen, die meine Bewunderung erweckten, riefen sofort das Vertrauen in bezug auf ihre Trittsicherheit hervor. Tief unten brauste der

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Taiping in Schlangenwindungen und Katarakten durch den Urwald. „Weg des betrunkenen Mannes“ nennen ihn die Chinesen, der vielen Windungen wegen.

In einem Nebental des Taiping, auf weniger dicht bewaldeter Talsohle, wurde erste Mittagsrast gehalten. Die Tiere wurden abgeladen und verschwanden sofort in dem dichten Unterholz.

Die Leute zündeten ein großes Feuer an und hingen an drei zusammengebundenen grünen Bambusstangen einen Kessel, der mit Reis und Wasser gefüllt war. Unten auf heißem Stein stand eine Schüssel mit gelblicher Flüssigkeit, deren Hauptbestandteil Curry war, dessen Schärfe durch „Chilli“ noch vermehrt wurde.

Um das Feuer hockten sich dann die 14 Kuli. Jeder hatte eine flache Porzellanschüssel und zwei Eßstäbchen in der Hand. Mit bewundernswerter Geduld überwachten sie das Garwerden des Reises. Was für gesunde Nerven sie hatten, denn keiner äußerte während der langen Wartezeit das geringste Zeichen von Ungeduld. Als endlich der Reis gar war, schöpfte sich jeder eine Schüssel voll heraus und goß einige Löffel der gelben Brühe darüber. Die Schüssel wurde dann an den Mund gebracht und ausgiebige Portionen mit den Stäbchen hineingeschoben. Sie hantierten mit diesen Stäbchen so geschickt, daß sie selbst einzelne Reiskörner, die am Rande der Schale hingen, damit erfassen konnten.

Nach dem Mahl wurden Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Von den 56 Maultieren war keine Spur zu sehen. Sie hatten sich weit im Dschungel zerstreut. Schrill



tönt die Schreie der Leute durch den Wald. „Ö hö . . . tr-tr-tr . . . hui . . . tr-tr-tr . . . lö-lö-lö!“ Unbegreiflich blieb mir immer, wie es möglich war, Tiere, von denen bei verdecktem Terrain nichts zu sehen war, die in einem Umkreis von mindestens einem Kilometer weideten, in so unglaublich kurzer Zeit aufzufinden und zusammenzubringen. Das Geheimnis mag wohl zum Teil darin liegen, daß jedes Tier nach Eintreffen am Lagerplatz eine Portion Reis oder Mais erhält, die Tiere also beim Rufen selbst dem Schalle nachgehen.

Unser Weg zog im großen und ganzen immer im Tai-pingtal weiter. Bald waren wir in der Nähe des Flusses, bald wieder hoch oben auf den Abhängen. Oft zog er knapp an Abgründen vorbei. Mein Muli schien mir entweder seine Schwindelfreiheit beweisen oder meine erproben zu wollen. Oft sah es aus, als ob es zu versuchen schien, wie nahe es an den Rand treten dürfe, bis es hinabbräche. Dieses Spiel mit dem Halsbrechen hat einen eigenartig lockenden, prickelnden Reiz.

Nahezu acht Stunden saß ich bereits im Sattel und der immer gleichbleibende, langweilige Trott der Tiere, an den ich noch nicht gewöhnt war, hatte mich müde gemacht. Immer wieder war ich gezwungen, meinen Sitz zu ändern. Bald saß ich im Damenreitsitz, bald hatte ich ein Bein, nach Art der Eingeborenen, bald beide Beine oben auf dem Sattel liegen.

Die Sonne stand schon tief, als endlich auf welliger Höhe einige Hütten und der weißgestrichene, aus Bambus erbaute Dak-Bangla von Kolangkha auftauchten. Der

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Rastplatz der Karawane lag etwa einen halben Kilometer weiter. Die Maultiere, die unser Küchen- und Lagergerät trugen, wurden abgeladen und die übrigen zogen weiter. Hans ging jagen. Mir knurrte vom langen Fasten der Magen so gebieterisch, daß ich mir nicht einmal Zeit nahm, die entzückende Lage des Platzes zu bewundern. Munschi hockte bereits beim Feuer, das er vor der Küche angezündet hatte, wärmte sich seine Hände und wartete auf ein Opfer. Ich begann mit dem Khansaman sofort wegen etwas Genießbarem zu unterhandeln. Zwischen den Hütten lief eine Anzahl magerer Hühner herum. Eines davon wurde als Schlachtopfer auserkoren. Der Khansaman und sein Hund bemühten sich vergebens, es zu fangen. Sooft es auch in einen Winkel getrieben wurde, immer gelang es ihm, über die Köpfe seiner Verfolger zu entkommen. Des Herumjagens müde, brachte der Khansaman dann seine vorsintflutliche Flinte herbei, um das Tier zu schießen. Diese Flinte hatte ein derartiges Kaliber, daß ich befürchtete, anstatt des Huhnes nur ein Loch und Federn zu erhalten. Aus einer derartigen Hühnerjagd konnte daher nichts werden. Mit Hilfe einiger Kinder und zweier Kulis gelang es endlich, das Tier in den Stall zu treiben, wo es Munschi in Empfang nahm.

Jetzt erst hatte ich Muße, die Umgebung zu bewundern. Obwohl der Platz nur 320 m über dem Meere lag, glaubte ich mich auf einer Almwirtschaft unserer Alpen zu befinden. Der weißgestrichene Dak-Bangla, die Holzhütten daneben, der grasbewachsene wellige Rücken mit weidenden Kühen, deren Bambusglocken durch den



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Abendfrieden tönt, tief unten der schäumende Fluß, dessen Rauschen heraufklang, der weite Blick über die welligen Wälder, dies alles zauberte diesen Eindruck hervor. Ich saß auf dem Stiegengeländer des Bángla, ließ die Beine hinabbaumeln und konnte mich nicht sattsehen.

Es war bereits finster, als Hans, der als Beute zwei große Tauben brachte, mich aus meinen Träumereien weckte. Im Innern brannte bereits die Lampe und ein weißgedeckter Tisch, mit hübschem Porzellan (der Dak-Bangla war damit reichlich ausgestattet), erwartete uns. Die großen Fensterklappen aus Bambusmatten wurden herabgelassen und dann war es so heimlich, als hätten wir uns inmitten der Zivilisation befunden.

Nach dem reichlichen Mahle wurde die Pfeife angezündet. Der Khansaman wurde herbeigerufen, der uns mit seinen lustigen Jagdgeschichten, die er mit verschiedenen Trophäen belegte, die Zeit bis zum Schlafengehen vertrieb.

Stockfinster war es noch, als mich die schrillen Schreie der Karawanenleute weckten. Es kostete einige Überwindung, das warme Lager mit der Kälte draußen zu vertauschen. Ich weckte Hans. Wir waren noch nicht ganz angekleidet, als zwei Leute bereits hereintraten und mit dem Packen begannen. Der heiße Tee wurde rasch getrunken und als einige Wölkchen im Osten über einer Waldkuppe zu glühen begannen, waren wir bereits unterwegs.

In der Nähe des Lagerplatzes der Karawane standen einige Baracken für britisches Militär. Als wir sie passier-

ten, trat die Wachmannschaft unter das Gewehr. Sie erblickten in uns natürlich Engländer. Andere Sterbliche kamen ja nie dorthin.

Um halb sechs erreichten wir die letzte Karawanenlagerstelle auf britischem Gebiet. Einige vorn offene, schupfenähnliche Gebäude deuteten diese Stelle an. Auf dem ebenen Platze standen bereits mehr als hundert Traglasten, umgeben von einer Anzahl hellflackernder Feuer, an denen eine Schar Eingeborener hockte. Nun kamen noch unsere 56 Maultiere und unsere Leute dazu. Was für eine stille, ruhige Nacht erwartete uns hier!

Eben sah ich mich nach einer Stelle um, wo ich mein Zelt aufschlagen lassen konnte, als ein hochgewachsener prächtiger Sikhs, der Befehlshaber einer kleinen Truppe, herankam und mich einlud, in dem in der Nähe befindlichen Militärlager zu übernachten. Freudig nahm ich sein Anerbieten an.

Der Platz hier, hart an der chinesischen Grenze, erfreute sich eines recht üblen Rufes. Große Räubereien waren hier immer vorgekommen. Deshalb hatte die britische Regierung einen stärkeren Militärposten hierher verlegt. Ein kleines auf Pfählen erbautes Häuschen wurde von den Soldaten ausgeräumt und mir überlassen.

Wir befanden uns nun mitten in den berühmten Katschinbergen, wo Margary ermordet und die Expedition des Col. Brown von den Katschin eingeschlossen und erst nach Zahlung eines Lösegeldes von zwei Körben Silber wieder freigegeben worden war.

Obwohl meine Hütte sich in ziemlicher Entfernung vom



Karawanenlager befand, war die Nacht doch recht unruhig. Ununterbrochen tönte das Knallen der in den Lagerfeuern zerspringenden Bambusstangen, fernem Gewehrfeuer täuschend ähnlich, herüber. Zweimal stand ich auf, schlich nach dem Lager meiner Leute, überzeugte mich, daß alles in Ordnung und war jedesmal sehr froh, daß noch Stunden der Ruhe vor mir waren.

Fünf Minuten vor sieben Uhr waren wir bereits wieder auf dem Marsche. Der Abschied vom freundlichen Hawaldar, dem Befehlshaber der kleinen Truppe, war recht herzlich ausgefallen. Angebotenes Geld und Zigarren für seine Leute wies er freundlich zurück. Desto kräftiger war daher das „Shake hands“ ausgefallen, das dem stolzen, selbstbewußten Sikhs gegenüber den Dank am besten ausdrückt.

Um zwölf Uhr befanden wir uns auf dem höchsten Punkt unserer bisherigen Wanderung, 995 m hoch. Wir hatten damit nicht nur den Rand der Urwälder, sondern auch die chinesische Grenze erreicht.

Nahezu vier Tage Urwaldwanderung! Diese Wälder mit ihrer Ruhe und ihrer Abgeschlossenheit, mit ihrem Frieden und ihrer Majestät bedrücken sehr das Gemüt der Menschen und wecken Sehnsucht nach Wiesen und Feldern, nach heimlichen Ansiedlungen mit zierlichen Rauchsäulen und lustig spielenden Kindern.

Was diese Sehnsucht mir vorgegaukelt, sah ich auf jener Anhöhe ganz plötzlich vor mir. Hinter mir, so weit das Auge reichte, nichts als Wald. Vor mir, in grellem Kontrast, ein weites sonnenüberflutetes, waldfreies Bergland,

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

dessen Berge mit ihren welken Grasflächen goldig herüberleuchteten. Zwischen den einzelnen Kuppen dunkelgrüne Flächen mit malerischen Hütten, umgeben von schlanken, schwankenden Bambusträußen. 200 m unter mir eine langgestreckte, schmale Ebene mit dem schlängelndem Bande des Taiping, mit weiten kahlen Feldern und grünen Bambusoasen, in denen kleine Ansiedlungen eingebettet lagen. Über dem ganzen Bilde ein tiefblauer Himmelsdom, aus dem sausend ein leuchtend grüner Sittich mit der Geschwindigkeit eines fallenden Steines, von einem Falken verfolgt, herabschoß.

Ich war in China. Neben mir, auf der Höhe des Rückens, stand eine von hohen Palisaden umgebene Hütte, vor der auf langer Lanze die chinesische Flagge mir zu freundlichem Willkomm entgegenknatterte.

Bei einer in der Nähe befindlichen Hütte, neben der eine kleine, klare Quelle lustig den Abhang hinabplätscherte, wurde zur Mittagsrast abgeladen. Die Stimmung sämtlicher Leute war mehr als heiter, fast übermütig. Auch Munschi, der die ganze Zeit schweigend durch die Wälder gewandert war, wußte sich nicht zu fassen. Vom Kochtopf weg lief er einer Schar alter Frauen entgegen, die mühsam auf ihren verkrüppelten Füßen und schwer beladen, die Anhöhe herauftrippelten. Der ältesten derselben, deren Gesicht nur aus Runzeln bestand, die als letzte der Schar mühsam nachhumpelte und trotz des beschwerlichen Weges eine lange, tschibuk-ähnliche Pfeife schmauchte und dicke Rauchwolken austieß, nahm er galant ihre Bürde ab und trug sie unter



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

unbändiger Heiterkeit der ganzen Schar bis zur Hütte. Er fühlte sich gedrängt, den chinesischen „Ladylog“, wie er sie scherzend halb englisch, halb hindostani nannte, irgendeine Huldigung darzubringen.

Von der palisadenumfriedeten Hütte kam gravitatisch ein dickbäuchiger Chinese herab, der uns freundlich begrüßte und bald regen Anteil an Hansens Sprachstudien nahm.

Wohin mein Auge blickte, gabs nur heitere, freundliche Bilder. Ich konnte mit der ersten Aufnahme von seiten Chinas, hier in Nasacho, wie das schöne Fleckchen Erde genannt wird, zufrieden sein.

Nachmittags marschierten wir bereits auf der fruchtbaren Taipingebene. Als die Sonne unterging, zogen wir im ersten Dörfchen Maisjen ein. Ich ritt an der Spitze der Karawane. Mein Muli bog plötzlich im Trab in rechtem Winkel vom Wege ab und ehe ich Ahnungsloser nur daran denken konnte, die Zügel zu ergreifen, verschwand es in flottem Trab unter einem niederen Torweg. Nur eine tiefe Verbeugung rettete mich im letzten Augenblick vor dem Abgestreiftwerden. Drängend schoben sich die übrigen Tiere nach.

Ich befand mich in der ersten chinesischen Karawanserei. Ein quadratischer Hofraum von etwa 25 m Seitenlänge, dessen vordere Seite ein niederes Wohngebäude, dessen übrigen drei Seiten von hohen Lehmmauern mit weit vorspringendem Strohdach gebildet wurden, hatte uns aufgenommen. Kaum waren die Tiere abgeladen und die Tragsättel in zwei Reihen aufgestellt, so erfüllte den

ganzen Hofraum eine übelduftende Staubwolke, aufgewirbelt von den sich wälzenden Tieren. „Sie verbinden ihre Wunden“, meinte Munschi ganz treffend. In der Tat waren diese oft handgroßen, blutigen, schleimigen Satteldruckstellen nach diesem Staubbad mit einer dicken Schichte Schmutz überzogen und so einigermaßen gegen die Fliegenplage geschützt.

Zwischen Pflöcken waren inzwischen von den Leuten Seile quer über den Hof gespannt worden. An diese Seile wurden in zwei Reihen die Tiere mit ihren Vorderfüßen gebunden. Und dann begann ein Konzert, in dem alle Stimmarten von Kindergeschrei bis zum Löwengebrüll vertreten waren. Die Freude auf die bevorstehende Mahlzeit war als Unterton ganz deutlich herauszufühlen. Ist die letzte Stimme verhallt, beginnt ein allseitiges Mahlen und Knirschen mit den Zähnen als Vorübung für den nun kommenden Genuß. Wenn dann endlich die Leute mit den kleinen Körbchen, in welchen sich je eine Portion Mais oder ungeschälter Reis befindet, erscheinen, zieht ein zufriedenes Brummen und tiefes Atemholen durch die Reihen der Tiere. Schließlich hört man nur noch das Knirschen der zermalmtten Körner.

Unter den vorspringenden Dächern waren inzwischen hellflackernde Feuer entstanden, die mit ihrem Flammenspiel den Hofraum magisch beleuchteten.

Munschi war von Hans einkaufen geschickt worden. Er sollte ein Huhn und Stroh zum Lager bringen. Zu diesem Zweck hatte er ein indisches Achtanastück (= 65 Reichspfennig) erhalten. Es dauerte nicht lange, so



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

kam er daher. In einer Hand trug er einen großen Hahn, die andere hatte er an die Brust gedrückt. Sie war voll mit Käschen, dem durchlochenden chinesischen Kleingeld aus Messing. Ihm folgte ein Eingeborener, beladen mit vier Bund Stroh.

Für eine kleine Silbermünze einen Hahn, vier Bund Stroh und achtzig Geldstücke, das konnte selbst Munschi, der doch aus dem Lande der Billigkeit stammte, nicht fassen. Mit einem unbeschreiblich dummen Gesichtsausdruck blieb er vor uns stehen und sah bald mich, bald Hans fragend an. Wir mußten beide in lautes Lachen ausbrechen. Da machte Munschi stillschweigend kehrt und wollte das Geld zurücktragen. Nun erstklärte Hans ihn auf. 700 Geldstücke für eine Rupie! In seiner Heimat konnte er für eine Rupie nur 192 kleinwinzige Pie erhalten. Hier 700 große Stücke. Was für ein dummes Land dieses „Chin ka mulak“ doch war!

Nach dem Essen saß ich bei meiner Lampe, auf meinem Strohlager, in einer Ecke des Hofraumes und schrieb. In einem doppelten Kreis hockten die Eingeborenen um mich herum, sahen meinem für sie sonderbaren Treiben zu und schnatterten ununterbrochen wie die Gänse. „Sie bessern dem Sahib die Fehler aus“, meinte Munschi.

Als die Feuer niedergebrannt waren und die Leute auf ihren Strohlagern bereits schliefen, kam für mich die letzte Arbeit des Tages, das Wechseln der photographischen Platten. Es war dies immer eine recht unangenehme Arbeit. Ich kroch unter meine Decken, nummerierte und wechselte in vollständiger Dunkelheit. Nach je zwei Platten mußte

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

ich wegen Luftmangel immer aus den Decken heraus. In Schweiß gebadet wurde diese Arbeit täglich vollendet. Dann war auch für mich die Zeit der Ruhe gekommen.

Mit dem ersten Hahnenschrei beginnt das Leben des Dorfes zu erwachen. Aus allen Hütten schallt das Stampfen der fleißigen Weiber, die in anstrengender Arbeit jene Reismenge, die für den Tag gebraucht wird, enthülsen. Wenn diese Arbeit vollendet ist und der Osten sich heller zu färben beginnt, steigen zierliche Rauchsäulen durch die Dächer der Hütten. Hühner und Schweine zeigen sich, Hunde streifen suchend zwischen den Hütten umher und in den Bambusbüschen beginnt das Morgenkonzert der Vögel. Die Bewohner werden erst nach Tagesanbruch sichtbar.

Um halb fünf erhoben sich meine Leute und zündeten die verloschenen Lagerfeuer wieder an. Sofort begann das Konzert der Maultiere, das erst sein Ende fand, als sie alle ihre Morgenration erhalten hatten. Wenige Minuten nach sechs Uhr zogen wir zum Tore hinaus.

Eine eigenartige, heimatliche Stimmung lag über der ganzen Landschaft, die an klare, stille Herbstmorgen daheim erinnerte. Es war empfindlich kalt. Das Schleudermometer zeigte nur + 3 Grad. An Gräsern und Sträuchern hing starker Reif. Ringsherum leere Stoppelfelder. Eine Schar Krähen flog krächzend darüber. Langsam zog ein Bauer mit seinem Büffelgespann schwarze Furchen in das weißglitzernde Feld. Hahnengeschrei auf allen Seiten. Senkrecht emporsteigende Rauchsäulen aus allen Hütten.

Über dem Taiping lagen flache weißleuchtende Nebel



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

mit scharfen Konturen, aus denen Baumgruppen als kleine, grüne Inseln emportauchten. Das Geschrei zahlloser Wildgänse, Reiher und Kraniche tönte als monotone Musik daraus hervor. Das ganze Bild atmete tiefen Frieden.

Ein schmaler, stellenweise sehr schlechter Pfad zog im Zickzack auf den Dämmen der Felder durch die 4 bis 5 km breite Ebene. Je weiter wir kamen, desto häufiger wurden riesige Feigenbäume, die oft entzückende Haine bildeten. In dem Dämmer dieser Haine lagen die Begräbnisplätze der Chinesen. Die Gräber hatten die Form eines liegenden Keiles. Der nach Westen gerichtete Kopf dieses Keiles bestand aus einer Steinplatte, die in einzelnen Fällen den Namen des Toten in chinesischer Schrift aufwies.

Die zerstreut umherliegenden Dörfer waren meistens von einem dichten Kranze hoher Bambussträube umgeben. Die Wurzelstöcke derselben bildeten mit den Resten abgehackter Stangen und dem Nachwuchs, an dünnen Stellen noch durch einen Lehmwall verstärkt, eine undurchdringliche Umfriedung des Dorfes. In jedes der Dörfer führte ein Tor oder mehrere mit Dach versehene Tore. In und vor den Dörfern tollte glücklich die Jugend umher. Die Aller kleinsten waren dabei auf dem Rücken der größeren Geschwister festgebunden.

Der Verkehr auf dem Pfade wurde im Verlaufe des Vormittags immer reger. In einem Markttorte war Basarstag. Von allen Seiten strömten die Bewohner der Umgebung meistens schwer beladen hin, um ihre Produkte abzusetzen oder andere dafür einzutauschen. Als Zah-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

lungsmittel dient in diesen Gebieten hauptsächlich das durchlochte chinesische Messinggeld, Käschen, das, zu je 100 Stück auf Bastschnüre aufgereiht, einen Wert von 20 Pfennigen hat. Chinesische Silbermünzen sieht man nur selten. Indische Silbermünzen, besonders die kleinen Zwei- und Vieranastücke, werden gerne genommen.

Den Hauptbestandteil der zu Markt Ziehenden bildeten hochbeturbante Weiber und Mädchen der Schan. Ihre Kleidung bestand aus indigoblauen Baumwollstoffen und einem zuweilen ein Drittel Meter hohen Turban. Die oft rotwangigen Mädchen trugen außerdem ein weißes, über dem Bauche mit lichtblauen, horizontalen Streifen besetztes Jäckchen. Das weibliche Geschlecht, besonders im vorgeschrittenen Alter, schien hier dem Tabakrauchen viel stärker zu frönen als die Männer. Nur selten sah man eine ältere Dame ohne lange, tschibukähnliche Pfeife, dicke Rauchwolken ausstoßend, daherkommen. War die Pfeife nicht im Gebrauch, so ragte sie, im Nacken unter die Kleider gesteckt über die Schulter hervor. Die Männer waren ebenfalls in blaugefärbte Baumwollstoffe gekleidet. Jeder derselben trug das lange, schwertartige, in einer Bambusscheide steckende Messer bei sich. Einige waren auch mit Gewehren vorsintflutlichen Charakters bewaffnet, denen oft wichtige Bestandteile fehlten. So schritt einer, stolz und selbstbewußt, nur mit dem Lauf eines europäischen Militärgewehres beladen, an uns vorüber.

Aus den eintönig wirkenden Scharen der zu Markt Ziehenden stachen Gruppen malerischer Katschinweiber und -mädchen auffallend hervor. Eine ganz eigene



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Aureole umgab diese Leute. Der Hauch der urwüchsigen, von Zivilisation unberührten Natur schien von ihnen auszustrahlen. Ihre plumpen, oft nur einer Hülle gleichenden, bunt mit Ornamenten benährten Kleider sind mit Perlen und Kauris verziert. Ihre Wadenhüllen, aus denen die flachen, schmutzigen Füße mit gespreizten Zehen hervorragen, und ihre Hüften zieren zahlreiche, aus Haaren gefertigte, mit Pech verklebte Ringe. Den Gürtel bilden breite, mit Kalkperlen übernähte Bänder. In den Ohren stecken lange, runde Stäbchen. Ihre Haare sind ungekämmt, zerzaust und zerwühlt. Ihre Gesichter sind schmutzig, oft blatternarbig, die Lippen, besonders der alten Weiber, von ständigem Betelkauen blutigrot gefärbt, die Zähne schwarz. Etwas Wildkatzenartiges umgibt sie alle.

Unter den Marktbesuchern waren Chinesen am wenigsten vertreten. Sie bilden in diesem Teil des Landes nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung.

Der schmale, stellenweise recht schlechte Karawanenpfad zog durch die Mitte der weiten, nahezu überall kultivierten fruchtbaren Ebene. Wohin das Auge blickte, herrschte reges Leben. Die Luft durchschossen Schwärme von unseren Hausschwalben. Aus Hainen schallten die Stimmen von zahllosen Krähen und Elstern. Die sumpfigen Stoppelfelder um die Dörfer waren mit Scharen von Schweinen und Enten bevölkert.

Wie prächtig die begrenzenden, vollständig waldfreien Hügelketten waren. Ein goldiger Glanz lag auf den braunen, mit welchem Gras dicht bewachsenen vielgliedri-

gen Kuppen, zwischen denen schmale, geröllige Rinnen und zierlich sich über die Kämme schlängelnde Fußpfade herabrieselten. In Senkungen lagen kleine, dunkelgrüne Baumöasen. An Hängen schmiegt sich lichtgrüne Bambushütten warm in das Braun der Erde. So tiefer Frieden lag über diesen Bergen, ihren heimlichen Tälern und ihren stillen Winkelchen, so anheimelnd ringelte sich der Rauch aus sonnenüberfluteten, idyllischen Hütten, so offen, mit so lockenden Gaben lag das Land vor mir, daß sich tief im Herzen etwas wie ein Wunsch regte, hier, fernab vom oft törichten Getriebe moderner Großstädte, Ruhe und Frieden zu genießen. Wie beneidenswert waren diese Menschenkinder hier im Vergleich zur Bevölkerung der Großstädte unserer Erde.

Immer wieder mußte man die Maultiere, ihre Geschicklichkeit, Trittsicherheit und ihr Gedächtnis bewundern. Der Weg war an einzelnen Stellen fast unpassierbar. Es gab tiefe Gräben, hohe Stufen, handbreite Dämme und tiefe, geröllige Rinnen. Mit der Nase fast am Boden, nahmen sie alle Hindernisse in nahezu gleichbleibendem Marschtempo. Oft bog das Leittier, das nie geleitet wird, sich immer selbst überlassen ist, von scheinbar gutem Weg in scharfem Winkel auf schlechte Seitenpfade ein. Es erwies sich dann immer, daß der Hauptpfad an irgendeiner Stelle unpassierbar war.

Mustergültige Ordnung herrschte immer in der Karawane. Nie würde es einem Tier einfallen, die gewohnte Reihenfolge, den Gänsemarsch zu verlassen, um sich vielleicht an anderer Stelle einzureihen. Durch Beißen und



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Schlagen würden es seine Nachbarn sofort verhindern. Viel Unterhaltung verursachte das Leittier, wenn unser Weg durch Marktflecken ging, in denen gerade Basartag war. Ohne sein Marschtempo zu verringern, schob es mit seinem Kopfe die oft dicht gedrängt stehenden Menschen auf die Seite, was manchmal so energisch durchgeführt wurde, daß sie nahe daran waren, das Gleichgewicht zu verlieren.

Am ersten Reisetag war es mir unmöglich, mit meinem Reittier an die Spitze der Karawane zu kommen. Sobald ich das Leittier passieren wollte, schlug es mit beiden Beinen nach meinem Tier aus und setzte sich, wenn ich durchaus vorbei wollte, in Trab und mit ihm natürlich die ganze Karawane. Ein Passieren war nur möglich, wenn ein Treiber mein Tier am Zügel vorüberführte. Langsam nur gewöhnte sich das Tier an die Vorrangstellung meines Muli. Und dieses Muli, obwohl es nie Leittier gewesen war, kannte Weg und Steg und alle Hindernisse genau. Auch heute bog es mitten im Orte Tschün-tschen-gai, trotz meines gedankenlosen Widerstandes, rechtwinkelig vom Weg ab und verschwand im Trab mit mir durch ein niederes Tor. Es war unser Serai, unser Nachtquartier.

Am nächsten Morgen, es war der 18. Januar, herrschte noch tiefe Finsternis, als lautes Leben in der Karawanserei mich weckte. Die Uhr zeigte halb fünf. Ein Teil der Leute war bereits mit dem Füttern der Tiere beschäftigt, während die übrigen, schnatternd und rauchend um die hell-lodernden Feuer hockten und sich wärmten. Wenige Mi-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

nuten nach sechs Uhr, es begann eben zu dämmern, zogen wir durchs Tor hinaus.

Die letzte Regenzeit hatte die Wege vollständig zerstört, denn nahezu weglos verlief der Weitermarsch. Hier hatten die Maultiere reichlich Gelegenheit, uns ihre Geschicklichkeit, ihre Kraft und Trittsicherheit wieder vor Augen zu führen und Kletterkunststücke zu zeigen, die wert wären, kinematographisch festgehalten zu werden. Nach Passieren von einigen ein Meter breiten Bändern mit senkrechtem Abfall gegen den Fluß und nach einer kurzen Abfahrt der Maultiere auf den Hinterbeinen über plattige Felsen gelangten wir in eine Senkung. Hier begann die schwierigste Stelle des ganzen Weges, ein stufiger, überaus steiler Aufstieg. Nach wenigen Schritten mußten die keuchenden Tiere immer wieder verschnaufen. Dem jüngsten Maultier wurde hier das Traggestell samt Last abgenommen und von dem Stärksten der Leute hinaufgeschleppt. Dieser Vorgang, obwohl ihm nur Eigennutz von seiten der Eingeborenen zugrunde lag, erfüllte mich doch mit Freude, denn ich erblickte darin Mitgefühl mit der Tierwelt.

Um elf Uhr erreichten wir die höchste Stelle des bisherigen Weges, den Paß Ko-lu-gha, 1120 m hoch. Einige Sänften mit Frauen und Männern zogen hier an uns vorüber.

Der Abstieg brachte uns in ein gerölliges Tal mit wenigen Dörfern. Die Hütten waren aus Lehmziegeln gebaut und trugen auf dem Dache den Strohvorrat des Besitzers.

Die Sonne stand schon tief am Horizont, als wir das



auf allen Karten verzeichnete Nantien passierten. Es war ein gerade so schmutziges armseliges Dörfchen wie die übrigen.

Obwohl wir alle, ohne Ausnahme, hundsmüde waren, ging es noch eine ganze Stunde weiter. Und als wir endlich in unser Nachtquartier, das Dörfchen Schaba, einritten, war es bereits ganz finster. Feuerschlangen brennenden Grases zogen über benachbarte Berge.

Mit dem heutigen zehnstündigen Marsch hatten wir die längste, aber auch die schlechteste, für Maultiere gefährlichste Strecke des Weges hinter uns. Die Freude darüber äußerte sich in dem überaus lauten, lustigen Treiben der Karawanenleute, das bis Mitternacht dauerte.

Am nächsten Morgen ging es im Tal, sehr oft Wasser- rinnen querend, weiter. Nach einer Stunde kam von Süden ein breiter Flußlauf zwischen kahlen Hügeln hervor, den eine steinerne, größtenteils verfallene Brücke querte. Meine Leute warfen scheue Blicke gegen sie und erzählten, daß daselbst böse Dämonen wohnten. Die Brücke war schon mehrmals erneuert worden, aber jedesmal stürzte sie beim ersten Regen wieder zusammen. Dem abermaligen Neuaufbau widersetzte sich die gesamte Bevölkerung.

Diese interessante Brücke mußte ich mir natürlich ansehen. Obwohl mich die Leute warnten, ritt ich die kurze Strecke zu ihr hin. Kaum hatte ich den ersten Pfeiler passiert, machte mein Maultier einen Sprung nach rechts, schoß durch den niederen, gewölbten Brückenbogen und fegte mich Ahnungslosen glattweg aus dem Sattel. Ich

mußte noch froh sein, daß ich dabei glatt aus den Steigbügelu gekommen war. Die etwas unsanfte Berührung mit dem groben Gerölle des Bodens ließ mich kleinlaut der Karawane nachreiten. Es war nur gut, daß die Leute meinen Unfall nicht beobachtet hatten, sonst wären sie in ihrem Aberglauben sehr bestärkt worden.

Bald darauf passierten wir ein Dörfchen, an dessen Ausgang heiße Quellen, die aus einem Felsenriß hervorsprudelten, den Weg querten. Zahlreiche Kranke plätscherten in dem kristallklaren, dampfenden Wasser.

Vor uns zog eine chinesische Familie des Weges. Frauen und Mädchen humpelten mühsam auf ihren verkrüppelten, bandagierten Füßchen, die kaum die Größe einer Männerfaust erreichten, auf zwei Stecken gestützt, dahin. Und als bald darauf ein Wasserlauf auf schmalen Bambussteg, über den die Maultiere ohne geringste Verzögerung schritten, gequert wurde, mußten Frauen und Mädchen auf allen vieren hinüberkriechen. Was für arme Geschöpfe es waren!

Bald darauf verließen wir das Tal des Namti und damit auch die eigentliche Karawanenroute und zogen auf steilem Pfad auf ein Plateau vulkanischen Ursprungs. Dieses unfruchtbare Gebiet war mit zahllosen Lava-Blöcken besät. Ein Dörfchen, das wir passierten, war ganz aus Lavastücken erbaut.

Ungemein zahlreich waren hier die Gräber von Chinesen, deren Anzahl mit der Bevölkerungsdichte durchaus nicht in Einklang zu bringen war. Die Erklärung lag wohl in dem Gebrauch der Chinesen, die Gräber immer



dort anzulegen, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach für immer ungestört bleiben können. Die unfruchtbaren Gebiete hier waren dazu wie geschaffen, und die Gräber gehörten wahrscheinlich nicht nur Jahrzehnten, sondern Jahrhunderten an.

Unter sanfter Steigung ging es über dieses Plateau. Nach und nach verschwand die Lava und fruchtbares Kulturland begann wieder. Gegen Abend erreichten wir unser Nachtquartier Scha-tzue, 1420 m hoch gelegen.

Da wir uns weit abseits von der Karawanenstraße befanden, gab es hier kein Serai. Auf einem ebenen Platze, auf dem sonst Ziegel fabriziert wurden, wurde abgeladen. In einer Strohhütte, die dort stand, fanden wir Unterschlupf.

Daß wir uns abseits von der Karawanenroute befanden, zeigte sich in der ungewöhnlichen Neugier der Bevölkerung, unter der gewiß sehr viele waren, die noch nie einen Europäer zu Gesicht bekommen hatten. In Scharen standen sie um die Hütte und sahen zu, wie Betten und Tisch aufgestellt und die Lampe angezündet wurde. Und als ich gar zu schreiben anfing, drängten sie so gegen die Hütte hin, daß ich fürchtete, sie würden das schwache Bauwerk zusammendrücken. Ich mußte aufhören und die Lampe auslöschen. Erst dann verzogen sie sich.

Auch heute gab es wieder lange Feuerlinien, die über die Berge krochen.

Nach einer grimmig kalten Nacht, in der die Kälte sogar von unten in mein Bett kroch, blickten meine Augen beim Aufschlagen schon wieder in die Gesichter der Neu-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

gierigen, die am Eingang dicht sich drängten. Jeder trug ein kleines, mit glühenden Kohlen gefülltes, mit Lehm ausgelegtes Bambuskörbchen an seinen Bauch gedrückt, der Zentralwärmestelle des Körpers.

Im Bette zu liegen und von Leuten begafft zu werden, ist wahrhaftig keine angenehme Sache. Ich sprang daher rasch auf. Das erschreckte die Neugierigen. In dem dabei entstehenden Gedränge wurden glühende Kohlen verschüttet und dies verursachte unter den bloßfüßigen Leuten possierliche Sprünge, die an kleine Böcklein erinnerten. Ich mußte hell auflachen. Gutmütig, wie Kinder, stimmten sofort alle ein. Dadurch wurde Hans aus seinem tiefen Schlaf geweckt. Auch er sprang rasch auf, verursachte dadurch neuerliches Zurückweichen der Neugierigen und neuerliches Gelächter. Damit war die Stimmung für den ganzen Tag gegeben.

Bald nach dem Abmarsch kamen wir wieder auf das Lavafeld, dessen Öde und Verlassenheit mit der Unmenge von Gräbern vorzüglich harmonierte. Immer sanft ansteigend erreichten wir gegen Mittag die Höhe in 1620 m. Zum erstenmal gab es hier wieder weite Aussicht. Vor uns lag ein fruchtbares grünes Tal mit weißglänzendem Fluß, einem größeren Ort und zwei kleinen Dörfern. Kleine Hügel im Osten bildeten als Begrenzung eine Talstufe, über der eine weiße Wolke den Wasserfall von Tengyueh andeutete. Hinter der Talstufe dehnte sich eine weite Ebene bis an den Fuß einer hohen Gebirgskette, die die Wasserscheide zwischen den Strömen Irawaddy und Salwin bildete.



## MIT DER KARAWANE NACH CHINA

Spät am Nachmittag zogen wir nach Passieren der 30 m hohen Talstufe, über die der Fluß in einen hübschen Wasserfall stürzt, durch ein Wirrsal von engen, ummauerten Gäßchen in die Stadt Tengyueh, der Grenzstadt des großen chinesischen Reiches ein. Eine an eine Leiter gebundene, halb verbrannte Leiche und eine Anzahl Enthaupteter, die an der Stadtmauer als Ergebnis einer soeben unterdrückten Lokalrevolution lagen, bewiesen mir, daß ich wirklich in China war.





VON BERGURWÄLDERN,  
Missionen und Missionären

„Terra incognita.“

Welch unsagbarer Reiz liegt doch in diesem Ausdruck. Ein eigenartiges Gefühl nimmt beim Erreichen eines solchen Gebietes von uns Besitz. Man weiß, unbekanntes Land, unbekannte Menschen, unbekannte Schwierigkeiten und Gefahren beginnen nun, ein oft urwüchsiger Daseinskampf stellt sich ein, der es mit sich bringt, daß man das Morgen nicht mehr als etwas Selbstverständliches, von selbst Kommendes, sondern als etwas durch eigene Kraft Erworbenes ansehen lernt. Neue Reize des Lebens öffnen sich so und Höhepunkte der Daseinsfreude bieten sich dar, von denen seßhafte Sterbliche sich nichts träumen lassen.

Bekanntes Land lag hinter mir. Ich war von Tengyueh, einer mauerumgürteten Stadt Westjünnans, wo soeben eine Provinzialrevolution mit der Hinrichtung von sieben Rebellen, deren Leichen an der Stadtmauer lagen, und der Verbrennung des Anführers, dessen verkohlter Leichnam an einer Leiter der Stadtmauer hing, beendet worden war, auf der Route des Engländers Davies in das Tal des Shwehli gekommen. Bei dem Orte Tschoutou hatte ich

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

diesen Fluß verlassen und nach Überschreiten der Wasserscheide seinen Schwesterfluß Molo-ho erreicht. Damit begann unbekanntes Gebiet.

Die spärlich von Chinesen bevölkerte Talmulde, die bereits 1950 m hoch lag, wies nur noch wenige Reis- und Maisfelder auf. Überraschungen gab es gleich am Anfang. Ein altes, aufgelassenes Silberbergwerk mit noch erhaltenen Schmelzöfen und primitivem Gebläse, das, wie Eingeborene berichteten, wegen Mangel an Betriebskapital eingestellt worden war, fesselte zuerst meine Aufmerksamkeit. Dann kam eine der interessantesten Lianenbrücken, die ich auf meinen Reisen kennengelernt habe. Sie glich in ihrer Konstruktion ganz unseren modernen Kettenbrücken und ließ dadurch ein ungewöhnliches Maß technischen Könnens der Eingeborenen erkennen. Benützt wurde sie nur in der Regenzeit.

Das Tal stieg rasch empor. Je höher wir kamen, desto steriler würde der Boden, desto seltener Felder und Hütten. In 2000 m Höhe bildete den Talgrund nur noch Gerölle. Dann setzte sich ein Bergkessel in die Talmitte. Er zwang den Fluß zur Teilung.

Wie Eingeborene berichteten, war ich hier der britischen Grenze ganz nahe gekommen. Meine ursprüngliche Absicht, in der Mitte zwischen Irawaddy und Salwin, durch unbekannte Gebiete nach Norden und erst später an den Salwin zu ziehen, mußte ich hier fallen lassen, denn ich hatte nicht geahnt, daß der erst vor kurzem durch die Briten annektierte Distrikt Pienma so weit nach Osten reichte. Da die Briten ihre Grenzgebiete, besonders in neu



erworbenen Landstrichen nur selten durch Ausländer bereisen lassen, fürchtete ich große Hindernisse vorzufinden. Ich wandte mich deshalb an dieser Stelle nach Osten und kam damit in das Gebiet des von Chinesen so gefürchteten Stammes der Lisu.

Kongtschu und Tadschuba waren Namen, die ich seit Tagen in den Gesprächen meiner Mulitreiber und der vier Soldaten, die mir der Taotai von Tengyueh als Eskorte aufgenötigt hatte, immer wieder zu hören bekam. Die Bewohner der durchzogenen Dörfer hatten durch ihre Erzählungen Furcht und Schrecken vor diesen beiden Niederlassungen des Stammes der Lisu eingejagt. Nachträglich erfuhr ich auch, daß der Unteroffizier meiner Eskorte einen Eilboten nach Tengyueh gesandt hatte, der Verstärkung bringen sollte. Diese Verstärkung kam aber nie an, denn wir zogen in großen Tagestouren weiter. Meine Neugier auf den Empfang bei diesem so übelberüchtigten Stamm war deshalb nicht gering.

Bei den letzten Hütten des Tales, die bereits von Mischlingen zwischen Chinesen und Lisu bewohnt wurden, gelang es mir, einen chinesisch sprechenden Lisu anzuwerben.

Auf dem Weitermarsch in dem nun rasch aufsteigenden Tal, vor dem zwei über 3000 m hohe schneebedeckte Bergspitzen lagen, begegneten uns bereits die ersten Lisu, die mit Armbrust und Giftpfeilen bewaffnet, eine Schar Schweine vor sich hertrieben, um sie weiter unten im Tal zu verkaufen.

Der Charakter dieses Seitentales änderte sich bald. Im

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Norden gab es als Begrenzung kahle, regelmäßige, bis 50 m hohe Bergkegel, die so regelmäßig waren, daß sie den Eindruck von künstlich aufgeschütteten Hügeln hervorriefen. Im Süden gab es Bergbambusdschungel.

Von einer heideartigen Ausbuchtung sahen wir bald darauf, ganz unter Bäumen versteckt, von zierlichen Bambuszaune umgeben, das erste Lisudorf Kongtschu, am Flüßchen Kongtschu-ho.

Ich ließ halten und sandte unseren Lisuführer mit einem Soldaten in den Ort, um anzufragen, ob wir daselbst übernachten könnten. Der Dorfälteste in eigener Person kam uns holen und geleitete uns durch gründämmerige Laubgänge, zwischen zierlichen Bambuszäunen, durch das Gartenland des Dorfes, über das scheue Mädchen des Stammes bei unserem Näherkommen wie schnelle Rehe eilten, auf den Dorfplatz. Eine Hütte, die er mir als Herberge anweisen wollte, lehnte ich unter Dankesworten ab. Die Maultiertreiber nahmen davon Besitz, ich selbst ließ neben dem Dorfplatz, unmittelbar an der zierlichen Bambusumzäunung, für mich mein Zelt und für Diener und Soldaten die zwei kleinen Zelte aufschlagen. Kaum standen dieselben, so brachten einige Lisu Stöße von Brennholz herbei. Und als die Lagergeräte aufgestellt, das Gepäck untergebracht waren, als vor jedem Zelt ein mächtiges Lagerfeuer Funkengarben gegen den Abendhimmel warf und der helle Schein der Lampe mein Zelt mit Heimlichkeit ausfüllte, war ich, der ich bisher meistens in Hütten genächtigt hatte, seit langem wieder einmal daheim, daheim in eigenen vier Wänden.



Als ich nach dem Abendessen bei meinen Arbeiten saß, ließ sich draußen leises Kichern vernehmen. Ich öffnete den Zelteingang. Ein Kranz holdester Weiblichkeit, von den verglühenden Lagerfeuern schwach beleuchtet, umgab mich Ahnungslos. Unter Führung des Weibes vom Dorfältesten waren sie hergekommen, um mir kniend ihre Reverenz zu bezeigen und feierlich einen „marmelsteinharten runden Reiskuchen“ und vier Eier als Willkommengruß zu überreichen. Unter Dankesworten und dem Versprechen, ihnen morgen die Geschenke zu übergeben, entließ ich sie, um bald darauf in tiefen Schlaf zu sinken und im Traume mich an den „Huris“ des Paradieses zu ergötzen.

Die Kälte trieb mich am nächsten Morgen frühzeitig aus dem Bette. Bei schneidendem Nordwind zeigte das Thermometer nur — 3,2 Grad. Wir waren 2030 m hoch.

Die Anlage der Siedlung war ungemein interessant. Im Kreis um den Dorfplatz standen die aus senkrechten Bambusstangen errichteten, mit gespaltenen Bambusrohren gedeckten Hütten. An jede derselben stieß rückwärts ein umfriedeter, bis an den Dorfzaun reichender Hausgarten. Zwischen den einzelnen Gärten gab es schmale, von dichtem Laubdach überdeckte Durchgänge, die der ganzen Anlage das Aussehen einer Laubenkolonie gaben. Am Rande des Dorfplatzes stand ein fester käfigartiger Bau, der nachts den Viehbestand des Dorfes vor den Raubtieren der Bergwälder schützte.

Ungemein bunt und malerisch war die Tracht der Frauen und Mädchen. Aus licht- und dunkelblauen, selbst-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

gewebten, mit bunten Streifen versehenen Stoffen bestehend, mit Kaurischnüren, Kalkperlen und Silberschmuck verziert, wirkt sie ungemein anziehend auf den Beschauer. Chua-Lisu, bunte Lisu werden sie von ihrer Umgebung genannt.

Kurz vor dem Aufbruch fanden sich Frauen und Mädchen vor dem Zelte ein, um die versprochenen Geschenke in Empfang zu nehmen. Einige Meter blauer Leinwand, ein paar bunte Kopftücher, Glasperlen, eine Mundharmonika und einige Spiegel machten sie mehr als zufrieden. Eine sehr hübsche, geschnitzte und bemalte Bambusdose, in welcher sich drei Maultrommeln befanden, auf welchen die Mädchen so gut zu spielen und ihre Gesänge zu begleiten verstanden, war ihre Gegengabe.

Das erste Zusammentreffen mit dem Stamme der Lisu war über alles Erwarten gut ausgefallen. Das zeigten auch die fröhlichen Mienen meiner Soldaten und Maultiertreiber an, deren gedrücktes Gehaben der letzten Tage vollständig verschwunden war.

Durch kahle, dünne Wälder, deren Bäume mit zahllosen Orchideen besetzt waren, ging es in 300 bis 400 Meter breitem Tale nach Norden.

Nach eineinhalbstündigem Marsche tauchten in einer Lichtung, die wieder mageren Kulturboden aufwies, einige von Bambusgeflecht umfriedete Hütten auf. Das ominöse Tadschuba! Wir hatten es nun endlich erreicht. Ich glaube, wir alle, ganz besonders aber die Soldaten waren schwer enttäuscht. Nach den vielen unheimlichen Geschichten, die von diesem Orte erzählt worden waren, hatten wir



uns alle ein verstecktes Räubernest vorgestellt, dessen Bewohner uns beim Herannahen mit ihren Giftpfeilen einen mehr als warmen Empfang bereiten würden. Und nun fanden wir in offenem, freundlichem Tale einen ganz idyllischen Weiler, dessen Bewohner genau so harmlos aussahen, wie im ersten Lisudorfe. Sichtbar heiterten sich die Mienen meiner tapferen Begleiter auf und die früher etwas gedrückte Stimmung mußte polterndem Befehlshaberton gegen die Maultiertreiber weichen.

Gegen alles Erwarten fand hier der Weitermarsch mit Maultieren ein Ende. Obwohl mir die Eingeborenen versichert hatten, daß es unmöglich sei, mit Maultieren über die Berge zu kommen, wollte ich den Versuch doch wagen. Ich zwang meine widerwilligen Leute zum Aufbruch. Nach Passieren eines tiefen, eisigen Baches stieg der schmale Pfad rasch die Bergurwälder empor. Alter Lager Schnee auf versumpftem Urwaldboden machte am Anfang schon das Weiterkommen schwierig. Dann ging es bei ständiger Überwindung großer Schwierigkeiten und bei zunehmender Steigung in einem Bachbette, das immer mehr vereiste und schließlich zu enger Schlucht wurde, so weit empor, bis einige gestürzte Baumriesen das Weiterkommen vollständig unmöglich machten. Ich mußte mich als besiegt ansehen. Zwei Stunden unsagbarer Anstrengungen waren zwecklos vergeudet. Menschen und Tiere sahen, da sie auf dem schlüpfrigen Boden oft zu Fall gekommen waren, schlammbedeckt wie Schweine aus und zitterten alle vor Kälte in der eisigen, nassen Atmosphäre des Urwaldes. Wir waren 2200 m hoch.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Widerwillig, die Tücke des Objektes verwünschend, gab ich Befehl zum Rückmarsch nach Tadschuba. In einem Viertel der Zeit, die wir zum Aufstieg gebraucht hatten, waren wir unten. Ohne Verwunderung wurde ich von den Leuten wieder begrüßt. Sie hatten gewußt, daß wir mit den Tieren wieder zurückkommen würden.

Außerhalb der Umzäunung des Weilers ließ ich mein Zelt aufschlagen. Das Zelt stand noch nicht, so begann es zu regnen und regnete ununterbrochen weiter, bis zum Abend des nächsten Tages. Nun mußte ich dem Geschick noch dankbar sein, daß es uns von dem weiteren Aufstieg abgehalten hatte, denn auf den eisigen Höhen der Berge schienen Schneestürme zu toben, die uns verhängnisvoll hätten werden können.

Meine Maultiere gingen von hier nach Tengyueh zurück. Der Dorfälteste versprach mir, 24 Träger und einige Wegmacher binnen drei Tagen zu besorgen.

Diese drei Tage verflossen sehr rasch. Immer gab es Spannungsmomente, die das Leben zum köstlichen Erlebnis machten.

Als Wundersmann, der gekommen war, allen Kranken zu helfen, hatte ich das Vertrauen der Eingeborenen sehr bald gewonnen. Die Schar dieser Hilfesuchenden war auch nicht gering. Da es sich meistens um vernachlässigte Wunden, Augenentzündungen, Fieber und tiefsitzende Dornen handelte, war ihnen auch leicht zu helfen.

Nach drei Tagen war endlich die notwendige Anzahl Träger beisammen und es ging bei prächtigem Wetter durch die tiefend nassen Urwälder die Berge empor.



## VON BERGURWÄLDERN

Nach Überwindung sehr großer Schwierigkeiten, die mit Maultieren auf keinem Fall hätten genommen werden können, erreichten wir am zweiten Tag, nach Passieren der düsteren Urwälder, freundlichere Höhen, aus denen blühende Rhododendren ein wahres Paradies schufen. Diese Bäume mit ihrem dunklen Laub und den bis zwei Dezimeter im Durchmesser großen Blütensträußen zähle ich nebst dem Goldmohur Indiens zu den schönsten pflanzlichen Geschöpfen, die die Natur hervorbringt. Von der überwältigenden Schönheit immer bezaubert steht man da, wenn man nach Passieren düsterer, das Gemüt bedrückender Urwälder plötzlich dunkelgrünen Hainen von Rhododendren, übersät mit den kopfgroßen, leuchtenden Blütenkugeln gegenübertritt. Wenn dann gar noch einige verspätete Magnolien die Luft mit ihrem süßen, vornehmen Dufte tönen, der bei geschlossenen Augen immer geheimnisvolle Tempel mit schlanken Bajadern hervorzaubert, so kann man sich schönheitstrinkend nur schwer wieder losreißen.

Die nach Westen freie Aussicht zu Peilungen für die kartographischen Aufnahmen benützend, achtete ich nicht auf die Karawane, und als ich endlich fertig war, fand ich mich ganz allein. Sogar den Unteroffizier, der mich sonst wie mein Schatten überall hin begleitete und jede meiner Handlungen beobachtete, war ich los. Kein Lüftchen regte sich, kein Ton war hörbar. Nur das Surren meines Blutkreislaufes glaubte ich bei der absoluten Stille zu fühlen. Das Gefühl fast bedrückender Einsamkeit überkam mich in dieser weiten, weiten, von Menschen schein-

bar verlassenen Welt. Welch unendlichen Frieden strahlte sie aus!

Ein leises Geräusch erweckte mich zur Wirklichkeit. Zehn bis zwölf Schritte vor mir, mit seinem Schweife nervös das Gras peitschend, stand ein schlanker, prächtiger Leopard. Unruhiges Zucken seiner Oberlippe verriet seine Absicht, mir bei der leisesten feindlichen Bewegung seine Zähne zu zeigen. Sein Körper hob sich nur wenig von der mit dürrem Gras durchsetzten Umgebung ab.

Welch packender Anblick!

Kein Gedanke an Gefahr durchzitterte mich, wußte ich doch von vielen Begegnungen, daß dieses Raubtier nie furchtlose, vor ihm nicht zurückweichende Menschen angreift. Er gleicht darin ganz einem Gänserrich oder einem Zwerghündchen. Läufst du vor einem der beiden davon, so zwicken sie dich in die Beine.

Wir schienen einander zu gefallen, denn das gegenseitige Anstarren, das er allerdings des öfteren durch Seitenblicke unterbrach, schien mir schon sehr lange zu dauern. Während dieser Zeit hatte ich meine Hand in wohl unmerklich langsamer Bewegung bis an meinen Browning, die einzige Waffe, die ich bei mir hatte, gebracht, um für alle Fälle vorbereitet zu sein.

Leises Rascheln auf der rechten Seite ließ mich einen blitzschnellen Blick hinwerfen. Dort trat soeben ein zweiter Leopard aus Rhododendren hervor. Ein ganz reizendes Ehepaar, das mir jetzt allerdings etwas unbequem wurde. Kaum hatte ich das gedacht, so machte der



## VON BERGURWÄLDERN

Leopard vor mir einen Seitensprung gegen seinen Genossen und verschwand fast lautlos mit ihm.

Nun eilte ich der Karawane nach. Steil ging es in eine Senkung hinab, durch niedern, dichten Bambusdschungel. Hier hatten die beiden Tiere wahrscheinlich ihren Lagerplatz, aus dem sie durch die lärmenden Träger aufgescheucht worden waren. In einer mit tiefem, schlüpfrigem Lehm gefüllten Rinne, die sehr steil emporführte, holte ich die auf allen Vieren emporstrebende Trägerkolonne ein. Wie dankbar fühlte ich mich dem Urwaldriesen, der uns vor drei Tagen am Weiterkommen gehindert hatte, denn hier wäre die Maultierkarawane bestimmt zusammengebrochen.

Auf einer Lichtung in 2770 m Höhe wurde das Lager aufgeschlagen. In unglaublich kurzer Zeit hatten die Träger zwei große, aus Stangen, Ästen und Gras bestehende Hütten errichtet, in welchen alle Platz fanden. Und als dann überall hochlodernde Feuer alles magisch beleuchteten, angenehme Wärme verbreiteten, das köstlich schmeckende Mahl die Müdigkeit aus den Knochen trieb und das wohlige Gefühl des Daheimseins hervorrief, nahm die sich ewig erneuernde Poesie des Lagerfeuers auch die Lisu gefangen. Leise begann das anheimelnde Tönen der Maultrommeln herüberzutönen. Und dann setzten die so wohlklingenden, melodiösen Lieder dieses sangeslustigen Stammes ein. Sie sangen von dem, was die Herzen der Menschen aller Zeiten und aller Zonen immer am meisten erfüllte, von der Liebe goldner Zeit im Frühling.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Erst spät trat Ruhe ein. Kohlschwarze, sternenlose Nacht lag über den gewaltigen Bergwäldern. Funken- und Flammengarben stiegen von Zeit zu Zeit von den prasselnden Feuern in das absolute schwarze Nichts da draußen. Kein Tierruf, kein Zikadenlärm war in der kalten Vorfrühlingsnacht dieser Berghöhen hörbar. Durch die Talöffnung, über die großen Schneeflocken herauf, wehte eisiger Wind und trieb mich auf mein Lager.

Als ich morgens die Augen aufschlug, herrschte schon reges Leben im Lager. Hell loderten die Lagerfeuer dem im Morgenrot erstrahlenden Himmel entgegen. Kaum war ich aus dem Bette, so kamen die Leute schon um das Gepäck und trieben mich dadurch zu hastigem Frühstück, obwohl es sich hier, in diesem Waldfrieden, nach tiefem, wohligem Schläfe, noch ganz gut eine Weile hätte sitzen lassen.

Durch undurchdringlichen Bergbambusdschungel führte unser Weg, anfangs oft Schneeflächen querend, weiter. Bald gesellte sich ein Bächlein uns zur Seite, das, als humorvoller Weggenosse, unseren Weg vielfach schneidend, uns zu zahllosen Sprüngen zwang. Schließlich nahm es die ganze Breite des Weges ein und besorgte so gründliche Reinigung der seit der gestrigen Tour wenig einladend aussehenden Füße der Träger und meiner Schuhe.

Eine Seitenschlucht nahm uns dann auf. Sie bildete durch versumpfte Stellen, über die Knüppelwege und schlüpfrige Baumstämme führten, durch zahlreiche einmündende Wasserläufe, die gequert werden mußten, durch Felsblöcke, die überstiegen werden mußten, und auch



## VON BERGURWÄLDERN

durch Schnee ein Stück urwüchsiger Natur, über welche man hie und da, um sich Luft zu machen, sehr urwüchsige Namen ausschütten mußte. Ein Träger fiel mit seiner Last, von einem Baumstamm abrutschend, längelang in tiefem Morast. Der tückische Zufall ließ diese Last ausgerechnet einen Zwiebacksack sein, dessen zum großen Teil schwarzgefärbter Inhalt, der durch viele Wochen kein Ende nehmen wollte, mir noch manchen Stoßseufzer entrang. Bald darauf schlug eine andere Last in das schwärzliche Wasser. Der Träger hatte beim Verlieren des Gleichgewichtes die Last einfach fallen lassen, sich selbst aber noch auf dem Baumstamm erhalten können. Diesen Unfall sah ich, was eigentlich kein schönes Charakterzeichen ist, mit vollständigem Gleichmut geschehen, denn die Last bestand aus Koffer und Bettsack meines Dieners. Nur der Zwiebacksack im Morast hatte sehr stark an meine Nerven geklopft.

Wir kamen immer höher. Die ersten Nadelbäume traten auf. Es waren langnadelige, weitausladende, prächtige Schirmtannen, die herzerfreuend an die heimatlichen Bergwälder erinnerten. Der Schnee nahm zu, um schließlich eine ununterbrochene fußtiefe Decke zu bilden, durch die die bloßfüßigen Träger mühselig emporkrochen. Jede Rast wurde von den Leuten benützt, um ihre Füße aus dem Bereich des Schnees zu bringen und sie etwas zu erwärmen.

Endlich waren wir oben. Die Höhe der Irawaddy-Salwin-Wasserscheide war bei 2990 m erreicht. Das Thermometer zeigte + 1,7 Grad.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Ohne Aufenthalt, nur von dem Gedanken beseelt, endlich in wärmere Gebiete zu kommen, ging es in eine Schlucht von außergewöhnlicher Wildheit hinab, die als Kopie im „Freischütz“ auf die Bühne gebracht, dem Publikum das Gruseln lehren würde. Meterlange, triefende Flechten hingen aus den von zahllosen Lianen durchzogenen Urwaldriesen herab. Kreuz und quer ein verwirrendes Bild, gestorbener Wald, der von neuem Leben und vom Winterschnee langsam zur Erde gepreßt wurde. Oben, durch die großen Lücken, blickte ein bleigrauer Himmel, aus dem ruhig sinkende, sich scharf vom Blattgrün abhebende Schneeflocken schwebten, die nach dem Eintauchen in den Wald sich zu Tröpfchen formten und alles mit triefender Nässe überschütteten.

Langsam kroch die Karawane durch das Gewirr des Urwaldes. Tief sanken alle in den auf Ästen und Unterholz liegenden Schnee ein. Oft mußten die Leute sich gegenseitig helfen, wenn Beine durch einengende Äste und nachsinkendem Schnee eingeklemmt, sich nicht befreien ließen. Die ersten Fußverletzungen der Leute kamen vor, wenn sie beim Durchbrechen auf spitze Bruchstellen von Zweigen traten. Die rote Spur im Schnee erzählte von der Gefährlichkeit verschneiter Urwaldwege.

Immer weiter ging es hinab. Der Schnee wurde weniger, dafür nahmen schlüpfriger Lehm, Morast und stufiger Weg alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Und dann, eine Lücke im dunklen Laubdom. Blendende Lichtfülle flutete dort herein. Der Blick schwamm ins Leere. Es war,





Nonnen der Mission von Szerdschou



Missionäre auf Erkundungsfahrt (Rev. Geis und Rev. Frazer)





Die Vorsteher des Klosters Lamasa bei Weihsi



Flatternde Gebete auf dem heiligen Pilgerweg nach Lhasa



als läge dort unten das weite Meer. Beim Näherkommen tauchten aus der Lichtfülle, weit im Hintergrund, sonnbeschienene Schneeketten auf, die das Auge nicht loslassen wollten. Selbst als wir wieder in tiefes Urwalddunkel eingetaucht waren, klang der Blick ins Weite noch immer in mir nach.

Wie verlassen diese Bergwälder waren. Seit zwei Tagen hatte ich weder einen Vogel gesehen noch gehört.

An einer lichterem Stelle unter Rhododendren, wo sich die Wärme bereits bemerkbar machte, wurde Mittagsrast gehalten. Die fußwunden Leute wurden verbunden. Immer wieder betasteten sie den Verband, war doch weiß eine Farbe, die ihnen, mit Ausnahme des Schnees, nie vor Augen kam. Und als dann aufgebrochen wurde, waren sie sorgfältig bemüht, so zu gehen, daß das so schöne Weiß nicht schmutzig werde.

Auf einem Kamm in 2480 m Höhe rasteten wir eine Weile. Fünf bewaffnete Männer, die von weitem schon winkten, krochen steil zu uns herauf. Erwartungsvoll sahen wir ihnen entgegen. Kaum oben, wurden sie von meinen Leuten umringt und erzählten, daß der Taotai, der nach Empfang des Briefes des Unteroffiziers in großer Sorge um mich war, dem Tussu von Tengkung den Befehl erteilt habe, sofort fünf Bewaffnete mir entgegenzuschicken, die mich heil an den Salwin bringen sollten.

Wie wenig die chinesischen Behörden doch das Land und seine Bewohner kannten. Dieses Mißtrauen gegen die Lisu schien mir vollständig unbegründet. Ich hätte mich ohne Eskorte genau so sicher unter ihnen gefühlt als in

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Begleitung so zahlreicher Soldaten. Und ohne militärische Begleitung hätten sich die Eingeborenen sicher viel unbedingener gegeben. Das Verhältnis des Reisenden, auch zu unzivilisierten Stämmen, bestimmt in den allermeisten Fällen der Reisende selbst. Nur unrichtiges Verhalten führt Katastrophen herbei.

In einem offenen, freundlichen Hochtal, mit einigen idyllisch unter Nußbäumen liegenden Hütten, wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Von einem kleinen Hügel neben dem Lager gab es ein wundervolles Bild. Eingerahmt von purpurroten Rhododendren, weißglitzernde Schneeberge, von denen sich dunkelgrüne Waldkämme wie die Zinken eines Rechens in die Tiefe zogen und in der tiefsten Tiefe Stücke smaragdgrüner Bänder, die von weißglänzenden Streifen gequert wurden. Das war der Salwin und die weißglänzenden Streifen waren seine Katarakte.

Ich konnte mich von dem Bilde nur schwer trennen. Tief grub sich seine bezaubernde Schönheit mir ins Gedächtnis. Und dieses Tal wurde, welch häßlicher Kontrast, „Tal der Todesschatten“ genannt. Als Verderben bringend, mieden die Menschen ängstlich seine Tiefe.

Durch eine Anzahl idyllisch gelegener Lisusiedlungen, über Kämme und Hügel ging es steil hinab. Unser Tagesziel, das 100 m oberhalb des Stromes liegende Teng-keng, das mit seinen 28 Hütten sich eines Ansehens erfreute, als wäre es der Hauptort des Salwintales, erreichten wir spät am Nachmittag.

Der Ortsvorsteher, der amtlich den Titel „Tussu“



## VON BERGWÄLDERN

führte, besaß die Vollmacht, Strafen zu verhängen und durchzuführen. Ein eigenes Gefängnis stand ihm sogar zur Verfügung. Er war ein etwa 30jähriger Mann von krankem Aussehen. In der langen Krankengeschichte, die er mir gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft erzählte, spielten Fieber und Dysenterie eine große Rolle. Seines Aussehens wegen hatte ich ihn aber im Verdacht, zu viel des Guten im Gebrauch der Opiumpfeife zu tun und täuschte mich, wie ich bald einsehen lernte, nicht im geringsten.

Eines der drei Zimmer, die mir der Tussu anwies, hatte entzückende Aussicht auf das Stromtal. Obwohl ich mich, hundsmüde wie ich war, sofort auf mein Bett warf, mit der Absicht, vor dem Abendessen nicht mehr aufzustehen, klang mir das Rauschen des Stromes so lockend und zwingend in die Ohren, daß ich ans Fenster mußte. Wohlige warme Luft strömte herein und das herrliche Bild da draußen mit dem hellgrünen Strome, den grünen Feldern und dunkelgrünen Wäldern, den blendend weißen Bergen, dem tiefblauen Himmel und den packenden Linien ließ mich nicht mehr los. Auf dem Fenstergesimse sitzend, verträumte ich die Zeit bis zum Nachtmahl und spann Zukunftsträume.

Im Yamen (Amtsgebäude), so wurde die Gruppe von Gebäuden des Tussu großsprecherisch genannt, ging es am nächsten Tag wie in einem Bienenstock zu. Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von Menschen. Zunächst gab es eine Hochzeit. Die Schwägerin des Tussu heiratete. Posaunenstöße und ununterbrochenes klägliches Ge-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

wimmer von zwei Oboen würzten das, den ganzen Tag währende Festmahl der Hochzeitsgäste. An meine Nerven stellten sie sehr hohe Anforderungen. Dann kamen zwei Beamte aus Yünlongtschou im Auftrag des Taotai zu mir, um mich auf bequemen Wegen nach Weihsi, mein dem Taotai angegebene nächstes Ziel, zu geleiten. Der Weg längs des Salwin sei sehr schlecht und wilde Eingeborene machten ihn unpassierbar.

Dieser Aufforderung konnte ich auf keinem Fall nachkommen, denn was sollte ich jenseits des Mekong in zum großen Teil bekannten Gegenden suchen? Mein Interesse galt dem Salwin und von ihm konnte mich nur die Unmöglichkeit, weiterzukommen, wegbringen. Ich erklärte den beiden ganz energisch, daß ich meinen Weg am Salwin fortsetzen würde und daß ich diese Sache mit dem Taotai ganz genau besprochen habe. Mit diesem Bescheid mußten sie abziehen.

Am nächsten Morgen rückten 50 Mann regulärer Soldaten unter Führung eines Majors hier ein. Als ständige Garnison war ihnen das Dorf Luschan zugewiesen worden, um angeblich die Stämme am Salwin in Botmäßigkeit zu erhalten. Ich hatte aber den Taotai stark im Verdacht, dieselben meiner wegen herbeordert zu haben. Daß mein Verdacht nicht unbegründet war, zeigte sich bald darauf. Zwei Visitenkarten wurden hereingebracht. Dann erschien der Major der Truppe und ein Beamter. Sie brachten die Nachricht, daß der Taotai nach Yünlongtschou geschrieben habe, mich nicht nach Norden ziehen zu lassen, da die Gegend zu gefährlich sei. In



grellen Farben wurde mir dann ausgemalt, was mich alles im Norden erwarte. Es gäbe keine Nahrungsmittel und selbst Chinesen wagten sich nicht hin.

Ich berief mich auf meinen Routenpaß, der vom Taotai ausgestellt worden war. Ja, hieß es, der Taotai kenne diese Gegend nicht und habe Informationen eingeholt. Nach Erhalt derselben habe er seine Einwilligung widerrufen.

Davon sei mir nichts bekannt und ich würde auf jeden Fall von der mir persönlich erteilten Erlaubnis, am Salwin nach Norden zu ziehen, Gebrauch machen.

Nun meinten sie, ich möge 14 Tage hier in Tengkung bleiben, bis sie neue Befehle aus Tengyueh erhielten. Das hätte für mich so viel wie Aufgeben der Reise bedeutet. Es galt so rasch als möglich aus dieser Umgarnung loszukommen und freiere Gegenden zu erreichen.

Auch mein von der chinesischen Regierung in Peking ausgestellter Paß brachte keine Sinnesänderung bei den beiden Beamten hervor. Erst als ich drohte, daß ich bei Behinderung der Weiterreise sofort nach Peking telegraphieren wolle, wurden sie unsicher und erklärten sich schließlich mit meiner schriftlichen Erklärung zufrieden, daß ich die chinesische Regierung für kein Unheil, das mir im Norden widerfahren würde, verantwortlich mache und bei Verlust von Hab und Gut keine Ersatzansprüche stellen wolle.

Diese Verhandlungen dauerten volle zwei Stunden. Sie zeigten mir aber auch wieder, in welchem üblem Ruf die Lisu standen.

Nachmittags kam eine sonderbare Nachricht hier an.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Zwei Europäer sollten weiter im Norden das Gebirge überschritten haben und an dem Salwin weilen. Mit welcher bewundernswerter Schnelligkeit verbreiteten sich Nachrichten in diesen weglosen Gegenden.

Am nächsten Tag hatte ich endlich meine 24 neuen Träger, es waren ausschließlich Lisu, beisammen, und in Begleitung von nur zwei Soldaten ging es nach Norden. Am zweiten Marschtage erreichte ich das 1620 m hoch gelegene Bergnest der Lisu, Maodschao.

In welcher großartige, zerfurchte, zerrissene Bergwelt war ich hier geraten! Von beschneiten Spitzen oben liefen dunkle Urwälder, anfangs mit fast ebener Oberfläche, steil dem Tale zu. Immer unebener wurde ihre grüne Decke, immer tiefer, schroffer gruben sich Furchen in sie hinein, bis sie endlich nur noch aus wildem Auf und Ab bestand, in dem wuchtige Felswände immer mehr die Herrschaft übernahmen. Der Wald duckte sich tiefer und tiefer, als wollte er ganz versinken, denn kahle, zackige Grate fraßen sich in ihn hinein. Und zwischen diesen steilen Graten lagen tiefe, dunkle Schluchten versunken, in denen tobende Wassermassen in tollem Tanze dem Salwin zusprangen.

Das war eine wilde Bergwelt und ungehemmter, freier wurden auch die Menschen in ihrem Tun und Treiben.

So war also das Land der Lisu, in welchem ich meine erste Bekanntschaft mit Missionären machen sollte.

Im Hause des Dorfältesten hatte ich Nachtquartier gefunden. Sehr früh am nächsten Morgen drangen in den Morgenschlummer, der nach einer mitgemachten Tanz-



unterhaltung unter den Lisu ganz besonders süß war, laute Rufe von draußen. Eine Stimme rief dort meinen Namen und wünschte guten Morgen. Was für ein sonderbarer Traum das war! Und diese Stimme, in die sich bald eine zweite mischte, hörte nicht auf zu rufen.

Langsam schälte ich mich aus dem Traumland. Doch des Rufens draußen war kein Ende. Schlaftrunken kam mein Diener herein und sah mich mit wirren Blicken an. Das konnte doch nicht Wirklichkeit sein! Wer sollte in diesem wilden Bergland meinen Namen kennen und nach mir verlangen! Dann wurde an die Wand geklopft und wieder hieß es: „Get up!“ Nun erst sprang ich im Schlafanzug durch den Mittelraum zur Tür und öffnete. Und draußen standen, leuchtenden Gesichtes, zwei Europäer, die meine Hände erwischten und schüttelten, daß die letzte Schläfrigkeit davonflog.

War das eine Freude!

Der Frühstückstisch wurde gedeckt und bei einigen Tassen guten Kaffees, versüßt mit Kondensmilch, und österreichischem Zwieback als Zuspeise, Genüsse, an die sich die beiden gar nicht mehr erinnern konnten, begann ein so reges Erzählen, wie es sonst nur beim Kaffeeklatsch holder europäischer Weiblichkeit vorzukommen pflegt.

Die beiden waren Missionäre. Rev. Frazer von der Mission in Tengyueh und der in ganz Oberburma bekannte Rev. Geis, der Vater der Tschingpaw, wie er allgemein genannt wurde, von der Mission in Myitkyina. Die beiden hatten gemeinsam eine Erkundungsfahrt unter die Lisu unternommen, um auszukundschaften, ob es

nicht möglich wäre, eine Missionsstation unter diesem Stamm zu errichten. Ihre Begleitmannschaft waren lauter verlässliche Eingeborene aus Burma, ohne welche diese Fahrt nicht möglich gewesen wäre. Über Pienma und Gutang waren sie über die Berge nach China gekommen und hatten auf Nebenwegen, um den chinesischen Behörden nicht in die Hände zu kommen, den Salwin erreicht. Hier trat ihnen die Bevölkerung bereits sehr feindlich gegenüber. In Maodschao mußten sie außerhalb des Dorfes übernachten. Ja, es war ihnen nicht einmal erlaubt worden, innerhalb des Dorfrayons ihr Frühstück zu kochen. Ihren Besuch bei mir wagte der Ortsvorsteher nicht zu verhindern, da ich nach seiner Ansicht ein besonderer Freund des Taotai war, und ihm in Berichten unangenehm werden konnte.

Nur zu rasch verfloß die Stunde, die sich die beiden hier gönnten. Besonders Geis, der sein Leben unter den primitiven Maru-Katschin zugebracht hatte und der die Psyche unzivilisierter Stämme genau kannte, drängte zu raschem Aufbruch. Da sie die Lisusiedlung Luschan, wo bereits die 50 Mann Militär Einzug gehalten hatten, meiden mußten, gab es für sie eine Tagestour, zum Teil weglos, von unbeschreiblicher Mühseligkeit.

Überaus herzlich war der Abschied. Eine Strecke Weges begleitete ich sie. Sie bildeten mit ihrer Begleitung von Eingeborenen eine sehr malerische Gruppe. Frazer in chinesischer Tracht mit aufgespanntem Sonnenschirm, an den bloßen Füßen primitive Sandalen und einen langen Bambus als Wanderstab in der Hand und der Amerikaner



Geis in vollkommen salonunfähigem Anzug mit umgehängter gestickter Katschintasche und einer Armbrust auf der Schulter. Ich mußte beide ihres Mutes wegen, als Missionäre diesen verrufenen Stamm aufzusuchen, bewundern.

Unter den Berufen, die in hochprozentigen Gefahrenzonen liegen, steht der eines Missionärs in China an einer der ersten Stellen. In keinem Lande unserer Erde sind im letzten Jahrhundert so viele Sendboten des Christentums eines gewaltsamen, oft sehr martervollen Todes gestorben wie in China. Wenn wir weiter bedenken, daß das Bekehrungswerk an und für sich zu den schwierigsten Aufgaben zu zählen ist, die Menschen sich stellen können, und daß das Bekehrungswerk, speziell in China, bei dem uralten, durch und durch konservativen Volk der Chinesen auf doppelte Schwierigkeiten stößt, dann kann man jenen Männern, die immer und immer wieder die Lücken in der Schar der Missionäre in China ausfüllen, seine Bewunderung nicht versagen.

Umbrandet von den Wogen des gegenwärtigen grausamen Zeitgeschehens liegen die zahlreichen Missionsstationen. Sie sind Stätten, die seit jeher von Mandarinen und Literaten gehaßt wurden und denen man immer die größten Schwierigkeiten in den Weg warf. Bringen sie doch eine andersgeartete, ihnen allen verhaßte Bildung, wecken sie doch den Sinn der Bevölkerung für Gerechtigkeit und menschenwürdige Behandlung und schmälern dadurch das Einkommen vieler Beamten, die einen weiten und offenen Beutel haben. Weiters nehmen die Mis-

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

sionsspitäler tausenden Quacksalbern und Drogisten ihr Einkommen. Zu dem Haß dieser Schichten der Bevölkerung gesellt sich dann noch die leider nur zu oft begründete Verachtung europäischer Kultur. Die Schattenseiten dieser Kultur werden denkenden Chinesen in den großen Städten in weit höherem Maße vor Augen geführt als ihre Lichtseiten und sind durchaus nicht geeignet, Liebe zu dieser Kultur zu wecken. Zu diesen Schattenseiten zähle ich den rücksichtslosen Wettbewerb der Kaufleute, die Eifersucht der Westmächte untereinander, aber auch die bedauerliche Zersplitterung der verschiedenen Missionen, den Mangel an Eintracht und Wohlwollen zwischen Katholiken und Protestanten. Daß zudem das Leben einer großen Anzahl Europäer in China nur selten den Ansprüchen christlicher Moral entspricht, ist eine weitere bedauernswerte Tatsache. Sind doch unter den Europäern daselbst nur selten Vertreter wahrer Geistes- und Herzensbildung zu finden, vielmehr nur zu oft Menschen, die Gewinnsucht und Genußsucht hergetrieben hat. Aus allen diesen Umständen fühlt sich die denkende Mehrheit des chinesischen Volkes weit mehr abgestoßen als angezogen.

Das allergrößte Hindernis aber, das sich der Ausbreitung des Christentums in China entgegensetzt, liegt in einem Bestandteil der Religion der Chinesen begründet. Es ist die Ahnenverehrung. Sie ist das religiöse Bindeglied, welches alle Volksklassen vereinigt und in der Brust eines jeden Chinesen tief religiöse Gefühle hervorruft. Sie greift mächtig in das gesellschaftliche Leben des Volkes



ein, beeinflusst alle Sitten und Gewohnheiten, Richterprüche, Beamtenernennungen, ja früher, zur Zeit des Kaiserreiches, sogar die Wahl des Thronfolgers.

Diese Ahnenverehrung äußert sich im großen und ganzen in harmlosen, in gewissem Sinne sogar verdienstvollen Formen der Ehrfurcht für die gestorbenen Angehörigen.

Durch die Lehre, daß Krankheit und jedes andere Unglück, das Menschen befallen kann, nur Strafe dafür ist, weil die Lebenden sich um die Toten nicht gekümmert haben, wurde das gesamte Volk zu ehrerbietigen Untertanen der Toten.

Diese Ahnenverehrung ist so tief im Herzen des Volkes eingewurzelt, daß man sich China ohne sie gar nicht denken kann. Zerriß dieses die Menschen verbindende Band, so müßte das Reich in Stücke fallen und das vielfach so innige Familienleben in Brüche gehen.

Da das Aufgeben dieser Ahnenverehrung eine Forderung katholischer und protestantischer Missionäre bildet, können wir ermessen, welch gewaltiges Hindernis sie für die Ausbreitung des Christentums darstellt.

Kluge Missionäre gestatteten später die Beibehaltung der Ahnenverehrung. 1651 gab sogar der Papst seine Zustimmung. Die Folge davon war eine weite Ausbreitung des Christentums. Dann kamen aber wieder weltfremde Mönche, die durch das Verbot dieser Verehrung Zank und Hader unter den Missionen hervorriefen, die schließlich in großen Christenverfolgungen endeten. 1722 wurde das Christentum fast vollständig vernichtet.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Auch die lokalen Pöbelkrawalle erwiesen sich für die Christen als sehr gefährliche Zeiten. Nicht weniger als 30 solcher Aufstände sind zu verzeichnen. 1891, 1893, 1895 waren sie besonders arg. In Kutscheng allein wurden damals elf der Mission angehörige Ausländer massakriert. Am selben Tag wurden in Jentschou zwei Priester hingschlachtet. Der letzte große Boxeraufstand 1900 kostete sehr vielen Sendboten das Leben. Von englischen Missionsfamilien starben 70 Erwachsene und 28 Kinder, von amerikanischen 24 Erwachsene und 8 Kinder, von schwedischen 40 Erwachsene und 6 Kinder den Märtyrertod. Katholische Missionäre sind in diesen Zahlen nicht eingeschlossen. Der Gouverneur von Schansi konnte sich rühmen, den Befehl zur Abschachtung von 60 Missionären gegeben zu haben. Bei der unberechenbaren Grausamkeit der mongolischen Rasse werden von diesen Getöteten nur wenige eines raschen Todes gestorben sein. Um diese Grausamkeit nur etwas zu charakterisieren, muß ich den Fall „Bischof Hammer von Kuei-ho-tscheng“ anführen. Dieser, ein alter 70jähriger gebrechlicher Greis, sandte bei Beginn der Wirren im Jahre 1900 die Priester seines Sprengels durch die mongolischen Wüsten nach Norden, um sie zu retten. Er selbst blieb als oberster Hirte bei seinen chinesischen Christen. Als die Wirren in der Stadt ausbrachen, holte ihn der Pöbel aus seinem Hause und riß ihm den Bart aus. Dann wurde er von Soldaten auf öffentlichem Platze ausgepeitscht. Schließlich zog man ihm Ketten unterhalb der Schlüsselbeine durch und schleifte ihn, nackt und bloß, unter dem höl-



lischen Hohnlachen des Pöbels durch die Straßen. Dieses Schauspiel wiederholte man mehrere Tage. Erst nach acht Tagen wurde er von diesen unsagbaren Qualen erlöst.

Doch wenden wir uns freundlicheren Bildern zu.

Nach wochenlanger Wanderung unter dem Stamme der Lisu, später unter den Mintschias, war ich in die letzte chinesische Stadt gegen Tibet, nach Weihsi, gekommen. Hier war es, wo ich zum erstenmal mit eingeborenen Christen in Berührung kam. Unter den Kranken, die sich täglich in großer Anzahl vor meiner Behausung einfanden, war eines Tages ein junges Mosomädchen mit stark entzündeten Augen. Durch ihr besonders reinliches Aussehen fiel sie mir auf. Im Gespräch erfuhr ich, daß sie Christin sei und daß hier in der Stadt noch vier Christen wohnten, die sogar eine eigene Kirche besaßen. Jeden Monat käme einmal der Priester der Missionsstation von Hsiau-Weihsi hierher und halte Gottesdienst ab.

Mein Interesse galt zunächst der hiesigen katholischen Kirche. Aus der Beschreibung des Mädchens konnte ich mir nur ein ganz unklares Bild machen, doch erwartete ich immerhin ein freistehendes Gebäude vorzufinden, das von außen schon als Kirche, mindestens als Kapelle kennbar war. Wie ganz anders war die Wirklichkeit. Durch enge, oft nur einen Meter breite Gäßchen führte mein Weg. Die Seiten derselben bildeten überall hohe Lehm-mauern, die zum Teil mit geschwungenen Ziegeldächern gedeckt waren. Sehr schmale, überall fest verschlossene Türen führten auf beiden Seiten durch die Mauern in enge Höfe, in denen die einfachen Holzhäuser standen.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Totenstille herrschte hier in dieser engen, zusammengedrängten Welt. Hier schien alles das mächtig tobende Leben draußen in der Welt verschlafen zu haben und noch im Altertum zu träumen. Ein Mantel tiefer Romantik lag über dem Ganzen.

Nach kurzer Wanderung blieb mein Führer an einer der schmalen Holztüren stehen und klopfte dreimal an. Durch die Ritzen der Tür wurde ein Mann sichtbar, der uns genau musterte. Der Holzriegel wurde auf die Seite geschoben. Als Europäer wurde ich von dem Kirchenwächter auf das freundlichste begrüßt und dann stand ich in einem sehr engen Hof, dessen Seiten von Hütten gebildet wurden. Vor mir kauerte ein niederes Holzbauwerk im Ausmaße von etwa 4 : 5 m. Eine rohe Brettertür führte ins Innere. Ich war in der katholischen Kirche von Weihsi.

An der Stirnseite ein primitiver, weiß gedeckter Tisch mit Kruzifix und zwei Leuchtern. An der Wand in einfachen Holzrahmen zwei billige Farbendrucke, Heilige darstellend. Wand und Decke über und über mit Zeitungspapier als Tapeten beklebt, rechts neben dem Altar, auf bloßer Erde, ein Strohsack mit Wolldecke. Er war das Nachtlager des Priesters an Messetagen.

So nüchtern und selbstverständlich hier, am Ende Chinas, das alles aussah, war es dennoch ein in die Tiefe der Seele dringendes Erlebnis. Der armselige Raum schien ein mit kindlicher, tief zu Herzen gehender Frömmigkeit gefüllter Akkumulator zu sein, der geheimnisvolle Saiten der Seele zum Schwingen brachte. Im Geiste tauchten



Bilder aus den ersten Tagen des Christentums in Rom auf. So ähnlich mögen die Gebetsräume der ersten Christen daselbst ausgesehen haben. Kindheit des Christentums hier wie dort.

Am nächsten Tag schon befand ich mich mit nur zwei Trägern, begleitet von zwei Soldaten, die der Mandarin mir aufgenötigt hatte, auf dem Weg nach Hsiau-Weihsi, um den dortigen Missionär aufzusuchen, die Station kennenzulernen und für mich wertvolle Informationen für den Weitemarsch zu holen. Am zweiten Marschtag kam ich dort an.

Hsiau-Weihsi gehört zur „Mission du Thibet“, einem Zweig der großen französischen „Missions étrangères“. Sie ist jene Missionsgesellschaft, die im Verhältnis zur Zahl ihrer Mitglieder die meisten Märtyrer aufzuweisen hat.

Es war ein Sonntag, als ich mich der Missionsstation näherte. Oben am Rand der Terrasse, auf der der Ort lag, empfing mich mit lauten Begrüßungsworten eine Schar sonntäglich gekleideter Mädchen und Kinder. Freude über den unerwarteten Besuch eines Europäers, wahrscheinlich hielten sie mich für einen Missionär, leuchtete aus aller Augen. Ich wurde von ihnen umringt, als wäre ich ein längst Bekannter, und im Triumphzug zur Missionsstation geleitet.

Imponierend erhoben sich aus den 60 bis 70 primitiven, brettergedeckten Holzhütten des Dorfes die Gebäude der Mission. Mauerumschlossen gaben die im chinesischen Stil erbauten, außen mit Ornamenten und Fresken geschmückten Bauwerke der tief zerklüfteten

Gegend einen ganz eigenartigen Charakter, nahmen ihr die Fremdheit und brachten Heimlichkeit ins Bild.

Freudestrahlend kam Pater Monbeig, ein etwa 40jähriger Mann mit langem, schwarzem Barte, mir entgegen. War ich doch der erste Europäer, der ihn hier aufsuchte.

Wieder war es ein ganz sonderbares Gefühl, als ich den engen Hof durchschritt und das Wohngebäude betrat. Gähnende Einsamkeit schien alles, Boden, Wände, Ecken, Tür und Fenster auszustrahlen. Jeder Gegenstand, selbst die Luft in den Räumen ließ eine sorgende, liebende Hand für den einsamen, hierher verwehten Missionär vermissen. Alles strahlte bitterkalte Entsagung aus. Und als mir dieser vereinsamte Sendbote des Christentums gar sagte, daß er das Gelübde ablegen mußte, nie mehr nach Europa zurückzukehren, als er mir von seinen alten Eltern in Frankreich erzählte, von den Tagen seiner Kindheit sprach, konnte ich ermessen, welch felsenfester Glaube, welche eigenartige Seelengröße dazu gehört, den Beruf eines Missionärs in China zu erwählen.

Mittags war ich bei ihm zu Gast. Stark verrostete Gabeln und Löffel lagen auf dem Tisch. Man sah ihnen an, daß sie nie gebraucht wurden. Unbeholfen hantierte Pater Monbeig mit ihnen, um sie schließlich wegzulegen und nach den gewohnten chinesischen Eßstäbchen zu greifen. Ja, meinte er, langer, zum großen Teil ergebnisloser Kampf gegen die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen macht uns so müde, daß wir unser eigenes Wesen als Europäer, aus Selbsterhaltungstrieb, schließlich aufgeben müssen und den Eingeborenen ähnlich werden.



Im großen Garten gabs ein Orangenbäumchen, einen Weinstock, sogar eine Bananenstaude, die aber nie Früchte trug, und zahlreiche ungepflegte Beete. Man sah ihnen allen an, daß ein müder, in sein Schicksal ergebener Mensch hier wohnte.

Am nächsten Morgen besuchte ich den Gottesdienst. In der großen, geräumigen Kirche, in der wohl 100 Gläubige Platz gefunden hätten, waren etwa 30 Andächtige, meistens Kinder. Anstatt der Kirchenbänke gab es nur vierkantige Balken, die zum Knien und zum Sitzen dienen konnten. Wein und Wasser standen auf dem Altar in kleinen Medizinfläschchen mit abgebrochenem Halse. Ein Chinesenjunge ministrierte stumm dem Priester beim Gottesdienst. Und die Kinder sangen. Während vor der Wandlung noch eine einfache, von allen angestrebte Melodie zu erkennen war, schien nach der Wandlung jedes einzelne Kind auf eigene, von den andern unabhängige Weise Gott zu lobpreisen. Rührend hilflos klangen die dünnen Kinderstimmen durch den weiten Raum. Mich aber erfüllte eine viel andächtigeren Stimmung, als ich sie je in den goldglänzenden Domen Europas gefühlt hatte.

Nach dem Gottesdienst führte mich Pater Monbeig noch in die Schule. Die Lehrerin aus dem Stamme der Moso stellte mir fünf ihrer Zöglinge und — eine Nähmaschine vor, die der Stolz aller war, wenigstens strich sowohl die Lehrerin wie jedes der Mädchen liebkosend mit der Hand darüber.

Nachmittags nahm ich Abschied. Pater Monbeig versprach mir für die nächsten Tage seinen Besuch in Weihsi.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Er traf auch nach einigen Tagen mit sechs jungen Mädchen, die er nach Yünnanfu in die Schule bringen mußte, wo sie zu Lehrerinnen ausgebildet werden sollten, in Weihsi ein. Stark fiebernd führte ihn sein erster Weg zu mir. Er erzählte mir, daß sein Stellvertreter, Pater Nußbaum, ein Deutsch-Elsässer, bereits eingetroffen sei, der sich schon sehr darauf freue, mich kennenzulernen. Am nächsten Morgen brach Pater Monbeig mit seinen Schützlingen zu seiner weiten, gefahrvollen, vier Wochen dauernden Hinreise in die Hauptstadt der Provinz auf, und ich zog mit zwölf Maultieren und einer Eskorte von vier Soldaten nach Norden.

Am zweiten Tag, kurz vor Mittag, sah ich auf dem schmalen Karawanensteig im Tahotale einen auffallenden Reiter daherkommen. Ganz in Weiß gekleidet, leuchtete er schon von weitem durch die felsige Landschaft. Als er näher kam, sah ich einen langen, blonden Bart und winkende Hände. Es war Pater Nußbaum. Er war auf dem Weg nach Weihsi, um dort Gottesdienst abzuhalten und mich aufzusuchen. Und der böse Zufall wollte es, daß wir hier, mitten auf dem Weg zueinander, uns begegneten. Tränen liefen ihm über die Wangen in seinen langen Bart, als er seine Muttersprache hörte. War es doch seit zwölf Jahren das erstemal, daß er wieder deutsche Worte vernahm. Unbeholfen kamen die ersten Sätze über seine Lippen. Nur zu rasch verflog eine Stunde und obwohl wir einander noch viel zu sagen und zu fragen hatten, mußte geschieden sein, damit er noch vor Nachteinbruch Weihsi erreiche und ich meine Karawane einholen könne.



Fünf strapazenreiche Märsche durch die Schluchten des Mekong brachten mich in die Nähe der tibetischen Grenze. Die Talwände des Flusses reichten steil aufsteigend bis über 5000 m zu eisigen Spitzen empor, zwischen denen der Paß Siela an den Salwin führte. Es ist dies jener Paß, nach welchem Mönche vom St. Bernhard, Zeitungsnachrichten zufolge, gezogen sind, um daselbst ein ähnliches Hospiz wie am St. Bernhard zu errichten.

Und dann kam ich zu dem Bambusseil, das die einzige Verbindung mit der französischen Missionsstation Szerdshong, die bereits 2050 m hoch liegt, darstellt.

Seilbrücken! Welch abenteuerliche, aufregende Fahrten über solche Brücken tauchen doch in meinen Erinnerungen auf! Oft in Turmhöhe führen sie an eingeengten Stellen des Stromes über die Wirbel der zusammengepreßten Wassermassen.

Primitive Verbindungsmöglichkeiten der beiden Ufer des Stromes, wie sie primitiver gar nicht gedacht werden können, sind es.

Es gibt einfache und doppelte Seilbrücken. Bei ersteren ist ein starkes Bambusseil horizontal über den Strom gespannt. Um eine solche Brücke benutzen zu können, muß man ein Liu-bang, ein Schleifholz, besitzen. Es ist dies ein halbzyllindrisches, einem Dachhohlziegel ähnliches Holz, das auf das Seil gesetzt wird. Mittels eines langen, durch eine Öse des Holzes gesteckten Riemens befestigt man sich daran. Im Riemen hängend, gleitet man bei einfachen Seilbrücken bis an die tiefste Stelle des in einem flachen Bogen über den Strom gespannten Seils. Die übrige

Strecke muß man sich in mühseliger Arbeit emporhangeln. Solche einfache Seilbrücken können nur von Menschen benützt werden.

Soll eine solche Brücke auch zur Beförderung von Tieren und Lasten benützt werden, so sind zwei Seile notwendig, die so gespannt werden, daß die Abfahrtsstelle 6 bis 8 m höher liegt als die Landestelle, sie also eine schiefe Ebene bilden. Jedes Seil ist also nur in einer Richtung benützbar.

Benützt man eine solche Brücke zum erstenmal, so schreien dem Neuling die Eingeborenen die Verhaltensmaßregeln ununterbrochen in die Ohren. Diese sind ja selbstverständlich. Das Seil darf, solange Fahrt vorhanden ist, nicht berührt werden, sonst würde die Haut durch das schiefrige Seil in Fetzen abgerissen werden. Die Hände kommen entweder auf die Holzschleife zu liegen oder umfassen den Riemen unterhalb derselben.

Wenn man eine derartige Fahrt zum erstenmal unternimmt und auf die tief unten wirbelnden Wassermassen blickt, so fühlt man wohl eine Beschleunigung der Herz-tätigkeit. Das ist aber nur das erstemal der Fall. Später machen derartige Fahrten immer großes Vergnügen. Das Abheben der Beine vom Boden genügt, um in die Luft, über den Abgrund unten, hinauszufliegen. Starkes Vibrieren des Körpers, hervorgerufen durch die Unebenheiten des Seiles, Rauchgeruch, verursacht durch die Reibung der Holzschleife und ein blitzartiges Vorübergleiten des Flusses ist alles, was die Fahrt wahrnehmen läßt. War das Seil gut gespannt, so erreicht man mühelos die kleine



Terrasse, die sich am Landungsplatz meistens befindet. Bildete das Seil aber einen zu großen Bauch, so wird die Fahrt frühzeitig gehemmt und man hat die restlose Strecke in recht anstrengender Arbeit emporzuhangeln.

Die Gepäckstücke, die über den Fluß befördert werden, passieren die Brücke mit großer Schnelligkeit. Sie werden am jenseitigen Ufer durch einen über das Seil geworfenen Riemen aufgefangen. Die Maultiere erhalten die Riemenschlingen unterhalb des Bauches und der Brust durchgezogen. Erreicht ein solches Tier nicht ganz das jenseitige Ufer, was ziemlich häufig vorkommt, so fährt ihm ein Mann mit langem Riemen entgegen und befestigt denselben an dem Tier. Die restliche Strecke wird es sodann emporgezogen.

Die Reibung der Holzschleife am Seil ist besonders bei schweren Maultieren sehr groß. Eine Rauchwolke begleitet das hinüberschießende Tier auf der ganzen Strecke. Um diese Reibung zu verringern, fährt nach jedem zweiten Tier ein Eingeborener über die Brücke, der während der Fahrt ein Mundvoll Öl auf das Seil pustet.

Als wir bei dieser Seilbrücke angekommen waren, feuerte ich zwei Schüsse ab, um den Missionär auf das Kommen von Gästen aufmerksam zu machen. Dann ließ ich abladen, entlohnte die Maultiertreiber, die sofort nach Süden weiterzogen.

Von der Missionsstation, die auf einer Terrasse am jenseitigen Ufer lag, und auch vom Orte Szerdschong war keine Spur zu sehen. Die Gegend schien vollständig menschenleer zu sein.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Da wir kein Schleifholz mit den dazugehörigen Riemen besaßen, konnten wir die Brücke nicht benützen. Und so saß ich nun mit meinen Leuten und mit zwölf Maultierlasten an dem sehr schmalen Karawanenpfad in scheinbar recht ungemütlicher Lage und wartete auf eine von selbst kommende Lösung. Dieses Warten schien aber aussichtslos zu sein. Es blieb wohl nichts anderes übrig, als den Versuch zu wagen, das eiskalte Wasser und die Wirbel des Stromes zu durchschwimmen und Beistand von der Missionsstation zu holen. Als ich bereits unten am Ufer stand und mich meiner Kleider zu entledigen begann, rief mir mein Diener von hoch oben zu, daß er ganz oben eine Hütte entdeckt habe. Damit schien eine neue Lösungsmöglichkeit gegeben. Eine volle Stunde dauerte es, bis der hinaufgeschickte Bote den Besitzer derselben herabbrachte. Als der Mann erfahren hatte, worum es sich handelte, erklärte er sich sofort bereit, den Missionär zu verständigen. Sein ölfeuchtes Schleifholz ließ ihn in wenigen Sekunden am anderen Ufer landen. Und dann dauerte es noch eine halbe Stunde, bis am Rand der Terrasse eine Anzahl Leute, mit dem Missionär an der Spitze, im Eilschritt herankam. Schon von weitem winkte er uns begrüßend zu.

Ich hatte gehofft, Pater Nußbaum hier zu treffen, sah mich aber enttäuscht. Nicht der blondbärtige Pater Nußbaum wurde drüben sichtbar, sondern ein schwarzbärtiger Europäer kam heran. Pater Ouvrard, der, mit einer Anzahl Holzschleifen versehen, sofort über den Strom fuhr, begrüßte mich nicht weniger freundlich. Die Herz-



## VON BERGURWÄLDERN

lichkeit, die aus seinen Worten strömte, war so wohltuend, daß ein Gefühl, das an die Heimat erinnerte, über mich kam. Und als ich dann bald darauf am anderen Ufer stand, brachte Pater Ouvrard eine Flasche Wein zum Vorschein und kredenzte mir einen Willkommentrunk. Hei, wie das in der Gluthitze des Tales mundete!

Und dann ging es nach Szerdschong. Erst als wir in unmittelbarer Nähe des Ortes waren, wurde die durch Nußbäume verdeckte Missionsstation sichtbar. Und bald darauf saß ich in einem freundlichen, geräumigen Zimmer mit Tisch und Sesseln und fühlte mich von europäischer Behaglichkeit umfassen.

Szerdschong ist ein kleines Dorf auf der ebenen, aber feuchten Terrasse, etwa 80 m oberhalb des Mekong gelegen. Die Bevölkerung setzt sich aus Tibetern, Moso, Lisu, Mintschia und aus Mischlingen dieser Stämme zusammen. An der Peripherie des Ortes liegt die große, von einer Mauer umgebene französische Missionsstation. Die solid gebaute, geräumige Kirche, deren Inneres aus Mittelschiff und zwei Seitenschiffen besteht, hat einen stumpfen Turm. Eine für die Weltabgeschiedenheit des Ortes verhältnismäßig große Glocke, „St. Anna Thibesti 1910“, befindet sich auf ihm. Die großen Wohn- und Wirtschaftsgebäude um die Kirche sind in chinesischem Stil erbaut. Ganz fremdartig muten diese soliden, ausgedehnten Bauwerke in der Nachbarschaft von meistens verlotterten Hütten und Häusern an.

Innerhalb der Missionsstation wohnte auch eine An-

zahl eingeborener Nonnen, die als Lehrerinnen der christlichen Jugend tätig waren.

Die hier oft wechselnden Missionäre schienen nicht die geringsten medizinischen Kenntnisse zu besitzen. An Medikamenten besaßen sie nur Chinin, sonst nichts. Deshalb war gleich am ersten Tag meiner Anwesenheit der Zustrom an Kranken sehr groß. Vernachlässigte Wunden und bösartige Augenentzündungen, die eine Folge der hier außergewöhnlich starken Fliegenplage waren, bildeten hauptsächlich die Leiden der Hilfsbedürftigen. Ihnen war in den meisten Fällen leicht zu helfen.

Täglich gab es morgens Gottesdienst. Etwa 50 bis 60 Andächtige, die auf den niedern Balken, die die Bänke ersetzten, hockten, sangen während der Messe ihre durchaus nicht unangenehm klingenden Weisen.

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes machte ich unter Führung von Pater Ouvrard einen Ausflug nach den, eine Stunde weiter im Süden liegenden Ruinen von Tsukou, der 1905 von den Tibetern zerstörten Missionsstation. Aus allen Hütten, die wir auf dem Weg dorthin passierten, schallte freundlicher Gruß. Die Missionäre verstanden es jedenfalls, sich die Liebe und Achtung der Eingeborenen zu erwerben.

Auf kleiner Terrasse lagen die rauchgeschwärzten Mauern der ehemaligen Missionskirche. Daneben befanden sich die Gräber der beiden ermordeten Missionäre, Pater Dubernals und Pater Burdoneks. Welch fürchterliche Tragödie muß sich hier abgespielt haben, als in dunkler Nacht der Ort überfallen und sämtliche Christen er-



barmungslos niedergemetzelt wurden. Der eine der Missionäre, der Glück hatte, wurde auf der Flucht erschossen. Der unglückliche andere, der gefangengenommen worden war, wurde durch drei Tage zu Tode gemartert.

Einige hundert Meter weiter im Süden lagerte in jener Nacht der englische Botaniker Forrest. Durch das wilde Schreien aus dem Bett getrieben, und durch den Flammenschein der brennenden Mission und des Dorfes und seinen herbeistürzenden Diener zu höchster Eile angetrieben, floh er, bloßfüßig und im Schlafanzug durch die weglose Wildnis des rechten Mekongufers, sich ständig verfolgt glaubend, nach Süden. Tagsüber sich verborgen haltend und nachts wandernd, kam er nach zwölf Tagen, halb verhungert und nur noch in Fetzen gehüllt, bei der Missionsstation Hsiau-Weihsi an. Forrest hat seit jenem Ereignis nie mehr den Mekong besucht, obwohl er ständig in China lebte.

Über Betreiben Frankreichs wurde als Sühne für das Verbrechen von Tsukou, bei dem über 200 Christen ermordet wurden, von chinesischen Truppen das große tibetische Kloster von Atentze, drei Tage weiter im Norden gelegen, niedergebrannt und von der chinesischen Regierung die neue Missionsstation Szerdschong erbaut.

Nach Überschreiten des 4100 m hohen Lenagopasses kam ich durch unbekanntes Gebiet an den Jangtsekiang und schließlich in die große chinesische Stadt Likiang. Hier besuchte ich die groß angelegte britische Mission, die bereits seit zwei Jahren bestand. Der Missionär mit Frau und Kind und einer schottischen Schwester waren

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

die einzigen Christen der großen Stadt. Nach den Worten des Missionärs sollen aber bereits einige Bewohner der Stadt Interesse für das Christentum zeigen.

Wieder Wochen später war ich viel weiter im Süden. Die Regenzeit hatte bereits begonnen. Alle Tage rieselte einförmiger Regen aus dunkelgrauen Wolken, die auf den Bergen wie nasse Schwämme lagen. In einer Schlucht südlich von Hsi-jin-kai, in der zahlreiche Kakteen mit ihren nassen Blättern das wenige Licht widerspiegelten und so etwas Leben in die trostlose Müdigkeit der Gegend brachten, tauchten in der Abendstunde einige Reiter auf. Eine große schwarzbärtige Gestalt ritt auf einem für sie viel zu kleinem Maultier. Sie kam mir sehr bekannt vor. Schließlich begann sie zu winken. Es war Pater Monbeig, dem ich seinerzeit in Weihsi Lebewohl gesagt hatte. Er kam von seiner weiten Reise nach Yünnanfu zurück und zog wieder in seine Einsamkeit. Schon nach den ersten Begrüßungsworten stockte seine Stimme und schluchzendes Weinen erschütterte seinen ganzen Körper. Und dann erzählte er mir, daß er vor zwei Tagen in der Stadt Talifu ein Telegramm erhalten habe, das berichtete, daß sein leiblicher Bruder, der Missionär in Batang war, mit zwanzig Begleitern auf dem Weg zum Bischof von Tattienlu von Tibetern überfallen und ermordet worden sei. Wie armselig klingen Trostesworte bei derartigem Leid.

Zwei Tage später hielt ich Einzug in die chinesische Stadt Talifu, am Errhai gelegen, dessen Südspitze die Burmastraße berührt. Hier gab es eine katholische und eine evangelische Mission. Die erstere existierte schon



## VON BERGURWÄLDERN

eine Reihe von Jahren und zählte über 200 Gläubige. Die britische Mission war viel jünger und hatte erst wenige Bekehrte.

In Pater Salvat von der katholischen Mission, einem langbärtigen Franzosen, dem die Güte aus den Augen leuchtete und dem meine ganze Sympathie gleich zuflog, lernte ich einen der liebenswürdigsten Menschen kennen. Ich konnte aber auch beobachten, mit welchem kindlichem Vertrauen, mit welcher großer Liebe seine Schützlinge an ihm hingen. Dank dieser Liebe war er bisher auch immer heil aus den hier durchaus nicht seltenen Revolutionen und Revolutiöchen hervorgegangen. Leider mußte ich viel zu früh, als es mir und wahrscheinlich auch ihm lieb war, fort, denn draußen trommelte die Regenzeit und mahnte mich zu höchster Eile.

Allerseelenstimmung lag über dem ganzen Lande. Tagelang schon hüllten uns dunkle Wolkenmassen ein, aus denen ständig tropische Güsse strömten. Kein Faden am ganzen Körper war trocken. Mit tief hängenden Köpfen stapften die schwer beladenen Maultiere auf bodenlosen Pfaden. Kein fröhliches Lachen, kein Gesang der Treiber erheiterte die düstere Stimmung. Allerseelen!

Am Rand eines Waldes stießen wir auf ein bitterlich weinendes Weib. Aus schwarzen tränenreichen Augen starrte mir Menschenleid entgegen. Müde Worte schlichen über ihre Lippen und erzählten, daß ihr Weinen der verlorenen Jugend galt.

Wie sonderbar sind doch diese Menschen in diesem sonderbaren Lande!





## DAS LAGER AM LENAGOPASS

Es war Mitte Juni. Die Regenzeit hatte vor einer Woche begonnen. Täglich gab es ermüdende Regengüsse, die in Niederungen aus weiten Strecken Weges schwer zu passierende, schlammige Pfade schufen. Die Menschen waren alle auf den Feldern beschäftigt. Hier wurden Dämme ausgebessert, dort Gräben vertieft; hier hoben junge Mädchen die spannhohen Reispflanzen aus ihren Beeten, die andere, fußhoch im Schlamm Watende auf die Felder verpflanzten. Überall gab es Scherz und Lachen unter dem vom Regen durchnäßten Jungvolk. Nach der dünnen Trockenperiode war ja wieder Maienzeit über die Erde gekommen. Als häufiger Gast tönte durch den plätschernenden Regen hier und dort ein monotonen Lied und weckte Echo unter meinen Leuten.

Von Norden, den Mekong herabziehend, war ich wieder in Digu angekommen und hatte in demselben Haus wie früher, in dem Haus jenes Moso, der mich mit seinen Tieren an die tibetische Grenze gebracht hatte, Quartier bezogen.

Der Empfang war sehr freundlich. Die Frau des Hauses stellte sich sofort mit einem Geschenk von zwei jungen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Hühnern ein, die Munschi mit breitem Lachen in Empfang nahm.

Meine erste Sorge betraf die Beschaffung von Maultieren. Im Osten, zwischen Mekong und Jangtsekiang, lag vollständig unbekanntes Gebiet, dessen Lockungen ich nicht widerstehen konnte. Da ich gehört hatte, daß von Digu ein Eingeborenenpfad über die Berge an den Jangtse führe, war ich entschlossen, den Übergang auf demselben zu versuchen.

Nach langen Verhandlungen mit dem Moso und nach dem Versprechen, jedes auf dem Wege zugrunde gegangenes Maultier bezahlen zu wollen, gelang es mir, den Mann zu überreden. Ob der Übergang mit Maultieren möglich sein werde, war sehr fraglich. Der Versuch war noch nie unternommen worden.

Die Moso sind im ganzen Land als unternehmungslustige Handelsleute bekannt. Ihre Reisen führten sie oft weit nach Tibet hinein. Das Unbekannte lockt auch sie. Das sah ich, als sie die Vorbereitungen zu dieser erstmaligen Überquerung des Gebirges begannen. Den ganzen Tag waren sie mit Eifer dabei, Sättel und Riemen zu untersuchen, auszubessern und Teile neu anzufertigen. Decken und Sättel wurden mit roten Bändern geschmückt.

Nachts begann wolkenbruchartiger Regen, der zwei Tage und zwei Nächte anhielt. Von einem Abmarsch konnte keine Rede sein. Trotzdem verging die Zeit sehr rasch, denn im Haus gab es ununterbrochen Kommen und Gehen von Leuten. Patienten kamen sogar vom jen-



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

seitigen Mekongufer herüber, etwa zehn Prozent litten an Malaria.

Der dritte Tag meiner Anwesenheit in Digu, es war der 18. Juni, versprach endlich besser werden zu wollen. Der Morgen war noch sehr trüb, doch gegen 9 Uhr riß die Wolkendecke auf und tiefblauer Himmel lachte auf die triefende Erde herab. Um 10 Uhr brachte unser Hausherr den Geistern seiner Urreligion ein Rauchopfer dar, bei welchem Föhrenzweige, die mit Bändern verziert waren, verbrannt wurden. Und dann zogen wir endlich unter dem Geleite sämtlicher Hausbewohner zum Tor hinaus und durch das Dorf steil aufwärts. Weißblühende Rosen säumten den Pfad. Auf rasigen Stellen gab es viel fußhohes Edelweiß.

Nach dreistündigem Marsche erreichten wir die letzte Ansiedlung auf dieser Seite des Gebirges, Ai-ua-lo, 2430 m hoch gelegen, wo wir Nachtquartier bezogen.

Sämtliche Bewohner des unter großen Nußbäumen liegenden Ortes waren Lisu. In ihrem Aussehen unterschieden sie sich sowohl von den Chua- als auch von den Che-Lisu. Die Männer, die ungefärbte Kleider trugen, hatten aus ihren ungekämmten Haaren ein Zöpfchen über ihre Stirn herabhängen. Frauen und Mädchen hatten ihre Zöpfe mit Kalkscheiben, in einigen Fällen auch mit kleinen Silberplättchen verziert. Sie trugen, trotz drückender Hitze, eine mit zahllosen Kaurimuscheln besetzte Kapuze. Ihre kurzen Kittel waren faltig. Schnüre ersetzen den Gürtel. Die Bambusdose mit den Maultrommeln und einige chinesische Käschstücke hingen daran.

Sämtliche Bewohner waren sehr schmutzig und, was bei dieser Eigenschaft Tugend ist, sehr scheu. Erst gegen Abend kam der Headman des Dorfes sich vorstellen. Er war der Schmutzigste von allen. Als er nach Erhalt eines Geschenkes fort war, stellte sich sein Stellvertreter ein, der eine Schale Schnaps mitbrachte. Erst dann wagten sich die Kranken heran. Die Scheu der Leute schwand immer mehr und schließlich kamen auch Frauen und Mädchen, die in ganz intimen Angelegenheiten Rat und Hilfe suchten. Als Finsternis der Krankenbehandlung ein Ende machte, hatte Munschi, als freiwillig gegebenes Honorar, einen großen Korb Eier beisammen.

Die ganze Nacht gab es tolles Geklapper der Bretterdächer. Ein starker Sturm, der in dem hochgelegenen, gegen Westen offenen Dörfchen seine volle Macht entwickeln konnte, und wolkenbruchartige Regen tobten bis zum Morgen. Erst als es draußen dämmerte, trat vollständige Stille ein.

Wunderbarer Friede umfing mich, als ich gegen sechs Uhr ins Freie trat. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich noch nie in meinem Leben so würzige Luft eingeatmet. Aus lachendem, lebendigem Grün guckten die warmgrauen Hütten in das Morgenwunder und tasteten mit ihren zarten Rauchfäden liebkosend in das HIMMESBLAU. Und die gewaltige Bergkette im Westen, jenseits des Mekong, hatte zur Feier dieser Morgenschönheit einen neuen, blendenden Schneemantel übergeworfen, auf den die Morgensonne rosaroten Schimmer goß.





Meine Karawane auf dem 3600 m hohen La-Ma-Ku-Kafang-Paß. Übergang vom Salwin zum Mekong



Queren des Mekong auf einer Seilbrücke





Im Hagelsturm auf dem Paß Lenago. 4200 m hoch



Pfahlbauten in Bhamo



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

Was war das doch für ein wundervoller Morgen! Eigens geschaffen zur Feier des heutigen Tages! Ging es doch heute, seit langem wieder einmal in unbekanntes Gebiet, das bisher von keinem Europäer betreten worden war.

Bald wurde es im Dorfe lebendig. Da der Aufstieg zum Kamm ungemein steil sein sollte, hatte ich über Anraten des Dorfältesten neun Träger bis zur Paßhöhe aufgenommen. Mit voller Last hätten die Tiere wohl kaum die Kammhöhe erreichen können. Außerdem sollten mich auf dieser Route, die auf weite Strecken nur Steigspuren aufwies, vier Leute als Wegmacher begleiten.

Um 7 Uhr brachen wir auf. Nahezu die ganze Bevölkerung gab uns eine Strecke das Geleite. Fast sämtliche Männer trugen abenteuerliche Formen von Filzhüten.

Es ging steil zur Schluchtsohle hinab. An den Hängen hockten noch einzelne Hütten. Wo der Ai-ua-lo-cho sich teilte, querten wir ihn und zogen dann ständig an seinem nördlichen Ufer, sehr steil aufwärts, weiter. Die schwachen Steigspuren waren durch Büsche und Farne ganz verwachsen. Ohne Wegmacher wäre es für die Tiere schwer gewesen, durchzukommen. An einem gerölligen Hang stürzte Hans mit seinem Muli in einen acht Meter tiefen Graben.

An den Abhängen gab es zuerst viele Eichen. In 2800 m sah ich unsere Zitterpappel. In 3000 m kamen wir in Urwald. Flechten und Farne schienen hier besonders zu gedeihen. An lichterem Stellen gab es eine unserm Waldmeister ähnliche Pflanze und gelbblühenden Sauerklee.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

In 3200 m kamen wir auf eine Lichtung inmitten stattlicher Tannen. Wolken, die uns einhüllten, nahmen uns jede Aussicht.

Endlich wurde der Wald dünner, und schilfartiger Bergbambus begann. Dort hielten wir Mittagsrast.

Hier an der Waldgrenze gab es prächtig blühende Rhododendren, außerdem Potentillaarten, blaue Alpenglöckchen und eine große Anzahl einer sonderbaren, bisher noch nicht gesehenen Pflanze, deren handtellergröße, braungefleckte Blüte wie eine aufgestellte Kobra mit ausgebreiteter Haube aussah.

Von Zeit zu Zeit zerrissen die Wolken und gestatteten flüchtige Blicke auf Bergspitzen, die inselartig aus Wolken ragten, und auf die blendende Schneekette des Mekong-Salwin-Scheidegebirges.

Meine Leute kochten Miätscha und aßen Tsamba dazu. Tien und Munschi, die besondere Vorliebe für diese Speise gefaßt hatten, tauschten ihre Keks gegen eine Portion tibetischer Nationalspeise ein.

Um 2 Uhr zogen wir weiter. Schon nach wenigen Minuten begann ein Hagelsturm, der 20 Minuten dauerte.

Der Pfad zog sich steil durch bambusbewachsene Hänge hinauf. Dann verschwand auch Bambus und höckeriger, mit Grasbüscheln besetzter Boden zog sich bis zur Höhe empor. In Wasserrinnen kroch der Wald bis zum Paß. Seinen Saum bildeten kleinblütige weiße und großblütige rote Rhododendren.

In 3800 m sah ich *Ranunculus ficaria* und rote Primeln. In 3900 m fingen die Tannen zu verkümmern an, doch



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

waren sie in verkrüppelten Formen noch zahlreich zu sehen. In 4200 m Höhe erreichten wir den Paß, den die Leute aus Ai-ua-lo „Lenago“ nannten. Weite Almwiesen leiteten den Übergang ein.

Der Gebirgskamm bildete hier einen Bogen, der in Kalkwänden gegen den Mekong abbrach. An einigen Stellen zog sich der Wald bis zur Kammhöhe empor. Im Osten versank eine tiefe Schlucht, die die Gewässer eines weiten Kessels sammelte. Ein Riegel, der dieser Schlucht vorgelagert war, sah so nahe aus, daß er unmöglich das Tal des Jangtsekiangs andeuten konnte. Sehr weit hinter demselben, fast zu weit, um als Wand des Jangtsetales gelten zu können, stieg eine höhere Gebirgskette empor. Und doch konnte nur sie die nächste Wasserscheide sein. Das Gebiet zwischen Mekong und Jangtsekiang war viel breiter, als ich erwartet hatte.

Die Träger aus Ai-ua-lo verließen uns hier, um wieder in ihr Dörfchen hinabzusteigen. Als sie bereits tief unten waren, schallten ihre Abschiedsworte noch herauf. Unsere Tiere bekamen nun die volle Last zu tragen. Und dann ging es in böser Kammwanderung weiter, in ständigem Auf und Ab, über Gerölle und Stufen, Baumwurzeln und Baumleichen, über breite Schneewehen, die von höheren Stellen herabgriffen und das Weiterkommen stark verzögerten. Der Weg zeigte soviel Hindernisse, daß wir trotz der Müdigkeit aufs Reiten verzichteten.

Die Aussicht war vollständig verschwunden. Schwere Wolkenmassen, von kaltem Orkan getrieben, kamen von Westen über unseren Kamm gejagt und flogen über unsere

Köpfe. Oft griffen Wolkenfäuste bis zu uns herab und schlugen eisige Kälte, die bis ins Innere drang, um unsere Körper.

Trotz des schlechten Weges hatten die Tiere rasches Marschtempo eingeschlagen.

Auf einmal zuckte ein greller Blitz hart über unsere Köpfe, dem ein Krachen folgte, als seien all die hohen Wände zu unserer Linken in den Mekong gestürzt. Menschen und Tiere standen wie gebannt und wagten sich nicht zu rühren, als müsse noch etwas ganz Entsetzliches im nächsten Augenblick geschehen. Und schon peitschten nußgroße Hagelkörner mit voller Wucht herab, so daß die ganze Karawane sich sprungartig in Bewegung setzte. Aufgelöst war alle Ordnung und in großen Sätzen eilte alles hinter eine emporstrebende Felsspitze an den Waldessaum, wo die Wucht des Orkans etwas gebrochen war. Unter niederen Bäumen suchten wir Menschen Schutz. Die Maultiere bildeten einen wirren Haufen mit tief versteckten Köpfen, um den schweren Schlägen des Hagels zu entgehen. Sie rückten so nahe aneinander, als es die weit ausgreifenden Lasten zuließen.

Oft ganz von finsternen Wolkenmassen eingehüllt, die beginnende Nacht vortäuschten, waren die Blitze, die hart aufeinander folgten, und das tobende Brüllen des Donners, der durch das schrille Pfeifen des um Felszacken fegenden Orkans eine ganz unheimliche Klangfarbe erhielt, ein die menschliche Kleinheit und Ohnmacht grell hervorhebendes Geschehen.

Voller Ungeduld, doch ganz vergebens, warteten wir



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

auf das Nachlassen des Unwetters. Die Tiere imitierend, hockten wir, uns aneinander drängend, unter niedriger Tanne. Ein Zeltblatt, das durch Zufall herausengeblieben war, wurde über den Köpfen hin- und hergezogen. Jeder suchte sich gegen die von den Ästen kollernden Hagelkörner zu schützen. Die eisige Luft, die am Boden durch unseren Haufen fegte, machte uns alle zittern.

Die nur dünne Kleider tragenden Eingeborenen, aus deren fahlen Gesichtern müde, ängstliche Augen in das Toben der Naturgewalten blickten, dauerten mich. Wenn das Wetter noch lange anhielt, schliefen mir die Leute ein und erfroren. Es mußte etwas geschehen. Da fiel das erlösende Wort mir ein. „Zelt!“ rief ich und sprang auf. Tat und Wort packte alle. Alle sprangen in den Kugelregen auf die Tiere zu. Vergebens bemühten sie sich dort jenes Tier, das Zelt und Stangen trug, aus dem Haufen zu ziehen. Die Tiere hätten früher ihre Schwänze geopfert, bevor sie sich aus ihrer geschützten Lage zerren ließen. Da sprangen zwei Findige auf ihre Rücken und schnitten die Riemen, die den Sack hielten, durch. Sack und Stangen flogen zwischen uns. Von allen Seiten griffen steife Menschenfinger zu, um den durchnäßten Knoten zu lösen. Es gelang nicht. Einigen der Leute, von großen Eiskugeln getroffen, liefen Blutschnüre über das Gesicht. Nun öffnete ein Messerschnitt den vermaledeiten Knoten. Das Zelt flog auseinander und die Stangen darunter. Dann schnellte es in die Höhe.

Die ersten, die darunter waren, das waren die Hunde. Ihnen folgten mit affenartiger Geschwindigkeit die Leute.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Vier Leute hielten nun die Zeltstangen und wir übrigen zehn drückten uns um sie. Jeder befühlte die Beulen, die er draußen empfangen. Kein einziger hätte die Tatkraft aufgebracht, nochmals in den Kampf wilder Naturgeister hinaus zu springen und die Zeltstricke zu befestigen. Wozu auch? Hier unten, von jedem Lufthauch geschützt, hatte sich, als die Hagelschichte mit den Füßen hinausgeschoben worden war, bald wohlige Wärme und damit neuer Lebensmut eingestellt.

Den Zelteingang hatten wir gegen Osten gedreht. Dort konnte er offen bleiben und so zu der schon nach wenigen Minuten notwendigen Lufterneuerung dienen. Und dann dauerte es gar nicht lange, so schälte sich das erste Lachen, ein schwaches Lächeln war es eigentlich nur, zaghaft wie ein fremdes Kind aus unserer Schar und schlüpfte suchend durch das Zelt, bis es Kameraden fand. Lebendigere Stimmung trat dann ein.

So verging eine volle Stunde. Dann ließ das Wetter endlich etwas nach. Eine Hagelschichte von 14 cm Höhe lag draußen und noch immer fielen Hagelkörner. Rasch wurden nun die Zeltpflöcke eingeschlagen, die beiden kleinen Zelte aufgestellt und der Boden dick mit Tannenzweigen belegt. Die Eingeborenen hatten unterdessen, in unglaublich kurzer Zeit, einige Stangen zwischen vier Bäume befestigt und aus dicken Ästen ein Dach und an der Windseite eine Wand hergestellt. Die Tiere wurden abgeladen und darunter geführt. Dann wurden die zerstreut umherliegenden Gepäckstücke, die die galoppierenden Tiere vorhin abgeworfen hatten, zusammengesucht.



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

Die ganze Zeit war ein Mann beschäftigt, einen großen Haufen dürres, aber durchnäßtes Holz in Brand zu setzen. Endlich gelang es ihm. Als die dicken Rauchwolken, die aus ihm quollen, vom Orkan gefaßt, wie Fetzen über den Abhang flogen, brach das Wetter mit voller Macht von neuem los.

Nun hatte es all seinen Schrecken verloren. Wir waren ja alle geborgen. Ich und Hans lagen bereits, in unsere Decken gehüllt, auf unseren Betten. Und die übrigen hockten hinter ihrem Wetterschirm beim funkensprühenden Feuer, schnatterten wie eine aufgeschreckte Herde Gänse und ließen es sich, allem Anschein nach, nicht schlecht gehen.

Nach einer halben Stunde trat draußen endlich Ruhe ein. Der Himmel aber blieb bedeckt. Eine Hagelschichte von 20 cm Höhe lag auf dem Kamme. Von einem Weitermarsch konnte keine Rede sein.

Im Lager begann reges Leben. Überall ertönten Messerhiebe und krachend sanken dürre Bäume auf den eisigen Boden. Binnen kurzem gab es einen Holzvorrat, den ein europäischer Haushalt in einem Jahr nicht verbrannt hätte. Alle Bewegungen der Eingeborenen waren von einer Raschheit, wie ich noch nie zu sehen bekommen hatte. Fast tänzelnd hüpfen sie mit ihren bloßen Füßen, die vollständig in der Eisschicht verschwanden, umher und sprangen immer wieder unter ihr Dach zum Feuer. Ihre Füße waren dunkelrot.

Und dann brannten schließlich drei gewaltige Feuer, denn auch vor meinem Zelt und den beiden kleinen

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

waren solche angezündet worden und verbreiteten wohlige Wärme, die die Eisschicht der Umgebung rasch zum Schmelzen brachte.

Als die Dämmerung hereinbrach und das Abendessen vorüber war, herrschte im Lager trotz der ungewöhnlichen Verhältnisse normales Leben. Die Tabakspfeifen aller brannten und schließlich begannen die Lisu, den Traditionen ihres Stammes gemäß, auch hier, als die entferntesten Ausläufer desselben, ihre immer angenehm klingenden Weisen.

Ich stieg um unseren schützenden Felshöcker zum Rand des Kammes empor. Im Osten zuckten noch fahle Blitze, die müdes Donnerrollen umfing. Dort unten schlief bereits die Nacht. Kein Lichtstrahl deutete an, daß auch dort Menschen wohnten. Und im Westen gähnte vor mir der schwarze Abgrund des Mekongtales, aus dessen Tiefe einige Fünkchen heraufgeisterten. Als zackige Silhouette stieß die Salwinwasserscheide gegen den düsteren Himmel.

In eisiger Erstarrung schien die ganze Natur zu liegen und eisige Hände griffen in der dünnen Luft nach meinem Herzen und machten den Aufenthalt in dieser bedrückenden Einsamkeit zur Qual. Lockend, als liebes Heim, lag unten mein Lager. Der helle Feuerschein hatte ein rundes Loch in die schwarze Finsternis geschnitten und säumte es durch grell beleuchtete Baumwände, die unpassierbar für die Nacht da draußen waren, schützend ein. Dort allein gabs aufgespeicherte Sonnenwärme als Lebensquell in dieser toten Bergeinsamkeit.



## DAS LAGER AM LENAGOPASS

Das Lager befand sich 30 m höher als jene Stelle, an der wir den Kamm betreten hatten. Die endgültige Höhenbestimmung ergab als Höhe des Lagers 4250 m.

Es war eine recht ungemütliche, unruhige Nacht. Der Wind heulte und die Eingeborenen, welche die Feuer die ganze Nacht hell lodernnd erhielten, ließ die Kälte nicht schlafen. Das Thermometer zeigte im Zelt nur 4 Grad. Auch ich und Hans litten unter dieser Kälte, da wir unsere Winterdecken in der Missionsstation zurückgelassen hatten.

Um halb sechs Uhr früh befand ich mich bereits draußen, von einem kalten, aber herrlichen Wetter umfungen und kletterte auf die Spitze des nächsten Bergkegels. Eine entzückende Aussicht über die gähnende Tiefe des Mekongtales, auf das Salwinscheidegebirge, lag vor mir. Der Blick reichte im Norden bis gegen den Doker-la. Die Schneedecke da drüben war schon recht eingeschrumpft. Allem Anschein nach mußte das ganze Gebirge bis auf wenige Stellen in einigen Wochen schneefrei sein.

Und im Osten lag die Gliederung dieses Stückchens „Terra incognita“ klar vor mir. Die tiefe Schlucht war scheinbar menschenleer. Keine Spur von grünen Feldern war sichtbar. Auf ihren steilen Hängen wechselte Wald mit kahlen Stellen. Felswände schienen sie an ihrem Ende einzufassen. Der sie senkrecht abriegelnde Höhenzug konnte nur einen von Norden kommenden Nebenfluß des Jangtse andeuten. Weit im Osten ragte über diesen Höhenzug eine Gebirgskette, die wahrscheinlich das Tal des Jangtsekiang begrenzte.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Über Schneeflächen fuhr ich zum Lager ab, um nach dem Frühstück sofort wieder auf die Kammhöhe zu steigen. Von weitem Zerben gleichend, lagen große Flächen Rhododendren an den Hängen. Wetterzerzauste, verküppelte Tannen wuchsen als einzige Kameraden in ihrer Gesellschaft. Die Tierwelt schien hier oben nicht vertreten zu sein. Lange sah ich deshalb einem Apollofalter nach, der, von scharfem Wind getrieben, aus dem tiefen Schatten des Mekongtales heraufschuß und jenseits des Kammes in dem von der Morgensonne durchwärmten Kessel versank. Und dann hörte ich den Frühlingsruf der Heimat. Aus den Bergwäldern da unten, durch die der Weitermarsch mich führen sollte, rollte kugelrund der Kuckucksruf herauf und zog mich auf den Pfad hinab, auf dem soeben die Karawane daherkam.



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

War das eine wilde Bergwelt, durch die wir schon drei Tage zogen! Ein ständiges Auf und Ab hatte uns über schmale Kämme und zackige Grate und in abgrundtiefe Schluchten von tropischer Üppigkeit geführt. Dieses nie endenwollende Einerlei rief in uns allen schwere Müdigkeit hervor. Immer länger, immer weiter auseinandergezogen wurde meine Trägerkarawane. Während am ersten Tag noch oft fröhlicher Singsang der Lisuträger zu hören war, herrschte nun schon lange tiefes Schweigen. Immer häufiger mußte kurze Rast eingeschaltet werden. Die Höhendifferenzen, die täglich überwunden werden mußten, waren aber auch zu groß. Heute waren wir von dem 1860 m hoch gelegenen Uelanglo 1200 m in die Schlucht hinabgestiegen und jenseits 1450 m nach Sekelado emporgeklettert. Dies hatte einen Marsch von acht Stunden beansprucht. Und diese acht Stunden hatten uns nur 6 km in Luftlinie weitergebracht. Von Sekelado brachte uns ein halbstündiger Weitermarsch nach Aliuade, 1930 m hoch gelegen. Hier wollte ich Nachtquartier beziehen und einen Rasttag einschalten.

Es war eine wilde Gebirgswelt, die die Geduld und die

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

körperliche Ausdauer aller einer harten Probe unterwarf. Schon am Vormittag gab es bei der Müdigkeit der Träger in Uelanglo Schwierigkeiten des Weiterkommens. Die ganze Bevölkerung Uelanglos umgab uns bei unserer kurzen Rast. Unter den Neugierigen war auch sonderbarerweise ein bezopfter Chinese. Er war ein verdächtig aussehender Bursche, der sich wahrscheinlich irgendeines Vergehens wegen dem Bereich chinesischer Justiz entzogen hatte. Ständig sprach er auf unsere Träger ein. Ich beachtete es anfangs nicht. Als aber dieselben mit der Forderung an mich herantraten, noch zwei Leute aufzunehmen, da die Lasten angeblich zu schwer waren, wußte ich sofort die Quelle dieser Forderung. Ich trat auf den Burschen zu und ließ ihn sagen, daß sofort sein Zopf abgeschnitten werde, wenn er nicht verschwinde. Das Tragen von Zöpfen war in China bereits verboten. Da zog er sich zurück. Doch aus der Ferne schrie er noch immer auf meine Träger ein, die sich schließlich weigerten, die Lasten aufzunehmen. Nun blieb nichts anderes übrig, als dem Burschen eine ernste Warnung zuzuschicken. Ich schoß einige Meter seitwärts in die Erde. Das Pfeifen des Gellers und das Umherspritzen der Steinsplitter ließ ihn sofort mit gewaltigen Sprüngen, unter dem Hohngelächter der Bewohner Uelanglos, den Abhang hinab verschwinden. Die Soldaten, die jedenfalls mutigere Burschen waren als jene meiner ersten Eskorte, hatten sich inzwischen schußbereit gemacht und erklärten, jeden niederzuschießen, der sich weigere, weiterzuziehen. So kamen wir wieder los.



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

Über 40- bis 50gradige Steilhänge ging es in die von üppiger Vegetation durchzogene Schlucht hinab. Unten querten wir den Aidilo, indem wir von einem Felsblock auf den anderen sprangen. Jenseits gab es einige armselige Hütten. Drei meiner Träger waren hier zu Hause. Ihre Mütter und Großmütter wichen während der kurzen Rast nicht einen Augenblick von ihrer Seite und redeten ununterbrochen auf sie ein, das Geld, das sie verdienen würden, ja nicht zu verspielen. Alle Stämme dieser Gebiete sind leidenschaftliche Hasardspieler. Als wir aufbrachen, begleitete ein altes Mütterchen ihren Enkel, einen stämmigen Burschen, eine weite Strecke Weges und überschüttete ihn mit ihren Ermahnungen. Und als sie dann endlich zurückgeblieben war und wir schon hoch oben am Abhang zogen, hörten wir sie noch immer Ratschläge ihrem wahrscheinlich leichtsinnigen Jungen zurufen.

Die Wände dieser sonnendurchglühten Schlucht zeigten üppige Vegetation. Wilde Bananen waren in Mengen zu sehen. Das Thermometer zeigte 41 Grad und wir hatten Januar. Alle Leute sahen durchnäßt aus. Und oben, am Ursprung unserer Schlucht, wo tiefbeschnittene Berge herabschauten, schien ein Schneesturm zu toben.

Und nun waren wir endlich in dem von allen herbeigesehten Nachtquartier Ali-uade angekommen. Es war ein armseliges, verlottertes Nest und die Bevölkerung sah sehr schmutzig aus. Das war übrigens bei den meisten bisher durchwanderten Lisuansiedlungen der Fall. Dieses schmutzige Aussehen konnte man den Leuten nicht einmal als Fehler anrechnen, denn Wasser war hier auf den

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Berghängen eine kostbare Sache. Oft mußte es aus großer Tiefe in Bambusgefäßen heraufgeschleppt werden.

Aus einer geräumigen Hütte, unter deren Fußboden eine große Schar Schweine hauste, wurden die Bewohner von den Soldaten delogiert und wir hielten dort Einzug. Den kleineren Raum, der abseits von der Tür lag, wählte ich als Schlafraum. Das Gepäck wurde als Wall um unser Lager aufgestapelt, Betten und Tisch aufgestellt und ein Feuer angezündet. Trotz des Rauches, der die Hütte bald füllte, trug es doch dazu bei, sie heimlicher zu machen. Später fügte der Tee und schließlich das reichliche Abendessen noch körperliches Wohlbehagen hinzu.

Im zweiten größeren Raum, der durch Matten zum Teil von unserem getrennt war, gab es unbeschreiblichen Lärm. Träger und Neugierige füllten ihn, dicht gedrängt, und besprachen unter lautem Geschrei die Erlebnisse des heutigen Tages. Dieses laute Schreien, das ich weiter im Süden unter den Chua-Lisu nie beobachtet hatte, betrachte ich als Übergangsmerkmal zu den wilden Lisu.

Spät am Abend erst wurde es ruhig. Ich saß lange noch bei meiner Arbeit. Während dieser Zeit hockten einige alte Lisu an meinem Feuer und vertrieben sich die Zeit mit Rauchen und mit Schlafen. Sie blieben auch da, als ich das Licht gelöscht hatte und ins Bett gekrochen war. Das Schnarchen der Träger draußen, das ununterbrochene Grunzen der Schweine unter dem Fußboden, die Gerüche, die von dort emporstiegen, und das wütende Hundegebell draußen, das ein Protest gegen unsere auf Liebesabenteuer ausgegangenen Hunde bildete, ließ mich lange nicht ein-



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

schlafen. Aus der Nachbarhütte tönte noch immer der Singsang des Jungvolkes und das zarte Tönen der Maultrommel herüber, das immer wieder meine Aufmerksamkeit von sonstigem Lärm ablenkte und mich schließlich in Schlummer wiegte.

Frühzeitig gabs am nächsten Morgen wieder reges Leben. Alle schienen den gestrigen anstrengenden Marsch vergessen und alle Müdigkeit ausgeschlafen zu haben. Prächtiger Sonnenschein leuchtete vom tiefblauen Himmel herab, als ich den Kopf zur Tür hinaussteckte. Einförmiges, lauschendes Singen in unmittelbarer Nähe der Hütte trieb mich bald hinaus. Der Sänger war der Zauberer des Dorfes, der die Macht hatte, mit sämtlichen Geistern, den guten und den bösen, an denen in freier Natur und in den Hütten kein Mangel war, verkehren zu können. Mit seinen Gehilfen, zwei jungen Knaben, hockte er vor einem sonderbaren Gestell, welches mit seinem flachen, auf vier Stäben stehenden Bambuskorb, in dem sich einige Schalen befanden, sofort den Altar, den Opfertisch, erkennen ließ. Ein kleines Bäumchen, einige in mehrere Spitzen zerteilte Bambushölzer und eine lange Fahne, welche an die Gebetsfahnen Tibets erinnerte, bildeten den Hintergrund.

Einige Meter vor diesem Altar hielten einige Männer ein schweres Schwein am Boden und banden ihm Beine und Rüssel.

In seinem eintönigen Gesang flehte der Zauberer einen der bösen Geister an, die Opfergabe gnädigst anzunehmen und das kranke Weib eines Mannes, der eine weiße sack-

artige Zipfelmütze trug, um wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Geistes auf sich zu lenken, wieder gesund werden zu lassen. Als der Gesang vorüber war, wurde das Schwein mit dem Kopf gegen den Altar gelegt, geschlachtet, das Blut in Schalen aufgefangen, die unter neuerlichem Gesang unterhalb des Korbes auf die Erde gestellt wurden.

Solche Opfer müssen von großer suggestiver Kraft sein und dadurch Erfolge schaffen, die sich durch kein anderes den Eingeborenen zur Verfügung stehendes Mittel erreichen ließen. Nur so läßt sich ihre Häufigkeit unter allen Dschungelstämmen des indo-chinesischen Grenzgebietes erklären.

Der Geisterbeschwörer dieses Ortes mußte sich ganz besonderen Ansehens erfreuen und ganz besondere Erfolge aufzuweisen haben, denn seit meiner Ankunft war kein einziger Patient bei mir erschienen, was sich bisher noch nie ereignet hatte.

Vor der Hütte hatten sich inzwischen zahlreiche Eingeborene eingefunden. Ich hatte verkünden lassen, daß ich Waffen und Gebrauchsgegenstände für meine Sammlungen kaufen wolle. Und nun brachten sie ihre Schätze. Es gelingt nicht immer, die Leute zum Verkauf zu bringen, doch war mir diesmal der Zufall hold. Meine Träger, die ich gestern abends mit ungeprägtem Silber ausgezahlt hatte, hatten, wie es überall üblich war, in einer Hütte des oberen Dorfes ein Hasardspiel veranstaltet, das bis spät in die Nacht gedauert haben soll. An demselben hatten sich viele Bewohner des Ortes beteiligt. Für die



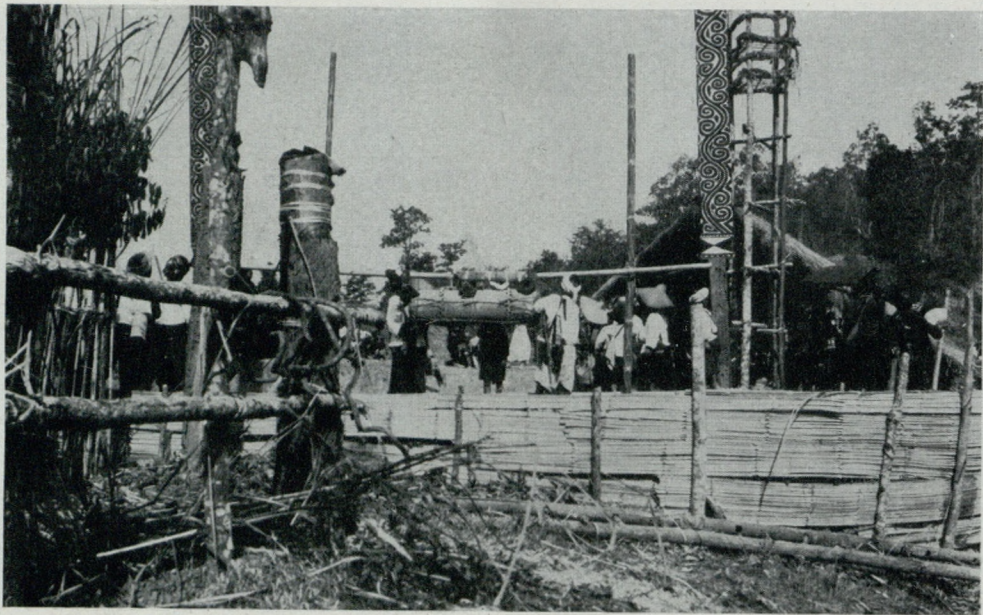


Lisuweiber beim Weben von Matten



Der Lisuzauberer neben dem Opfertier. Oben der Altar





Der Tanzplatz mit der Trommel und den Opfergestellen



Eine Kobra



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

Leute nicht unbedeutende Summen sollten verspielt und gewonnen worden sein. Verspieler trennen sich immer leicht von ihrem Eigentum, um neue Mittel zum Zurückgewinnen des Verspielten zu erhalten. Es gab eine Menge Armbrüste, Köcher mit Giftpfeilen, Feuerzeuge, Opiumbehälter, auch ganze Frauenanzüge.

Draußen vor der Hütte hatte inzwischen ein Wett-schießen mit der Armbrust begonnen. Bei einer Entfernung von 40 m saß nahezu jeder Pfeil im Ziel. Da jeder gute Schuß mit Gebrüll belohnt wurde, herrschte wüster Lärm.

Ein Stück unterhalb unserer Hütte wurde ein Feld umgepflügt. Der Holzhaken, der als Pflug diente, hatte vorne eine lange Querstange, hinter welcher vier Eingeborene schoben.

Tien, mein Dolmetsch, und Munschi steckten an Rasttagen, die sie über alles liebten, ständig beisammen. Des Erzählens der beiden wurde kein Ende, obwohl einer des andern Sprache nicht verstand. Sie schienen sich aber trotzdem zu verstehen. Heute rasierten sie sich gegenseitig die Köpfe und lachten sich dann aus.

Die Kochkunst Munschis hatte noch immer keine Fortschritte gemacht. Sollte einmal etwas Besonderes hergerichtet werden, so versagte Munschi sofort und Hans mußte Koch spielen. Am besten war es überhaupt, man sah ihm beim Kochen nicht zu, denn für Munschi blieben Reinlichkeit der Hände und des Geschirrs immer unbegreifliche Forderungen. Wozu sollte man sie ständig reinigen, wenn sie doch wieder schmutzig wurden? Unser

Wasserkübel in der Küche war, trotz anfänglichen Verbotes, Gemeingut aller meiner Leute geworden. Als ich einmal gesehen, daß die Leute Wasser daraus mit den hohlen Händen schöpften und tranken, mußte von diesem Tage an immer ein Trinkbecher dabei stehen. Dieser Trinkbecher war zwar immer da, befand sich aber meistens am Grund des Kübels und wurde mit den Händen daraus hervorgeholt. Derartige Dinge riefen am Anfang immer wieder europäischen Protest hervor, der ungehört verhallte. Die Konsequenz der Eingeborenen bleibt Sieger und der Europäer lernt mit der Zeit derartige Dinge mit Gleichmut ertragen.

Opium und Alkohol sind zwei Dämonen, die auch hier, in diesen weltentlegenen Einsamkeiten, ihre verderbliche Macht auf die Menschen ausübten. Obwohl der Anbau des Mohns, von dessen grünen Samenkapseln das Opium gewonnen wird, von der chinesischen Regierung sehr streng bestraft wird, gab es hier Opium in Menge. Wie sollte in diesen wilden Gebirgsgegenden auch eine Kontrolle der angebauten Früchte möglich sein!

Der Opiumverbrauch war hier unter den Lisu ein ganz bedeutender, obwohl die Mehrzahl der Leute von der verderblichen Wirkung des Giftes doch eine Ahnung zu haben schienen. Es fehlte ihnen aber, wie überall, an Kraft, ihm zu entsagen.

So kam heute ein etwa 45jähriger Mann zu mir und klagte über vielerlei Krankheitserscheinungen. Der typische starke Opiumraucher schrie förmlich aus seinen Zügen. Unter andern fragte er mich auch, wie lange er



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

noch zu leben habe. Ich sagte ihm gerade heraus, daß er in einem Jahr schon tot sei, wenn er nicht den Opiumgenuß sofort aufgebe. Täte er dies, so könne er noch fünfzehn Jahre leben. Daraufhin zog er sofort das an einer Schnur an seinem Hals hängende Täschchen mit der Opiumdose hervor und überreichte es mir. Die Dose war mit Opium gefüllt. Der Glaube an meine Worte war so stark, daß er ihn zu dieser Tat befähigte.

Das zweite Übel bildete für die Menschen hier der Schnaps. In jeder Familie wurde er erzeugt. Die dazu notwendigen Dinge, ein großer irdener Topf und eine flache Eisenschüssel waren wohl in jedem nicht gar zu armseligen Haushalt zu finden. Die Maische bestand zum Großteil aus Hirse, etwas Reis und Mais. Diese drei Feldfrüchte wurden in Wasser geweicht, bis sich Gärung einstellte. Dann wurde mit dem Brennen begonnen, ein Prozeß, der zwar wenig rationell, doch dafür desto einfacher durchgeführt wurde.

Vor dem Hause befand sich eine flache Vertiefung. Drei in die Erde geschlagene Steine ersetzten den Dreifuß. Dort wurde ein Feuer entzündet und der Topf mit der Maische daraufgestellt. Er war dreiviertel voll. Auf das dickflüssige, gärende Körnergemisch kam in der Mitte eine kleine tönende Schale zu stehen. Der Topf wurde dann mit der flachen eisernen Schale zugedeckt. In diese Schale wurde kaltes Wasser gegossen. Sobald die Maische zu kochen begann, stieg der Dampf bis an die kalte eiserne Schale empor, kondensierte sich dort und tropfte an ihrer Mitte in das unten befindliche Schälchen.

Hier hatte ich die primitivste Destillation vor mir, die dem Erfindungsgeist der Eingeborenen alle Ehren widerfahren ließ.

Als ich heute unserer Hausfrau beim Schnapsbrennen zusah und gerne das Innere des Topfes, dessen Einrichtung ich noch nicht kannte, gesehen hätte, verweigerte sie aus irgendeinem Grunde das Öffnen desselben. Erst als ich etwa zehn Schritte mich davon zurückgezogen hatte, hob sie die obere Schale. Dann ließ sie mich aber näher treten.

Am Abend brachte sie mir, wahrscheinlich meines gezeigten Interesses wegen, eine große Schale ihres Schnapses als Geschenk. Ich stellte die Schale, deren Inhalt recht unappetitlich nach Fusel roch, auf das Bett von Hans, um sie ihm zum Trinken anzubieten. Als er kam, warf er sie unabsichtlich um und goß sich ihren Inhalt auf seine Decken. Auf diese Art wurden wir wohl den Schnaps, aber nicht seinen Duft los, und Besucher müssen uns für ausgepichte Branntweiner gehalten haben. Hans wachte auch am nächsten Morgen, seines duftenden Bettes wegen, mit einem richtigen Katzenjammer auf.

Zum Enthülsen des Reises bedienen sich die Lisuweiber derselben Vorrichtung wie sie alle Stämme längs der Grenze haben. Ein Baumstamm, der als ungleicharmiger Hebel an einem Ende eine Keule trägt, wird durch Treten gehoben und schlägt dann durch sein eigenes Gewicht mit der Keule in einen Holzmörser, in dem sich der ungeschälte Reis befindet. Die Hülsen lösen sich erst nach langer Arbeit.



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

Den ganzen Tag herrschte reges Leben um unsere Hütte. Auch an Kranken war nachmittags kein Mangel. Fast alle stammten aus der Nachbarschaft. Die Mehrzahl derselben kamen mit Augenentzündungen daher, unter welchen die ganze Bevölkerung dieser Gebiete viel zu leiden hatte. Die beispiellose Unreinlichkeit der Leute, die Fliegenplage und wohl auch der grelle Lichtwechsel zwischen der fensterlosen Hütte und dem Freien und schließlich der ständige Rauch in der Hütte, schienen diese Krankheit ganz besonders zu begünstigen. Desinfizierende Waschungen brachten sofort sehr fühlbare Erleichterungen. Auch Patienten mit schlecht aussehenden Wunden waren nicht selten, gab es doch hier überhaupt keine Wundbehandlung. Die sehr gesunde Konstitution der Leute reagierte überaus rasch, auch in anscheinend sehr schlimm aussehenden Fällen auf europäische Behandlungsweise.

An dem regen Leben um meine Hütte trugen jene nicht wenig bei, die irgend welche Gegenstände tauschen oder verkaufen wollten. Besonders Waffen, als von mir gut bezahlte Dinge, waren in Mengen zu haben. Da der fruchtbare Boden und die Viehzucht die Menschen hier mit weit mehr Nahrungsmitteln versorgte als sie verzehren konnten, schien ihnen die Jagdleidenschaft ihres Stammes ganz abhanden gekommen zu sein, denn sie trennten sich sehr leicht von ihren Waffen. Die Möglichkeit, bei vorhandenen Mitteln im Hasard viel gewinnen zu können, mag wohl auch stark beigetragen haben. Gespielt wurde den ganzen Tag.

## BURMA, TEMPEL UND PAGODEN

Die größte Armbrust, die ich heute erwarb, hatte eine Sehnenlänge von 1,5 m.

Rings um die Hütte saßen in verschiedenen Gruppen die Spieler. Der Spielteufel ist eines ihrer größten Laster. Zum Spiel benützen sie weder Karten noch Würfel, weder Steine noch Kauris, sondern nur ihre Finger. Der eine der Spielenden ruft eine Zahl aus und steckt gleichzeitig an der vorschnellenden Hand eine davon verschiedene Anzahl Finger aus. Sein Partner hat in demselben Augenblick ebenfalls eine Anzahl Finger vorzustrecken. Stimmt die Zahl der Finger bei beiden überein, so hat der Rufer verspielt und muß zahlen. Stimmt die Zahl der vom Partner ausgestreckten Finger mit der gerufenen Zahl überein, so zahlt letzterer. In den meisten Fällen trifft weder das eine noch das andere zu, so daß sich Rufe und Bewegung rasch folgen können, etwa zwei- bis dreimal in der Sekunde. Sehr oft habe ich die scharfen Augen der Leute bewundert, die so rasch das Resultat erfassen konnten. Manchmal sah man sechs bis zehn Spielergruppen um meine Hütte hocken und, da das Rufen der Zahlen und das Geschrei bei Verlust und Gewinn immer in möglichst lauten Tönen vor sich ging, war es ein sehr geräuschvolles Leben, das um unsere Hütte brandete.

Immer schwierig war es, die Eingeborenen zu bewegen, sich zu anthropometrischen Messungen herzugeben. Nur durch List oder mittels lockender Geschenke waren derartige wichtige Angaben zu erhalten. Heute erhielt jeder, der sich messen ließ, als Lohn für seine Tapferkeit eine Spiegeldose. Das lockte. Der Tag wäre friedlich wie jeder



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

andere verlaufen, wenn nicht schließlich ein Hasenfuß, der durchaus eine Spiegelschachtel sein Eigen nennen wollte, sich zum Abmessen zur Verfügung gestellt hätte. Als ich meinen Kopf unter das schwarze Tuch steckte und mit dem photographischen Apparat näher rückte, lief er schreiend davon. Wahrscheinlich, um seine Furcht zu bemänteln, verbreitete er unter den Leuten die Mär, daß jeder, der heute gemessen worden war, von mir bezaubert worden sei und noch im Laufe dieses Jahres sterben müsse. Und die Leute glaubten ihm. Wie hätte es unter so primitiven Eingeborenen auch anders sein können!

Meine Behausung wurde von dem Moment an gemieden und die Leute standen in verschiedenen Haufen, immer lebhaft debattierend, umher. Ich achtete nicht darauf.

Im Laufe des Nachmittags wurde die Lage jedoch kritischer. Der von dem Hasenfuß hingeworfene Funke schien gezündet zu haben. Auch war eine Menge Männer aus der Nachbarschaft gekommen. Unter einem alten Baum neben der Nachbarhütte befanden sich etwa 50 bis 60 Lisu. Die Mehrzahl derselben war mit Armbrust und selbstverständlich auch mit Giftpfeilen bewaffnet. Dort schienen sie unter großem Geschrei Kriegsrat zu halten.

Von meinen Soldaten war nichts zu sehen. Sie waren nachmittags nach Tschenka gegangen. Im Zelt war nur Hans und ich. Vorläufig schien ja noch keine Gefahr zu sein. Vielleicht beruhigten sich die Leute wieder. Für alle Fälle legten wir jedoch unsere Waffen zurecht. Obwohl

wir gut bewaffnet waren, hätte bei der großen Überzahl ein Angriff für uns zum Verhängnis werden müssen.

Das Geschrei unter dem Baum wurde immer toller. Die Leute schienen sich mit Absicht ihrer Vernunft zu entledigen und sich in Ekstase versetzen zu wollen. Nun erst wurde ich mir des Ernstes der Lage bewußt. Mit ein paar Griffen erhöhten wir rasch den Gepäckswall um das Zelt und dann war es höchste Zeit, einzugreifen, um die Leute von ihrem Thema abzulenken. Augenscheinlich bedurfte es nur mehr eines packenden Wortes und der Angriff wäre erfolgt. Ich gab Hans den Auftrag, mit dem Schrotgewehr im Falle des Angriffs sofort in den dichtesten Haufen der Heranstürmenden zu schießen. Ich selbst nahm meinen Winchester zur Hand und zielte nach der ersten der hohen Stangen, die neben dem Baume standen und zum Trocknen des Maises dienten. Donnernd schlug mein Schuß in das Geschrei dort unten. Die Stange schwang. Ein zweiter Schuß krachte durch die einsetzende Stille. Die Stange schwang heftiger. Rasch folgte ein dritter Schuß. Die hohe Stange neigte sich und schlug mit Krachen auf den Baum, unter dem die Leute wie gebannt standen. Eine Menge dürrer Äste prasselten auf sie herab. Die Stille unter ihnen hielt an, doch sie selbst hielten unter dem Baum nicht aus. Rasch sprangen sie hervor und . . . zerstreuten sich zwischen den Hütten. Die fallende Stange hatte sie zu sehr erschreckt.

Bald darauf erschienen die Soldaten. Nun konnte von einer weiteren Gefahr, wenn überhaupt eine solche noch vorhanden gewesen wäre, nicht mehr gesprochen werden.



## EIN RASTTAG UNTER DEN LISU

Aus den Hütten schallen zwar noch debattierende Stimmen herüber, doch beruhigten sie sich bald.

Neben dem Zelt fand sich ein fußkrankes Mädchen ein. Sie hatte zwei Kameradinnen mitgebracht. Dann kam ein Soldat, der sich einen Nagel von der Zehe abgerissen hatte. Und schließlich kam ein altes Weiblein dahergehumpelt, die sich ihre eiternde Wunde am Arm verbinden ließ. Damit war der Bann, unter dem die Leute gestanden und der recht verhängnisvoll hätte werden können, gebrochen. Nach und nach kamen auch die Männer wieder näher, die sich endlich von der Unsinnigkeit ihres Verdachtes überzeugen ließen.

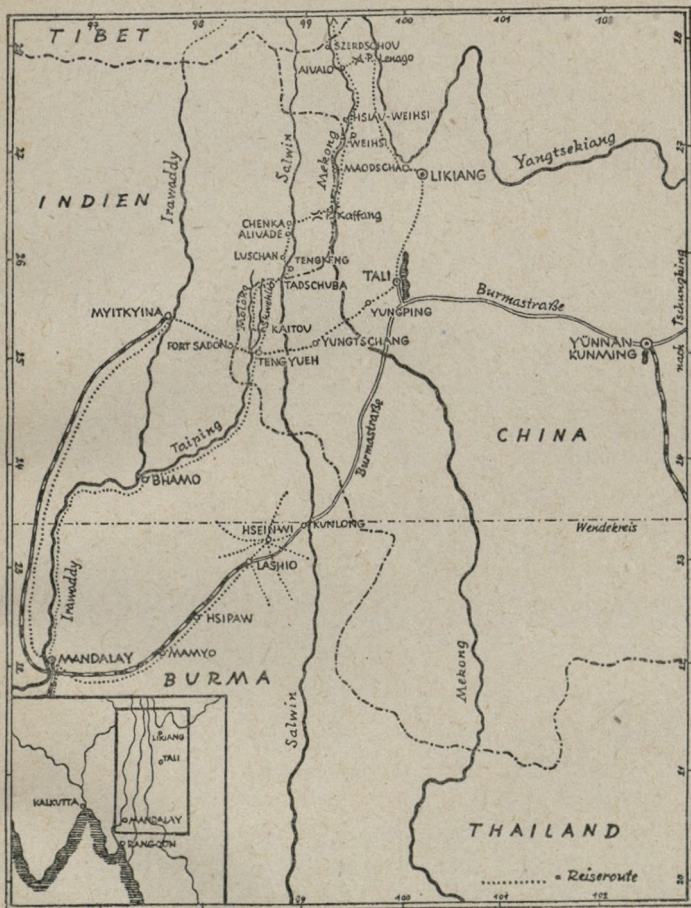
Abends wurde ein Friedensfest gefeiert. Ich machte den Leuten einen großen Ziegenbock, der billig zu haben war, zum Geschenk. Dem Tier wurden die Halsschlagadern geöffnet und eine Anzahl junger Leute trank das ausströmende Blut, indem sie ihren Mund an die Wunde legten. Dann begann großes Essen, Trinken, Singen, Tanzen und Spielen, das bis nach Mitternacht dauerte.

In wundervoller Nachtschönheit lag das Salwintal im fahlen Mondlicht vor mir. Mosaikartig hoben sich pechschwarze Wälder von kahlen, lichten Flächen der Hänge. Und in der Tiefe eine horizontale weiße Nebelfläche, aus der jenseits die leuchtenden Schneeberge in den sternbesäten Himmel wuchsen.









Übersichtskarte













24027